<36636722520013

An Fürstenhöfen Europas.

Inhalt:

Erstes Tausend.

Berlin 1887.
Verlag von Walther & Apolant.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Am Hofe von St. James.

Nichts spricht wohl klarer für die Macht und Bedeutung des englischen Parlaments, als daß es die ganze „Gesellschaft“ der vereinigten drei Königreiche hinter sich herzieht und mit seinem Zusammentritte und Schluß auch den Beginn und die Dauer der Londoner Saison bestimmt. Das Parlament ist nicht nur der politische, sondern auch der sociale Mittel- und Schwerpunkt des englischen Lebens. Season und session sind daher dort gleichbedeutende oder sich ergänzende Begriffe, und die erstere hängt in ihrer Entwicklung wesentlich von dem Charakter der letzteren ab. Dunkle Punkte am politischen Horizont werfen ihre beängstigenden und verdüsternden Schatten ebensowohl über die drawing-rooms von Belgravia und May Fair, als über die europäischen Börsen; berechtigte Empfindlichkeiten, säbelrasselnde Friedensversicherungen, die bulgarische, die ägyptische, die irische und andere Fragen, wie alle Wendungen der hohen, höchsten und allerhöchsten Politik machen nicht nur auf den Geldmarkt Eindruck, sondern auch auf Vanity-Fair, auf den fashionablen Heiraths- und Vergnügungsmarkt der Gesellschaft; Noten und Telegramme, welche bald die „Bären“, bald die „Bullen“ der Börse mit panischem Schrecken erfüllen, fahren auch den lions in

die Beine und erstarren die zarten Gefühle ihres Herzens, so daß sie alle Lust zum Tanzen und zum Heirathen verlieren. Stürmische Kämpfe innerhalb und außerhalb des Westminsterpalastes sind unverträglich mit einer glänzenden Saison und daher ein Greuel für die Modewaarenhändler des Westend, die sofort ihre Verstimmung und ihre conservativen Grundsätze bei den Wahlen bethätigen, wenn die Liberalen etwa eine Politik treiben, welche geeignet ist, die Festlichkeiten der hohen Aristokratie zu stören. Umgekehrt erheben sie die Liberalen auf den Schild, wenn die Conservativen den Weltfrieden gefährden oder die Ruhe im Lande stören. Ihr Wahlgeschrei ist stets: Unbeschränkte drawing-rooms, levees, routs, Bälle, Hochzeitsfrühstücke, Concerte, full-dress-dinners, Abendgesellschaften! Jede Parlaments- und Ministerkrisis ruft auch eine Krisis in der Gesellschaft hervor, jede Erschütterung auf der Straße macht sich in den Salons der vornehmen Welt fühlbar und verstimmt die Geigen, die zum Tanze aufspielen sollen. Als vor Jahren die zur Reformliga vereinigten Arbeiter-Massen ihr constitutionelles Recht auf öffentliche Meetings bethätigten, indem sie das mächtige Eisengeländer des ihnen verschlossenen und von einer imposanten Polizei- und Militärmacht bewachten Hydepark vor den Augen der bewaffneten Wächter zu Boden schlugen und über die Bresche hin triumphirend eindrangen, da flüchtete die vornehme Welt in solcher Ausdehnung aus London, daß die aristokratischen squares und Straßen des Westend mitten im Sommer ihren öden Wintercharakter annahmen. Die ver-

lassenen Paläste protestirten hinter verschlossenen Fensterläden gegen die plebejische Zudringlichkeit des fernen Ostens, und der Hydepark selbst mit der an Stelle der Eisenstackete aufgerichteten provisorischen Bretterwand und mit den wenigen, des hocharistokratischen Flunkyschmuckes entbehrenden Equipagen und Reitern in Rotten-row bot ein ödes Bild des aristokratischen Grolles und der vornehmen Muthlosigkeit. Die Vorsichtsmaßregeln, welche für die Sicherheit des Parlamentes getroffen werden, um es vor allen Störungen zu bewahren, die so schwere Folgen für den ganzen Organismus des englischen Volkslebens nach sich ziehen würden, sind deshalb aber auch ganz außerordentliche. Die Leute spotten oft über Kaiser und Könige, die sich beständig mit einer Leibwache umgeben müssen, um sich vor den Gewaltthätigkeiten ihrer geliebten Unterthanen zu schützen. Aber wir möchten wissen, was sie sagen würden, wenn sie erfahren, was der Minister des Innern von England kürzlich constatirte, nämlich daß das Haus der Gemeinen, die Mutter aller Parlamente, eine Bewachung erfordert, die ebenso eifrig und von ebensoviel Polizisten ausgeübt wird, wie bei einem Sultan, einem Zar oder einem irischen Vicekönig. Während der Session, wenn die Vertreter des Volkes versammelt sind, stehen beständig 183 Polizisten im Parlament und um dasselbe herum auf Posten, darunter drei Inspectoren und acht Sergeanten. Die Kosten würden sich auf 17000 Pfd. Sterl. p. a. belaufen, wenn das Parlament das ganze Jahr hindurch tagte.

Die heftigen Kämpfe und Krisen innerhalb und außer-

halb des Parlaments und die dadurch erzeugte Unbehaglichkeit aller Gesellschaftsklassen haben schon seit Jahren viel dazu beigetragen, um die Saisons ihres alten Glanzes und ihres massenhaften Luxus zu berauben. Man befindet sich nicht mehr in der Stimmung, die zum energischen Genusse der geselligen Nichtigkeiten und Freuden des high life gehört. Dazu kam nach dem Tode des Prince-consort Albert, daß die Königin sich durch alles Drängen und Murren, dessen Ungestüm zuweilen geradezu einen majestätsbeleidigenden, hochverrätherischen Charakter annahm, nicht bewegen lassen wollte, auf ihre Wittwentrauer zu verzichten, um durch Hoffeste dem Luxus der „oberen Zehntausend" und derer, die sich zur Aufnahme in den geweihten Kreis vorbereiteten, den erforderlichen Impuls zu geben. Am mißvergnügtesten waren die Modewaarenhändler, die Theater-Directoren und die Amusementsspeculanten, unter denen der Bankerott als chronisches Fieber wüthete. Diese wurden dann noch aufgehetzt von einer gewissen, in die höchste Aristokratie verzweigten Hofclique, die den Zweck verfolgen sollte und wohl auch verfolgte, der Königin das Leben sauer zu machen, um sie zur Abdankung zu Gunsten des Prinzen von Wales zu veranlassen. Die saubere Coalition verschmähte auch die schmutzigsten Mittel nicht, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und hatte eigene Blätter gegründet, um ihren Schmutz zu vertreiben. Die schamlosesten Lügen, die beleidigendsten und rohesten Verläumdungen, die scandalösesten Insinuationen in der inländischen und ausländischen Presse, — nichts blieb unversucht, um die „öffentliche Meinung"

in Lord Palmerston's verächtlichem Sinne des Wortes gegen die königliche Frau aufzuregen. Und so gab es denn wirklich im loyalen England eine Zeit, wo es förmlich zum guten Ton gehörte, die Königin hinter ihrem Rücken zu beschimpfen und den Schmerz über den Verlust ihres Gatten in der rohesten Weise zu entweihen.

Damals war es John Bright, der sich der Fluth der Verläumdung entgegenstemmte und aus der Tiefe des Volkes eine Gegenströmung hervorbeschwor, welche jene unlauteren Machinationen hinwegspülte. In mehreren großen Arbeitermeetings, die man im erwähnten Sinne zu beeinflussen suchte, trat er mit dem Gewicht seiner Popularität und mit der ganzen Wärme seiner pathetischen Beredtsamkeit für die schwer gekränkte Frau ein.

„Ich würde mich schämen, ein Engländer zu sein — sagte er bei einer dieser Gelegenheiten — wenn es in dieser Nation dahin kommen sollte, daß der Königin ein Recht bestritten würde, das der geringsten Frau aus dem Volke unbestritten zusteht. Gerade die treue Hingebung an das Andenken ihres Gemahls, die Innigkeit des Gefühls, womit sie über den einen großen und unersetzlichen Verlust ihres Lebens trauert, gerade die Tiefe und die Dauer ihres Wittwenschmerzes bringt sie unserem Herzen um so näher. Es ist sündhaft, von einer solchen Frau zu verlangen, daß sie ihrem Herzen Zwang auferlege und unserer Eitelkeit oder unserem Eigennutze diene. Wir wollen mit diesem empörenden Frevel nichts zu thun haben. Constitutionelle Könige sind nicht da, um ihren Unterthanen vorzutanzen,

um den Luxushändlern ein blühendes Geschäft zu verschaffen, sie haben viel ernstere und wichtigere Functionen, obgleich einflußreiche Journale sich nicht schämen, dies zu verkennen. Das Volk von England will nicht störend in das Privatleben seiner Königin eingreifen, es ehrt ihren Schmerz und fühlt ihn mit. Man sagt, daß hinter den eigennützigen shopkeepers, die das Herz der zum Tode betrübten Königin zu Geschäftszwecken zerreißen möchten, noch andere Personen stehen, deren Eigennutz über Handel und über drawing-rooms hinausreiche; aber ich warne diese Personen vor den wahrscheinlichen Folgen ihrer Unbesonnenheit. Wenn sich dieser Verdacht befestigen sollte, so dürfte der Tag nicht fern sein, wo das englische Volk furchtbare Abrechnung mit ihnen halten würde!"

Als daher Mr. Gladstone bei seiner Cabinetsbildung sich die königliche Erlaubniß ausbat, dem radicalen und für das „hohe Leben" weder gebildeten noch empfänglichen Quäker, John Bright, einen Platz im Cabinet anzubieten, billigte die Königin diesen Vorsatz mit einer Lebhaftigkeit und Wärme, wie sie nur selten in Staatsgeschäften einen Ausdruck findet. Von all' den hochgeborenen Ministern, Herzögen und Earls wurde im Schlosse von Windsor Keinem ein so herzlicher Empfang zu Theil, als dem einfachen Quäker von Rochdale, den die herrschende Classe so lange als den unversöhnlichen Feind von Thron und Altar verschrieen hatte. Die Kronprinzessin von Preußen, welche damals gerade in Windsor war, hatte expreß verlangt, daß ihr Mr. Bright persönlich vorgestellt werde. Bei dieser

Gelegenheit sagte die zukünftige Kaiserin von Deutschland: „Ich habe alle Ihre Reden gelesen und viel daraus gelernt; was mich jedoch am meisten darin gerührt, ist Ihre edle und männliche Vertheidigung meiner Mutter, und dafür hat es mich schon lange gedrängt Ihnen meinen warmen Dank auszusprechen.“ Das und Anderes wurde mit einer so herzgewinnenden Freundlichkeit gesagt, daß Mr. Bright ganz aus seiner Volkstribunenrolle fiel und mit einem Compliment antwortete, das der vollendetste Höfling nicht zierlicher hätte zusammensetzen können, und das in dem Munde eines Mannes, dem die Wahrheit über allen Rücksichten steht, mehr als höfische Schmeichelei war. Seitdem wurde es in der Torypresse üblich, Mr. Bright als „Günstling bei Hofe“, als „Lieblingsminister“ zu verspotten. Thatsache ist es allerdings, daß John Bright häufiger als die meisten seiner Collegen an das Hoflager „befohlen“ wurde und öfter mit der Königin verkehrte, als seine amtliche Stellung an der Spitze des Handelsamtes verlangte.

Aber mehr als das! In den fashionablen Berichten über die courts-drawing-rooms und an Hoffestlichkeiten, zu denen sich die Königin endlich wieder verstanden hatte, figurirte Mrs. Bright immer als „unvermeidlich abwesend“. Nun, Mrs. Bright war eine der vortrefflichsten Frauen, die man innerhalb und außerhalb der „Gesellschaft“ finden konnte, eine jener aufopfernden, prunklosen und resolut arbeitenden Quäkerinnen, wie wir sie aus „Uncle Toms cabin“ kennen. Aber dem Glanz der „Gesellschaft“ vermochte sie keine Concessionen zu machen. Ihre unhöfische

Quäkertracht, mit der sie so lange durch ein vielbewegtes Leben gegangen und am Grabe aller ihrer Kinder gestanden hatte, in ihrem Alter noch abzulegen und sich in einer durchaus fremden und unsympathischen Welt zurechtzufinden, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Königin Victoria unterließ es nicht, einen solchen weiblichen Character mit sympathischem Zartgefühl zu behandeln. Mrs. Bright, welche bei den Hoffesten nicht erscheinen wollte, erhielt daher einen eigenhändigen Brief von der Königin, in welchem sie ebenso dringend als herzlich eingeladen wurde, die königliche Wittwe an einem bestimmten Tage in Windsor zu besuchen, wo diese nur ihre Familie um sich haben und dem erwarteten Gaste daher Niemanden als ihre Kinder vorstellen würde. Eine solche Einladung ließ natürlich keine abschlägige Antwort zu. Thatsache ist, daß Mrs. Bright in Windsor war und erst nach mehrstündigem Verweilen in der königlichen Familie durch eine Hofequipage zum Bahnhofe zurückgebracht wurde. An gemeinschaftlichen Anknüpfungspunkten konnte es zwei Frauen, so verschieden durch ihre Erziehung und ihren Rang, und so nahe gerückt durch ihre Schicksale und durch die Wahlverwandtschaft ihres weiblichen Gemüthslebens, nicht fehlen.

* * *

Die herrschende politische Partei gibt auch in der vornehmen Geselligkeit den Ton an. Nicht immer können sich die Tories und die Whigs miteinander in Bezug auf gesellige Talente messen. So klagte im Jahre 1869 ein reicher Whig über die saison: „Mit dem Tory-Gouvernement

ist es traurig bestellt, es fehlt der Partei durchaus an tonangebenden Mittelpunkten. Lord Derby selbst war seiner Zeit berühmt als feiner Weltmann und hat vielleicht durch die graciöse Form seines aristokratischen Auftretens mehr Anhänger gewonnen, als durch die zweifelhaftere Vertretung seines von Mr. Disraeli dictirten politischen Programms. Aber seine immerwährende Kränklichkeit hatte den Frohsinn aus den Hallen seiner Familienresidenz in St. James' Square verdrängt. Sein Sohn, Lord Stanley, der als Tausendsappermenter der diplomatischen Welt eine erste Rolle in Vanity-Fair hätte spielen sollen, ist ein sauertöpfiger Hagestolz, der sich viel wärmer für die Lösung eines verzwickten algebraischen Problems interessirt, als für die glänzende Langeweile einer distinguirten Reunion. Noch dazu läßt sein eingewurzelter Haß gegen das schöne Geschlecht keine Besserung mehr hoffen.

Die Viscounteß Beaconsfield hatte sich der „Gesellschaft" als Mrs. Disraeli so verhaßt und lächerlich gemacht, daß weder die Stellung ihres Gemahls noch ihre Standeserhöhung im Stande war, die Crême in ihre Salons zu locken.

Die Lords Salisbury und Carnarvon, die früher eine einflußreiche Rolle in der Welt gespielt, zogen sich grollend von Belgravia zurück und frondirten auf ihren Landsitzen. Den meisten andern Tory-Ministern fehlte es an Talent, an Neigung, zum Theil auch an Geld, um den Impuls zu geben, den die „oberen Zehntausend" von dieser Seite her erwarteten.

Das hatte sich mit dem Regierungswechsel geändert. Mrs. Gladstone ist eine Dame, wie sie die englische Gesellschaft verlangt, fromm, vergnügungssüchtig, in modischer Philanthropie und in modischer Toilette glänzend, geistreich und tactvoll. Ihre drawing-rooms zogen daher die vornehme Welt unwiderstehlich nach „Carlton-House-Terrace".

Lord Granville war immer ein „Löwe", und wenn er nun auch dafür zu alt geworden ist, so hat er doch durch die Vermählung mit einer 25 Jahre jüngeren Gattin bewirkt, daß sein Haus nichts von seiner alten Anziehungskraft für die Gesellschaft verloren. Der Herzog von Argyll gehört zwar nicht zu den reichsten Mitgliedern der britischen Aristokratie, aber er besitzt einen solchen Reichthum an reizenden und heirathsfähigen Töchtern, daß sein Haus in Belgravia-Square zu den besuchtesten und lustigsten der Saison gehört. Eine mächtige Verbündete der liberalen Regierung nach dieser Seite war die Counteß Waldegrave, die sich den viel jüngeren Irländer Mr. Chichester Fortescue als dritten Gatten zugelegt hatte, und mit ihrem Reichthum und ihrer trotz ihres Alters unverwüstlichen Lebenslust wesentlich dazu beitrug, um die Einsetzung des Gladstone'schen Ministeriums zu einer Epoche in den Gesellschaftsannalen zu machen. Das Leben von Belgravia hatte unter diesen günstigen Einflüssen einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die vornehmen Viertel füllten sich schon früh im Jahre, der Hydepark und die fashionablen Straßen des Westends strotzten von distinguirten Equipagen und

von unzweifelhaften Reitern und Reiterinnen. Die shopkeepers des Westend schmückten ihre Läden mit den hoffnungsvollsten Farben. Jedermann rechnete auf einen ruhigen Verlauf der parlamentarischen Saison und daher auf einen stürmischen Charakter der Saison. Die Menge der angekündigten Künstler und Virtuosen, die zur Verherrlichung oder zur Ausbeutung der Saison beitragen sollten, war wohl darnach angethan, um auch muthige „Löwen" der Gesellschaft zu erschrecken! —

Seitdem die Königin Victoria ihren Gefühlen und Neigungen in wahrhaft heroischer Weise Gewalt angethan, um durch drawing-rooms und Hoffestlichkeiten aller Art dem Verkehr von Vanity-Fair den stürmisch verlangten Impuls zu geben, hat gleichwohl der Luxus der „oberen Zehntausend" auch dann, wenn er von keinen politischen Zudringlichkeiten in seiner comfortablen Entwicklung gestört wurde, die Ausbeute früherer Jahre nicht mehr gewähren wollen. Diese unliebsame Erfahrung, die aller künstlichen Reizmittel zur Entfaltung von Reichthum spottet, darf von der Lage des industriellen und commerciellen Lebens im Ganzen und Großen nicht getrennt werden. England ist im Laufe der letzten vier oder fünf Jahre ärmer geworden, als es früher war, wie die Ein- und Ausfuhrlisten des Handelsamtes und der Ausfall in den Staatsrevenuen beweisen. Die großen und größten Vermögen sind nichts für und durch sich Bestehendes, denn das Capital wird nur productiv durch die Arbeit. Für jeden Penny, den der nicht direct arbeitende Gentleman aus

seinem Jahreseinkommen von 10 oder 100,000 £ ausgiebt, muß so gewiß von irgendwem, irgendwo und irgendwie gearbeitet worden sein, als für den Penny, den der Taglöhner aus seinem ärmlichen Wochenverdienst spendet. Wenn daher die Industrie des Landes häufig stockt, wie dies nun schon seit dem amerikanischen Bürgerkrieg der Fall ist, so werden alle Gesellschaften, Adel, Gentry, Kaufleute, Fabrikanten, Kleinhändler und Arbeiter in gleichen Verhältnissen von dem Drucke betroffen. Der Nationalwohlstand sinkt, und mit ihm vermindern sich die Mittel der reichen Leute, die Befähigung, dem Luxus in ausschweifender Verschwendung zu fröhnen. Das ist der eigentliche Grund, weshalb es nun schon seit einer Reihe von Jahren in London keine „glänzende" Saison mehr gibt, und der Bankerott in den elegantesten Geschäftsstraßen des Westend grassirt. Es ist die Unerbittlichkeit der ökonomischen Gesetze, unter deren Herrschaft sich der Eitelkeitsmarkt verödet und in den drawing-rooms von Belgravia keine rechte goldstrotzende Freude aufkommen kann. Diese Gesetze kennen überhaupt kein Mitleid, und am wenigsten mit Modisten, Luxushändlern und Vergnügungsspeculanten. Ob England je wieder „glänzende" Saisons haben wird, vermögen wir nicht zu sagen. Man darf deswegen von dem Reichthum der englischen Aristokratie nicht zu gering denken. Es gibt immer noch Gelegenheiten genug, wo sie mit vollen Händen ihre Schätze ausschüttet. —

Beim preußischen Aristokraten denken wir an des

„Königs Rock“ und den Degen, der französische Adel verkörpert sich uns in dem Bilde der vollendetsten, feinsten Hofsitte, denken wir an die englischen Aristokraten, so schwebt uns die Figur des „country gentleman“ vor.

Je vornehmer der aristokratische Engländer ist, desto mehr findet man bei ihm, namentlich dem hochstehenden Staatsmann, eine große Verstandesschärfe, herrührend von der Gewohnheit des Prüfens und Erwägens, die seiner Rede eine gewisse trockene Härte, seiner Haltung und Physiognomie einen Stempel catonischer Strenge und Unerschütterlichkeit gibt. Im gesellschaftlichen Leben gehen ihm zwar die äußerst verbindlichen Formen, die hohe Glätte des französischen Grand Seigneur des Faubourg St. Germain ab, doch imponirt er immer durch seinen etwas schwerfälligen, aber echt britischen würdevollen Anstand, durch die äußere, sich stets gleich bleibende Kälte seines Wesens, welche selten nur von einem warmen Sonnenstrahl durchdrungen wird. Die Klarheit seines ernsten Auges, der feste Zug um seinen Mund verrathen Verstand, Humanität, Selbstbewußtsein; er weiß, er wird sich nie vergessen, er ist nicht allein Nobleman, sondern auch Gentleman in des vielfach gemißbrauchten Wortes bester Bedeutung. Strenge Sittlichkeit ist ein charakteristischer Zug seines Charakters. Dem Mann aus dem Volk gegenüber ist der Lord ungezwungen und natürlich; er redet zu ihm, im Gefühl seiner Würde, mit einer gewissen patriarchalischen Bonhommie und erkennt stillschweigend auch in ihm den freien Briten an. Dagegen

hüllt er sich dem Ausländer gegenüber wie jeder Engländer in einen undurchdringlichen Mantel, ist zurückhaltend, stolz und mißtrauisch, wenn nicht durch nähere, schwer zu erwirkende Bekanntschaft das Eis gebrochen wird. Immer aber stellt er den Ausländer, und wäre er ein Fürstensohn, in Gedanken um viele Stufen tiefer als sich selbst. Der erste, vollkommenste Mensch auf Erden ist, davon ist er überzeugt, der Engländer.

Victor Hugo sagt in der Vorrede zu seinem „L'homme qui rit" mit tieferer Kenntniß des englischen Lebens, als man einem so weit über die prosaische Wirklichkeit hinausblickenden Idealisten zutrauen sollte: „In England ist Alles groß, selbst das, was nicht gut ist, selbst die Oligarchie. Die britische Aristokratie ist eine solche im absoluten Sinne des Wortes, und keine andere Feudalpartei ist glänzender, furchtbarer, zäher, und wir müssen gestehen, daß sie in ihrer Zeit nützlich gewesen ist." Im Vergleich mit der englischen Aristokratie sind alle Aristokratien des Continents doch nur mehr oder minder harmlose Junkereien. Keine von diesen hatte je alle moralischen und materiellen Kräfte des Landes, des Staates und der Gesellschaft so vollständig absorbirt, so unauflöslich an ihr Standesinteresse gefesselt, als die englische. Mit dem Parlament, das nur durch sie und aus ihr bestand, wurde sie im eigentlichen Sinne des Wortes zur „herrschenden Classe" und knüpfte die Regierung, die Verfassung, die Freiheit, ja die Sympathien der Nation unmittelbar an ihren Stand. Sie monopolisirte allen politischen und kirchlichen Einfluß.

Die Minister und die wichtigeren Staatsbeamten, die Officiere der Armee und der Flotte, die Hofdiener, die Bischöfe und die Geistlichen, die Richter waren nicht nur von ihr abhängig, sondern unmittelbar aus ihrem Stande genommen. Die Lords beherrschten durch ihre Vettern und jüngeren Söhne das Unterhaus, durch dieses die Nation, und als Herren des Unterhauses und der Nation schrieben sie der Krone Gesetze vor. Kunst und Wissenschaft, Religion und Bildung, Kirche, Schulen und Universitäten hatten sie viel absoluter unter ihrer Gewalt, als der selbstherrlichste Despot in irgend einem Lande und zu irgend einer Zeit. Alles Große in der englischen Geschichte wurde von dieser Aristokratie geschaffen und geleitet. Durch den ausschließlichen Besitz des Grundeigenthums monopolisirte sie den Wohlstand des Landes, durch ihren muthigen Kampf gegen die Uebergriffe des Königthums das Gewissen des Volkes. Sie beherrschte Alles mit Ausnahme der — Industrie! Und gerade die langsam, aber mit unwiderstehlicher Consequenz fortschreitende Entwickelung der bürgerlichen Arbeit, was nur ein anderes Wort für „Demokratie" ist, bildet den Wendepunkt in der Triumphlaufbahn der „furchtbaren" Classe, die unscheinbare, aber furchtbare Reaction, vor deren Gewalt ein aristokratisches Privilegium nach dem anderen in den Staub sinkt.

Trotzdem steckt in der englischen Aristokratie noch ein grundgesunder Kern, der den Herren Gleichmachern noch viel zu schaffen machen wird.

In England gibt es, wie man weiß, keinen Wahlkörper der Großgrundbesitzer; mit Ausnahme der neun Abgeordneten der verschiedenen Universitäten sind alle Mitglieder des Unterhauses aus directer Volkswahl hervorgegangen, die in den Städten nach einem System vorgenommen wird, das schon beinahe an das suffrage universel streift. Von den 654 Mitgliedern des Unterhauses sind aber trotzdem über 100 Söhne von Lords, oder Brüder von solchen, oder Baronets. Der Adel bewirbt sich mit Eifer um die Ehren von Westminster. Die herzogliche Familie der Cavendish, deren Chef den Titel Herzog von Devonshire führt, hat drei Söhne im Unterhause sitzen; der älteste hiervon ist Lord Hartington, der sich als Führer der Liberalen einen europäischen Namen gemacht hat. Das Haus Stanley, dessen Oberhaupt der Graf Derby, ist durch einen jüngern Sohn im Unterhaus vertreten, der es schon einmal bis zum Kriegsminister gebracht hat. Alle großen Häuser, die Hamilton, die Campbell, die Manners, die Talbot, die Cecil, sind durch einen oder zwei ihrer Söhne unter den Gemeinen repräsentirt. Freilich, dazu gehört doch eine Portion ernster Arbeit. Mag der väterliche Einfluß noch so groß sein, wenn der Herr Sohn ein ausgesprochener Dummkopf ist, so wird er doch nicht gewählt. Und wird er gewählt, so bringt er's im Unterhaus sein Lebtag zu nichts. Aber Hartington und George Hamilton, Eustace Cecil, Robert Montagu, John Manners, lauter Herzogs- und Marquis-Söhne und so vornehm und reich wie die Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg, gehören

zu den gekanntesten und hervorragendsten Mitgliedern des Unterhauses. Ein Herzog v. Argyll, ein Herzog v. Richmond, ein Marquis v. Salisbury, ein Graf Derby, Graf Granville, Graf Carnarvon widmen sich der fachmännischen Politik mit Eifer und Erfolg.

* * *

Der junge englische Aristokrat bleibt bis zum zehnten oder elften Jahr zu Hause bei seinen Eltern. Er lernt lesen, schreiben, beten, reiten und etwas Latein, von letzterem so wenig als möglich. Französisch lernt er nicht, er hat genug an seiner Muttersprache. Hat er die obgenannten Künste bewältigt, so kommt er nach Eton, Harrow oder Rugby. Dort ist er mit einigen hundert Buben beisammen, alle aus reichen Häusern, denn die Schulen sind theuer, aber natürlich nur eine Minorität aus adeligen Familien. So streng die Disciplin in der Classe ist, so unabhängig sind die Jungens außer der Schule. Die Erziehung, die sie dortselbst erhalten, verachtet alle Aeußerlichkeiten, sie geht viel weniger auf Bildung des Geistes als des Charakters. Gelehrte sind in Eton noch sehr wenige erzogen worden, aber jahraus, jahrein gehen Hunderte charaktervoller Jünglinge daraus hervor, die das Leben doch etwas tiefer auffassen als einen Hofball, und die vom Schranzenthum nichts wissen. Wenn der junge englische Aristokrat seine „school“ verläßt, so kann er ein Bischen Englisch, Latein und Griechisch, von

Allem nicht zu viel, ein Bischen Mathematik, ein Bischen Geographie, sehr gut reiten, sehr gut rudern, sehr gut Cricket spielen. Dann kommt er nach Oxford oder Cambridge. Dort studirt er alte Sprachen, Mathematik und „liest" politische Oekonomie. Auch dort ist Charakterbildung die Hauptsache. Kaum Einer unter den jungen Leuten aber, der nicht irgend ein nobles, ein wahrhaft nobles Steckenpferd sich zu eigen macht: der Eine träumt von Ausrottung des Pauperismus, ein Anderer projectirt Arbeiterwohnungen, ein Dritter will den Kirchenbaustil reformiren. Dabei wird der Sport nicht vernachlässigt, aber er bildet doch nur die Unterbrechung der Arbeit, er füllt noch nicht das Leben aus. Von der Universität aus wird dann die „große Tour" angetreten. Früher bereiste man den Continent, jetzt wird gleich eine kleine Erdumseglung unternommen. Zurückgekehrt, beginnt der junge Mann in den Kreis dessen zu treten, was er als seine Pflichten anzusehen gelehrt worden ist. Er wird vor Allem Friedensrichter. Zweimal die Woche sitzt er zu Gericht über Taschendiebe, Vagabunden, Betrunkene, leitet er Voruntersuchungen gegen Mörder, Einbrecher, Betrüger. Jeden Monat hat er seine Special-, jedes Vierteljahr die Quartal-Session der Friedensrichter seiner Grafschaft, respective seines Districts mitzumachen, votirt er die Grafschafts-Umlagen, controlirt er die Grafschafts-Verwaltung und die Beamten, an deren Ernennung er participirt. Ist er ernsthaft angelegt, so läßt er sich unter die „visiting justices" aufnehmen, denen die Controle des Gefängniß-

wesens obliegt. Dabei ist er Officier in der Miliz oder in einem Freiwilligen-Corps. Kommt dann die Zeit der „parlamentarischen Ehren", wie der Engländer es heißt, für den jungen Mann, so ist er theoretisch und praktisch vorbereitet. Er hat Manches aus Büchern, viel aus dem Leben gelernt, die halbe Welt gesehen, auch die „halbe Welt", die er in London und Paris studirt hat, aber er hat sich an der Universität, in der Kaserne, bei Manövern, auf der Richterbank, in der Quarter-session erprobt und er stellt nun seinen Mann. . . . Steckt das Zeug zu einem Minister, zu einem leitenden Staatsmanne in ihm, so kommt's nun heraus; wo nicht, ist er wenigstens ein nützliches Parlaments-Mitglied, unschätzbar durch reiche Erfahrung in allen socialen und agronomischen Fragen, wenn ein Conservativer, doch niemals volksverachtend — wenn ein Liberaler, gemäßigt, „steadied", wie der Engländer sagt, durch Erfahrung und Besitz.

* * *

Viel Hochmuth, übergroße Prüderie, Ignoriren jedes nicht zu ihren Kreisen Gehörenden und steifgeziertes Wesen sind fast immer die äußeren Merkmale, wodurch sich eine hochgeborene Lady auszeichnet. Sie ist eine Sclavin der Etikette und deren Vorschriften, und ängstlich bemüht, nie gegen diese zu verstoßen. Ebenso peinlich hält sie die Vorrechte ihres Ranges und ihrer Stellung bei Hofe und in Gesellschaft dieser oder jener Nebenbuhlerin oder Präten-

dentin gegenüber aufrecht. Untröstlich würde sie sein, wenn sie erführe, daß irgend Jemand sie für die Frau eines Banquiers oder Advokaten gehalten habe. Shoddy-aristocracy, shopkeepers, snobs sind in ihren Augen „shocking!“ Streng alle Formen der Religion beobachtend, berührt sie jeder nicht fashionable, also verpönte Ausdruck peinlich; nichtsdestoweniger fügt sie sich doch — und man sagt nicht ungern — der Mode, trotzdem sie so sehr auf Anstand hält, und erscheint auf den Hofbällen mit Brillanten übersäet und in tiefausgeschnittener, glänzend schillernder schwerer Pariser Robe. Das Auftreten der viel emancipirteren jungen Amerikanerinnen tadelt sie wieder als „shocking“. Sie, die englische Aristokratin, erkennt in jener, und stammte sie aus der besten Familie Nord-Amerika's, nie die Ebenbürtige an.

Die Damen der hohen Aristokratie in England schätzen die Schönheit so sehr wie ihr Geschlecht überall, sie sind auch so gut wie ihre Standesgenossinnen anderswo darauf bedacht, dem, was die Natur versäumt, ohne Ansehen der darzubringenden Geldopfer künstlich nachzuhelfen. Aber das schöne Geschlecht anderswo möchte doch den englischen Damen es nicht in Allem gleich thun, besonders bei ihren Verschönerungsversuchen etwas den Verstand zu Rathe ziehen und so den gröbsten Schwindeleien entgehen, welchen die Londoner Aristokratie in den siebziger Jahren zum Opfer fiel, indem sie der berüchtigten Verkäuferin von Schönheitsmitteln, der Mrs. Leveson, gestattete, eine Rolle in London zu spielen.

Wir Deutschen sind im Reclamewesen trotz aller Fortschritte immer noch nicht so weit, wie die Engländer und Amerikaner. Wenn man in den Annoncenspalten deutscher Blätter liest oder bis vor Kurzem las: „Schönheit und Jugend wiederzugeben vermag nur das weltberühmte Eau de Lis de Lohse — Schönheits-Lilien-Milch — als das einzig bewährte Schönheitsmittel erprobt und anerkannt," — so fühlt man sich in einen primitiven Zustand der Gesellschaft zurückversetzt, an dem die Fortschritte des modernen Humbugs wirkungslos vorübergegangen sind. Ein Amerikaner oder ein Engländer würde über eine so einfache, gemüthliche, aller sensationellen Puffs entbehrende Annonce lächeln und sich nur darüber wundern, wem in aller Welt es einfallen könnte, sich für lumpige 1,50 M. die Sommersprossen und Falten vertreiben, Jugend und Schönheit wiedergeben zu wollen. — Die Theorie und noch mehr die Praxis des Humbugs geht von der Voraussetzung der Unbegrenztheit der menschlichen Schwäche aus, zumal der weiblichen, und vor Allem derjenigen einer englischen Lady, deren Mittel ihr Alles erlauben. Diese Schwäche ist das Material, mit dem der Humbug arbeitet, und je gröber er es treibt, desto erfolgreicher die Operation. Sobald er verschämt auf halbem Wege stehen bleibt, sich vor der gerühmten Civilisation und Erleuchtung unseres aufgeklärten Jahrhunderts zu fürchten scheint und mit einem gewissen Mißtrauen der Intelligenz glaubt Concessionen machen zu müssen, so gibt er seine besten Chancen aus der Hand. Erleuchtung und Intelligenz kaufen sich weder Schönheits-Lilienmilch, noch

Gladstone=Oberröcke, wie sie von Moses and Son eine Zeit lang in London durch eine Hymne auf die Religions=freiheit dem Herzen und dem Geldbeutel eines gewissen Publicums nahe gelegt wurden.

„Cosmetisches Wasser, destillirt von magnetischen Felsen in der großen Saharah und jeden Morgen frisch angebracht auf flüchtigen Dromedaren durch specielles Arrangement mit dem Kaiser von Marocco." Das klingt schon besser und wird auch besser bezahlt. Madame Rachel, welche diese Ankündigung Jahre lang in den Annoncen=spalten der Londoner Presse vertrieb, forderte nicht 1,50 M., sondern 5 Guineen für eine Flasche ihres „Cosmetischen Wassers", ein Preis, der sich direct an die Damen der reichsten Aristokratie wandte. Gleichwohl würden wir den Verdiensten des Herrn Lohse zu nahe treten, wenn wir behaupten wollten, daß ihr Schönheitswasser wunderthätigere Eigenschaften besessen hätte, Jugend und Schönheit wirksamer wiederherstellte als das seinige, das um den bescheidenen Preis von 1,50 M. unserer festen Ueberzeugung nach gleich segensreich wirkt. Madame Rachel, wie sie sich mit ihrem nom de guerre nannte, Mrs. Leveson, als welche sie im Privatleben passiren wollte, oder Mrs. Levison, wie sie ethnographisch und etymologisch richtiger in den Gerichts=acten gekennzeichnet wurde, hatte sich einen Maßstab zur Beurtheilung ihrer Mitmenschen gebildet, demgemäß sie mit bewunderungswürdiger Entschlossenheit und Consequenz handelte. Dieser Maßstab war ein sehr niedriger, aber mit seiner rücksichtslosen Anwendung hatte sie Erfolge

erzielt, die bei einer höheren Schätzung des Menschenwerthes ganz unmöglich gewesen wären. Ohne alle Schulbildung, nicht einmal im Stande, zu lesen und zu schreiben, brachte sie es fertig, auf einem so hohen Fuße im Westend zu leben, daß ihre Equipage im Hydepark, wo sie täglich in der fashionablen Corsofahrt paradirte, vor dem italienischen Opernhause, wo sie eine Loge für 300 £ besaß, schon durch die Schönheit der Pferde und durch die Solidität der Silberverzierungen Aufsehen erregt haben würde, auch wenn es nicht bekannt und von ihren Flunkys mit nachdrücklichem Selbstgefühl angekündigt worden wäre, daß dieser reiche und elegante Wagen der berühmten Madame Rachel gehörte und auf sie selbst oder ihre kaum minder berühmten Töchter harrte. Aber auch die zur erfolgreichen Ausbeutung der Eitelkeit erforderliche Kühnheit hat eine Grenze, auch die Geringschätzung der Intelligenz kann übertrieben werden. Die Grenze wurde von der Mrs. Levison überschritten. Alles, was Madame Rachel durch ihre geniale Verachtung der geistigen und sittlichen Kräfte des weiblichen Geschlechts in England gewonnen hatte, verlor Mrs. Levison durch den einen falschen Schritt mit der Mrs. Borrodaile. Hätte sie diese einfach ausgebeutet und zur Bettlerin gemacht, so würde ihre glänzende Equipage heute noch vor dem Portico von Covent-Garden-Theater die gebührende Bewunderung herausfordern. Als sie sich aber in ihrem vom Erfolge berauschten Uebermuthe bis zur Mißhandlung ihres Opfers hinreißen ließ, überschritt sie die Grenze. Die intelligente Minorität revoltirte

und selbst die Eitelkeit nahm Partei gegen ihre Hohepriesterin und Zuchtmeisterin. Ihr Schicksal war besiegelt und hat sich erfüllt.

Es war ihr gelungen, die gegen sie erkannte Zuchthausstrafe, die sie bereits angetreten, durch eine Petition gegen die Competenz des verurtheilenden Gerichts zu sistiren und bis zur Entscheidung dieses Competenzconflicts gegen eine Caution von 3000 £ provisorisch in Freiheit gesetzt zu werden. Dieser Bescheid des Gerichtshofes von Queen's Bench erregte Sensation und es hieß allgemein, daß man die Verurtheilte entkommen lassen wollte, um der vornehmen Welt eine Wiederholung des Processes und den Scandal der Enthüllungen zu ersparen, mit denen das wüthende Weib gedroht hatte und ohne Zweifel zu drohen vermochte. Mad. Rachel benutzte jedoch ihre Freilassung nicht, um sich sofort aus dem Bereiche der englischen Criminalrechtspflege zu begeben, sondern um neue Scandalprocesse gegen ihre Advocaten anhängig zu machen und um sich der angewiderten öffentlichen Meinung frech aufzudrängen. Ihren Laden in Bondstreet hatte sie mit anspruchsvoller Coketterie neu herausputzen lassen, jedoch nicht, wie sich bald herausstellte, weil sie hoffte ihr Geschäft mit gesteigertem Glanze fortsetzen zu können, sondern um Käufer für ein bankerottes Etablissement anzulocken. Sie dachte offenbar nun ernstlich daran, zu thun, was das Publicum von ihr erwartete, und dem England, in welchem sie ihre Rolle ausgespielt, den Rücken zu wenden, jedoch nicht ohne noch Alles aus der Situation und aus ihrer Celebrität herauszuschlagen,

was sich möglicher Weise herausschlagen ließ. Daher wurde in Annoncen und Placaten angekündigt, daß sich Mad. Rachel entschlossen habe, „den Inhalt ihrer Privatresidenz“ in öffentlicher Auction zu versteigern. Um jedoch dem Interesse, das sich an die historisch gewordene Person der Eigenthümerin und an die Einzelheiten ihres Haushaltes knüpfen müsse, gebührende Rechnung zu tragen, wurde die Privatresidenz, welche hinter dem berüchtigten Laden in der anständigen und verschwiegenen Maddox Street lag, drei Tage vor der Auction dem Publicum gegen den Eintrittspreis von 1 sh. geöffnet. Diese Ausstellung war ein gelungener Streich, welcher Maddox Street drei Tage lang in Aufregung erhielt und viel Geld einbrachte. Sie traf den morbiden Geschmack der Gesellschaftsclasse, in welcher sie bisher ihre Düpes gefunden hatte, so genau, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte und vollständig gewesen sein würde, wenn sich am Ende nicht das Schicksal in der illusionsfeindlichen Gestalt von Polizisten und Gefangenwärtern eingemischt hätte.

Für das Publicum, das die Mrs. Levison zur Madame Rachel gemacht hatte, gab es nichts Anziehenderes als ein Erinnerungszeichen an einen Scandal, etwas, das im Zusammenhang stand mit stark gewürzten, pikanten Transactionen, die außerhalb des Gebietes der alltäglichen und daher faden und geschmacklosen Wohlanständigkeit liegen. Wenn das Meublement einer Villa von St. Johns Wood zur Auction angekündigt wird und der geschäftsgewandte Auctionator eifrig verbreiten läßt, daß die zu verkaufenden

Effecten einer abgedankten Maitresse, einem gefallenen Sterne der Halbwelt gehören, so kann man sicher darauf rechnen, daß die vergoldeten Schmucksachen der armen Gefallenen den Preis des solidesten Goldes erzielen. Das ist nun einmal der krankhafte Geschmack gewisser Kreise in London, und daher zog die Ausstellung sowohl als die Auction der Madame Rachel.

Um sich den zum Eintritte in die heiligen Hallen berechtigenden Catalog zu verschaffen, mußte man in dem Laden eine volle halbe Stunde warten, ehe eine der in schwarzen Seidenatlas gekleideten und interessant blaßgeschminkten Fräulein Rachel sich herablassen wollte, den Tribut der Narrheit in Empfang zu nehmen, und auch nachdem man seinen Schilling angebracht, mußte man sich noch mit einem Haufen anderer Bewerber mindestens ebenso lange gedulden, bis der auf blumenverziertem rosa Papier gedruckte Catalog gebührend parfümirt war. Der goldbetreßte Thürsteher in der Privatresidenz konnte so schon an dem Geruche erkennen, daß man zu den Auserwählten gehörte. Was in der Ausstellung zu sehen war, war so uninteressant und alltäglich, daß es keine besondere Erwähnung verdient. Es stellte sich später heraus, daß der wirkliche Hausrath der Madame Rachel bereits vor Monaten bona fide verkauft worden und daß die Wiederholung der Vorstellung auf gleiche Gewinnantheile mit einem Auctionator, der das leere Haus mit altem Gerümpel ausdecorirt hatte, in Scene gesetzt worden war.

Unter den zum Verkaufe angesetzten Kunstschätzen befanden sich „ein seltener indischer Tisch von Ebenholz, mit Silber und Buhl eingelegt und von Nena Sahib dem König von Delhi zum Präsent gemacht"; ferner „ein schöner Kaminschirm mit, die Thaten Garibaldi's darstellenden Stickereien und von dessen Tochter der Madame Rachel zum Andenken verehrt"; daneben zahlreiche Andenken von der Lady Blessington, dem Grafen d'Orsay und dem Kaiser der Franzosen. Diejenigen, welche diese Dinge kauften, hatten und brauchten natürlich nicht mehr Garantie für ihre Echtheit, als für die des „circassischen, Glanz und Reinheit der Hautfarbe verbürgenden Gummi's", des „magnetischen Felsenthau's", des „Jordanwassers" und ähnlicher Kostbarkeiten, die sie früher aus derselben Quelle bezogen. Wer aber mit dieser Garantie zufrieden war, für den mußte es wohl interessant sein, sich in dieser Umgebung ein Album zu erstehen, das der Kaiser der Franzosen der Madame Rachel verehrt und das, wenn irgend etwas, bedeuten würde, daß selbst der mächtige und den Schwachheiten gewöhnlicher Menschenkinder weit entrückte „Er" eine Zeit gehabt, wo er sich beautiful for ever tünchen ließ und der Schönheitskünstlerin seine Dankbarkeit durch delicate souvenirs zu erkennen gab. Für uns war der interessanteste und verblüffendste Theil des Catalogs der durch die Ueberschrift „Madame Rachel's Bibliothek" eingeleitete. Darin wurden neben 48 französischen Romanen, die hier ganz an ihrem Platze zu sein schienen, aufgezählt und ausgeboten: Mill's „On Liberty" — Xenophon's „Opera" —

Colenso's „Pentateuch" — Thucydides, 2 Bände — Molière's „Oeuvres" — Kant's „Critique of Reason" — Compte's Philosophie u. s. w. Man sollte denken, daß dies ziemlich trockene und schwere Lectüre war für eine Dame, die eingestandenermaßen nicht lesen konnte.

Der Humbug war außergewöhnlich grob, aber gerade deswegen zog er. Die Auction fand vor einem ungeheuren Zudrange von Käufern statt, und alle im Catalog verzeichneten Raritäten wurden verkauft, zum Theil zu fabelhaften Preisen. Der Name Rachel verlieh auch dem werthlosesten Gerümpel einen phantastischen Werth. —

Dieselben Damen der Londoner Gesellschaft, welche sich in dieser Weise dupiren ließen, führen seit Jahrzehnten, theils in liebenswürdiger, theils in anzüglicher Form Klage über die Heirathsscheu und die Pest des Hagestolzthums in der exclusiven „Gesellschaft". Es gab sogar in den sechziger und siebziger Jahren eine „Heirathsfrage", die alljährlich in der todten Jahreszeit in der englischen Presse discutirt wurde und vorzugsweise aus den erhabenen Regionen der „oberen Zehntausend" ihre Beweisgründe schöpfte. Die „Matronen aus Belgravia", welche in der „Times" ihren Collectivnothschrei erhoben und mit ihren Klagen, daß sie ihre Töchter nicht mehr an den Mann zu bringen vermöchten, ein nachhaltiges und sympathisches Echo in der gesammten Presse weckten, beschwerten sich, daß die Lords Noodle und Poodle, die Howards und Talbots, die Besitzer von „breiten Aeckern" und unerschöpflichen Bankdepositen nicht auf die Leim-

ruthe gingen und ein Hagestolzleben der ehelichen Verbindung mit ihren liebenswürdigen Töchtern vorzögen.

Besonders unverzeihlich erschien das Cölibat des fünfzehnten Earl von Derby, eines 43jährigen, gesinnungstüchtigen und unverbesserlichen Hagestolzes. Durch ökonomische Gründe konnte dieser, obgleich er sich allerdings mit national-ökonomischen Studien eifriger beschäftigte, als mit der Lectüre von Sensationsnovellen, in seinem Hasse gegen das schöne Geschlecht nicht bestärkt worden sein. Die Jahresrevenuen des Earl von Derby betragen nach einer mäßigen, durch keine Finanz- und Handelskrisis wesentlich alterirten Schätzung die hübsche Summe von 120,000 £. Lord Derby ist also doch wohl im Stande, eine Frau standesgemäß zu ernähren, zumal da er für seine eigene Person wenig Bedürfnisse zu befriedigen hat. Warum heirathet er nicht? Diese Frage beantwortete Frau Fama wie folgt. Der junge Stanley, der übrigens nie ein flotter Student gewesen sein kann, wie sein geistig und körperlich viel jüngerer Vater, der eben begrabene „Letzte der Barone“ und verehrte Kanzler der Oxforder Universität, benutzte seine Universitätsferien, um sich lebens- und standesgefährlich in die wunderschöne Gärtnerstochter von Knowsley-Park zu verlieben. Das Verhältniß wurde so ernsthaft, daß es der Vater räthlich fand, seinem eben mit rühmlichem Diplome von Oxford heimgekehrten Erstgeborenen eine längere Reise in den Vereinigten Staaten zur Fortsetzung und practischen Prüfung seiner nach der Seite des Positivismus hinneigenden Studien anzuem-

pfehlen. Lord Stanley reiste, mit seinen Collegienheften, mit Stuart Mill's „Political Economy“ und Colenso's mathematischen Handbüchern in der Tasche, nach Amerika, wo er neun Monate lang mit dem ihm eigenen Fleiße beobachtete und berechnete. Wie oft und wie nachhaltig das Andenken an „pretty Susan“ von Knowsley Park seine sorglichen Berechnungen verwirrte, wissen wir nicht. Mit Erfahrungen und Kenntnissen aller Art bereichert und von Sehnsucht und Liebe beflügelt, kehrte er aus dem demokratischen Musterstaat in das aristokratische England und auf seinen Familiensitz („so alt wie die englische Geschichte“, sagt Thomas Moore) zurück. Vergebens suchte er nach pretty Susan. Diese war während seiner, wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten Abwesenheit, mit einem zuverlässigen Vasallen des Hauses Derby verheirathet und ebenfalls auf Reisen geschickt worden — nach Australien, wo sie gegenwärtig einem der ersten Hotels von Melbourne, dem „Lord Stanley“, als geschäftige und behäbige Hausfrau vorsteht. Lord Stanley aber, sonst nicht der Mann leidenschaftlicher Erregtheit, sah in diesem zwiefachen Reiseplane eine schlau eingefädelte Intrigue und erklärte seinem Vater, daß er nun gar nicht heirathen werde. Was die Matronen von Belgravia von einem solchen Charakter denken mögen, wissen wir nicht; so viel aber ist unzweifelhaft, daß sie ihn nicht mit alltäglichen Hagestolzen, die sie der Unklugheit und Schwachheit anklagen, der Halbwelt von St. John's Wood überweisen dürfen.

* * *

Nur zwanzig Jahre hat die glücklichste aller Ehen, die Ehe der Königin und Prinz Albert's gedauert. An ihrem reinen Himmel war es eine einzige Wolke, die sie trübte. Die Königin hätte gern ihre Krone mit dem getheilt, der sie ihr tragen half und ihr Alles in Allem war. Den Königstitel für ihren Gemahl begehrte sie, und er wurde nur zum Prince Consort mit dem Titel „Königliche Hoheit" erhoben. Psychologisch erklärt sich der Werth, den die Königin auf den Rang ihres Gemahls legte, aus der hingebenden Verehrung, die sie ihm in großen wie in kleinen Dingen ununterbrochen bezeugte. Er war vollkommen Herr im Hause und der lebendige Mittelpunkt dieses Weltreiches, dessen Macht sich auf alle Theile unseres Planeten erstreckt. Mit welchem Aufwand von Geschicklichkeit diese selbständige Leitung geschehen, beweist die Thatsache, daß außer den britischen Ministern und wenigen Vertrauten zu seinen Lebzeiten Niemand eine Ahnung von der wirklichen Stellung des Prinzen hatte. Die Eingeweihten waren verpflichtet, das Geheimniß zu wahren, welches erst mit dem Tode in das Bewußtsein der Nation getreten ist.

Es mag ein bischen überschwänglich klingen, wenn Gladstone in dem Aufsatze, den er über das Leben und die Reden des Prinzen in der „Contemporary Review" veröffentlicht hat, die Verse, die Leopardi von Dante gesungen, auf den Prinzen Albert anzuwenden wagt:

Denn gegen Deinen Ruhm im Weltenrunde
Sind Erz und Marmor so vergänglich doch
Wie Wachs und Sand.

Dennoch wird man die Bedeutung des deutschen Prinzen, der eine so schwierige Stellung in dem öffentlichen Leben Englands einzunehmen berufen war, nicht unterschätzen dürfen. Es hat in den letzten Jahren nicht an Schriften gefehlt, welche es gestatten, ein Bild des maßvollen und warmherzigen Mannes zu entwerfen, das wahrscheinlich durch keine späteren Veröffentlichungen wesentliche Aenderungen erfahren wird. Die königliche Wittwe selbst veranlaßte schon in dem ersten Jahre nach dem Tode ihres Gemahls eine Sammlung seiner bedeutendsten Reden, die der Herausgeber, Sir Arthur Helps, mit einer kurzen Einleitung begleitete; wenige Jahre darauf erschien General Grey's bekanntes Buch: The Early Years of the Prince Consort, das unter der unmittelbaren Leitung und Mitarbeit der Königin geschrieben war. Da es das Leben des Prinzen nur bis zum Jahre 1840 fortführte, so blieb eine Fortsetzung zu wünschen und durfte bei der zärtlichen Hingebung, welche die Königin dem Andenken ihres Gemahls widmete, mit Sicherheit erwartet werden. Indeß starb General Grey, ohne das Buch zu vollenden. Die „Blätter aus meinem Tagebuche", welche die Königin der Oeffentlichkeit übergab, enthielten zwar reichhaltige und anziehende Schilderungen des privaten Lebens in Menge, konnten und wollten aber die allseitigen Aufschlüsse, die man von einer Biographie fordert, in keiner Weise gewähren. Ungleich werthvoller waren die Mittheilungen, die in den Denkwürdigkeiten des Barons Stockmar, des treuen Freundes der Koburger Familie,

1872 ans Licht traten. Obgleich sie auch in englischer Uebersetzung erschienen, sollen sie doch, nach Gladstone's Versicherung, jenseits des Canals keinen rechten Boden gefunden haben, angeblich weil die Persönlichkeit Stockmar's darin zu sehr in den Vordergrund gedrängt sei, so daß er wie der Olympische Zeus des modernen Europa erscheine — ein Urtheil, das uns geradezu unverständlich ist und dem wir noch bei keinem anderen Kenner dieser vortrefflichen Memoiren begegnet sind. Jedenfalls lieferten sie — außer vielem anderen werthvollen Material — bereits die wichtigsten Documente, die uns jetzt in der Biographie des Prinzen Albert von Theodor Martin entgegentreten. Auch dieses Buch ist, wie das Grey's, aus Veranlassung und unter Mitwirkung der Königin geschrieben, die es nicht verschmäht hat, nachträglich noch hier und da eine ergänzende Note hinzuzufügen. Man entnimmt daraus schon, daß man es mit keiner völlig unbefangenen und parteilosen Lebensbeschreibung zu thun hat, und da dasselbe Urtheil auch über die anderen erwähnten Quellen gefällt werden muß, so könnte unsere Voraussage, daß des Prinzen Bild, so wie es sich aus allen diesen Aufzeichnungen ergibt, keine wesentliche Aenderung fernerhin erleiden werde, leichtfertig und unbegründet erscheinen. Und doch glauben wir nicht, daß sie das ist. Der Grund, auf den wir uns dabei stützen, liegt in dem Charakter des Prinzen und zwar in einem Charakterzuge, der unbestritten feststeht. Es hat gewiß selten einen Menschen gegeben, der jeden bedeutsamen

Schritt, den er that, sorgsamer nach allen Seiten geprüft und der das Hin und Her dieser Prüfung, das Für und Wider seiner Gründe häufiger und umständlicher schriftlich aufgezeichnet hat. Es handelt sich dabei begreiflicher Weise zumeist um politische Fragen, allein da die Entscheidung stets aus leitenden Grundsätzen hergeholt wird, so lernt man Gesinnung und Denkweise des Prinzen dabei nicht minder gründlich kennen als den Gegenstand, von dem jedesmal die Rede ist. Ueberdies fehlt es nicht an Briefen und Aufzeichnungen anderer, wenn auch zumeist wohlwollender Personen, die ohne die Absicht oder Voraussicht der Veröffentlichung geschrieben, den Eindruck, den des Prinzen Sein und Thun hervorrief, unter den verschiedensten Umständen wiedergeben und durch die wechselnde Beleuchtung manche Seite seines Wesens schärfer erkennen lassen, als ohne dies möglich wäre.

Der Gedanke an eine Verbindung des Prinzen Albert mit der Prinzessin Victoria, die in demselben Jahre mit ihm, sie am 24. Mai, er am 26. August 1819, geboren war, tauchte schon frühzeitig in der Familie auf. Mit besonderer Wärme und Ausdauer erfaßte ihn der König der Belgier. Bekanntlich war Leopold selbst einst durch seine Vermählung mit der Tochter des Prinzregenten berufen gewesen, die gleiche Stellung in England einzunehmen, die er jetzt seinem Neffen zu verschaffen wünschte. Durch den frühzeitigen Tod seiner Gemahlin, der Prinzessin Charlotte, waren diese Aussichten für ihn vereitelt worden, aber er hatte lange genug in ihnen gelebt, um

die Pflichten und die Schwierigkeiten, die des Gemahls einer Königin von England harrten, gründlich zu erwägen und richtig zu ermessen. Daraus ergab sich für den nüchternen und vorsichtigen Mann von selbst der Entschluß, die Heirath nur dann zu befördern, wenn Albert der Aufgabe, die ihm dadurch gestellt wurde, gewachsen sei. Er forderte darüber das Urtheil seines Freundes Stockmar. Aber dieser wußte nur zu berichten, daß er viel zum Lobe des Prinzen höre, selbst aber noch nicht urtheilen könne. „Albert soll vorsichtig, überlegt und schon jetzt klug sein", schrieb er. „Alles das reicht jedoch noch nicht hin. Er sollte nicht nur große Befähigung, sondern auch wahren Ehrgeiz und viel Willenskraft haben. Ein ganzes Leben hindurch eine so schwere politische Laufbahn zu verfolgen, dazu gehört mehr als Kraft und Lust, dazu gehört auch jener ernste Sinn, der von selbst das bloße Vergnügen dem wahren Nutzen opfert. Befriedigt ihn nicht dereinst schon das Bewußtsein, eine der einflußreichsten Stellungen in Europa gewonnen zu haben, wie oft wird er sich dann versucht fühlen, seine Unternehmung zu bereuen; nimmt er sie nicht von Anfang an wie ein ernstes, schweres Geschäft von dessen tüchtiger Ausführung Ehre und Glück für ihn abhängt, wird er nicht leicht reussiren."

Wenn Stockmar bei solcher Auffassung der Dinge nach längerer Beobachtung den Prinzen für geeignet hält, die ihm zugedachte Stellung auszufüllen, so ist das sicherlich ein vortreffliches Zeugniß. Im Mai 1836 war man im Familienrathe soweit, daß ein Besuch des Herzogs von

Koburg und seiner beiden Söhne in London beschlossen wurde; doch sollte weder der Prinz noch die Prinzessin von der Absicht, in der er unternommen wurde, etwas erfahren. Erst nach der Abreise machte König Leopold seiner Nichte Mittheilung davon und erhielt sogleich deren Zustimmung; dem Prinzen ward auch jetzt noch Nichts gesagt. Wohl aber begann man sogleich jene „planmäßige, consequent durchgeführte Erziehung für seinen künftigen Beruf", die Stockmar als unerläßlich gefordert hatte. Den Anfang machte ein zehnmonatlicher Aufenthalt am Hofe des Onkels in Brüssel, darauf folgte ein Studium von drei Semestern in Bonn, die Herbstferien des Jahres 1837 wurden zu einer Reise nach der Schweiz benutzt. Erst im März 1838 eröffnete König Leopold dem Prinzen, der ihn in Brüssel besuchte, die Absichten, die man mit ihm habe, fügte aber sogleich hinzu, daß die Heirath noch einige Jahre aufgeschoben werden müsse, damit eine vollkommene Kenntniß englischer Sprache und Sitte, ausgebreitetere Erfahrung und größere Selbständigkeit ihm ermögliche, von vorn herein die gebührende Stellung einzunehmen. Die Richtigkeit dieses Verfahrens mußte auch dem Prinzen umsomehr einleuchten, als Victoria durch den Tod ihres Oheims bereits am 20. Juni 1837 Königin geworden und ihm also die Vorbereitungszeit, die er als Gemahl der Thronerbin in minder hervorragender Stellung hätte ausnutzen können, genommen war. Andrerseits gab es so viele Bewerber um die Hand der jungen Königin, daß die Besorgniß, vielleicht nach längerem Warten doch bei

Seite geschoben zu werden, sehr begreiflich erscheint. Allein vor den bestimmten Zusicherungen des einflußreichen Oheims schwand sie dahin, und getrosten Muthes begab sich der Prinz im Herbst 1838, von Stockmar geleitet, auf eine mehrmonatliche italienische Reise. Unparteiisch genug entwarf der Mentor von seinem Schützling am Ende derselben ein Bild, in dem neben vielem Lichte auch die Schatten nicht fehlen. Gelobt wird die Beweglichkeit des Geistes, der Verstand, die Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit, die Neigung, Menschen und Dinge auf eine drollige und daher oft gefällige Weise zu behandeln. Aber, so heißt es weiter, voll des besten Willens und der besten Vorsätze bleibt er oft in der Ausführung stecken; für alle politischen Dinge zeigt er nicht das geringste Interesse; selbst die bedeutendsten Ereignisse vermögen ihm nicht einmal während ihres unentschiedenen Verlaufes die Durchlesung eines Zeitungsblattes abzunöthigen. Alle auswärtigen Zeitungen perhorrescirt er ohnehin, und indem er sagt, daß die „Augsburger Zeitung" das einzige lesenswerthe Blatt sei, liest er auch nicht einmal dieses. Auch „les belles manières" vermißt Stockmar noch in manchen Stücken und verspricht dem Prinzen mehr Glück bei Männern als bei Frauen, gegen die er zu gleichgültig und zurückhaltend sei. König Leopold suchte indessen nach Kräften die Heirath zu beschleunigen. Die junge Königin zeigte eine bedenkliche Neigung, für die Whigs Partei zu nehmen und dadurch ihre Stellung zu den Tories, mit denen sie doch gegebenen Falls auch regieren mußte, zu

verderben. Am schärfsten trat das hervor, als sie nach der Niederlage, welche das Ministerium Melbourne im Mai 1839 im Unterhause erlitten hatte, die Forderung Sir Robert Peel's, einige ihrer whiggistischen Hofdamen zu entlassen, zurückwies und dadurch die Weigerung des Führers der Tories, unter solchen Umständen die Bildung des Cabinets zu übernehmen, hervorrief. König Leopold hoffte von dem Einflusse eines Gemahls, daß er solche unconstitutionelle Haltung verhindern werde. 1839 ging Prinz Albert nach England und eroberte das Herz der Königin im Sturm. Sie zeigte dem Cabinet ihren Entschluß an, sich zu vermählen.

Die Aufnahme, welche diese Nachricht im Lande fand, war sehr befriedigend; auch die Tories unterließen es nicht, ihre Freude und ihre Glückwünsche auszusprechen. Aber Prinz Albert verhehlte sich deshalb doch nicht, daß er von Seiten dieser Partei kein allzu freundliches Entgegenkommen erwarten dürfe. Lord Melbourne that das Seine, um die vorhandene Mißstimmung zu steigern.

Begreiflicher Weise empfand Albert die Feindseligkeiten, denen er wehrlos ausgesetzt war, bitter genug; aber er war sofort entschlossen, sie den Tories nicht nachzutragen. Die freundliche Aufnahme, die ihm das Volk bei seiner Ankunft in England zu Theil werden ließ, mochte ihm das erleichtern, und an guten Rathschlägen von Seiten Leopold's und Stockmar's fehlte es nicht. Selbst Melbourne rieth schon wenige Tage nach der Hochzeit, die am 10. Februar 1840 bei Queen's weather stattfand, die

Königin möge jetzt den Oelzweig ein wenig zeigen; auch empfahl er dem Prinzen dringend, den Augenblick zu benutzen und alle Parteien, besonders aber die Tories, im Sinne einer allgemeinen Amnestie zu behandeln. Der Rath wurde befolgt und trug schnell gute Früchte. Als im Juli ein Gesetz eingebracht wurde, welches dem Prinzen für den Fall, daß die Königin mit Hinterlassung eines Kindes sterbe, die Regentschaft übertrug, versprachen Wellington und Peel bereitwillig ihre Unterstützung, und nur eine einzige Stimme (die des Herzogs von Sussex) wurde bei der Abstimmung gegen die Bill abgegeben. Vor drei Monaten wäre das nicht geschehen, meinte Melbourne: wir verdanken das ausschließlich dem Charakter des Prinzen.

Geradezu angeregt von den Ministern widmete der Prinz fortan auch den politischen Fragen ein reges Interesse und suchte sie mit der Königin gemeinsam zu studiren. Dagegen vermied er es peinlich, sich in Parteifragen einzulassen, oder irgend eine Stellung einzunehmen, die ihm eine Verantwortlichkeit dem Parlamente gegenüber hätte auferlegen können. Es war schon damals die Rede davon, daß er an des Herzogs von Wellington Stelle den Oberbefehl über das Heer übernehmen solle, ein Plan, der 1850 noch weit ernstlicher ins Auge gefaßt wurde. Der Prinz lehnte den Antrag ab, so lockend er scheinen konnte. Seine Stellung fordere, so schrieb er, daß seine eigene Person ganz in der der Königin aufgehe; er dürfe keine Macht für sich selbst anstreben, sondern es müsse ihm

genügen, jede Lücke, welche die Königin als Frau etwa in der Erfüllung ihrer Pflichten offen lasse, auszufüllen und sich durch aufmerksame Beobachtung der öffentlichen Angelegenheiten in den Stand zu setzen, ihr jederzeit mit seinem Rathe zur Seite zu stehen. Als das natürliche Haupt ihrer Familie sei er der Leiter ihres Haushaltes, ihr Geschäftsführer in privaten Angelegenheiten, ihr einziger vertrauter Rathgeber in politischen Fragen und ihr Beistand im Verkehr mit der Regierung — ihr beständiger Minister. Diesen letzten Ausdruck freilich rügt Gladstone; Minister der Königin habe der Prinz nicht sein können, weil er der Controle des Parlaments entzogen gewesen sei; aber er findet den Gebrauch des unpassenden Wortes verzeihlich, denn die Sprache sei zu arm, um das Wesen der Beziehungen zwischen der Königin und ihrem Gemahl zu erschöpfen; er sei für sie in Wahrheit ein zweites Ich gewesen.

Große Verdienste erwarb sich der Prinz um die Leitung des königlichen Haushalts; Dank der althergebrachten Ueberlieferung, daß nicht weniger als drei Würdenträger sich in die Aufsicht über denselben theilten, herrschte die größte Verwirrung und Verschwendung darin. Diese Uebelstände zu beseitigen, war eine langwierige Arbeit, die Jahre erforderte und viel Anstoß erregte; aber der Prinz setzte sie durch, und als das Ministerium später dem Unterhause Mittheilung machte, daß die Unkosten der zahlreichen Besuche gekrönter Häupter (der Könige von Preußen, Sachsen, Frankreich, des Kaisers von Rußland) ohne Be-

lastung der Staatscasse aus den Mitteln des königlichen Haushaltes bestritten seien, fügte Sir Robert Peel ausdrücklich eine Anerkennung für die vorzügliche Ordnung, die in demselben herrsche, hinzu.

Auch sonst fehlte es dem Prinzen nicht an Beweisen der Anerkennung für seine verständige Haltung, und gelegentlich spricht er so, als ob man ihn seine Eigenschaft als Fremder gar nicht fühlen lasse. Trotzdem blieben Anfeindungen, offene und versteckte, besonders durch Rangstreitigkeiten hervorgerufen, nicht aus. Den besten Ersatz für solche Verdrießlichkeiten bot dem königlichen Paare das Glück ihrer Ehe und die Freude an der kräftig heranwachsenden Schaar ihrer Kinder.

Am 14. December 1861 griff der Tod mit rauher Hand in ein glückliches Familienleben. In der Blüthe der Jahre starb Prinz Albert. „Wie die Königin — so schreibt Graf Vitzthum (sächsischer Gesandter in London) in seinem Memoirenbuche — bis zum letzten Augenblicke die Gefahr nicht erkannte, so scheint sie auch in den ersten Tagen die volle Schwere des Verlustes nicht empfunden zu haben. Ihre Fassung war fast unnatürlich, und erst in Osborne mag die hohe Frau zum vollen Bewußtsein dieses unerwarteten Schlages gekommen sein.“ „Ihre Majestät ist bedenklich ruhig“, lautete das Urtheil eines Augenzeugen zwei Tage nach dem Ereignisse. Alle, die sie gesehen, sprachen von der wunderbaren Schönheit der Leiche. Die regelmäßigen Züge des Angesichts, nicht im Geringsten entstellt, waren wie verklärt. Nur der sonst fast zu stark

gewordene Körper schien geschwunden. Die Herzogin von Cambridge konnte den Eindruck dieser mit Blumen bedeckten, schönen Leiche nicht ergreifend genug schildern. Mit Thränen in den Augen sprach sie von dem so plötzlich zusammengebrochenen, fast beispiellosen Glücke dieser zwanzigjährigen Ehe. Die Königin zog sich seitdem in jene trauernde Einsamkeit zurück, die im Volke später, wie wir gesehen haben, Unruhe, Ungeduld, Verstimmung, ja Schmähungen erzeugte.

Interessante Mittheilungen über die ersten Jahre der Regierung der Königin vor ihrer Verheirathung machte Charles Greville, Secretär und Kabinetsrath; er schreibt: „Als der König gestorben war, fuhren der Erzbischof von Canterbury und Lord Conyngham sofort nach Kensington, um der jungen Königin diese Nachricht zu bringen. Es war 5 Uhr Morgens. Man wies sie in ein Zimmer und meldete sie. Einige Minuten vergingen, dann öffnete sich die Thür, und in einem Frisirmantel, die nackten Füße in kleinen Pantoffeln, schlüpfte die neue Königin herein. Conyngham trug ihr vor, warum er gekommen, und so wie er sie Majestät anredete, streckte sie ihm die Hand zum Kusse entgegen. Ohne Zögern ließ er sich auf ein Knie nieder, drückte seine Lippen auf ihre Hand und fuhr dann erst in seinem Berichte fort. Sie reichte darauf auch dem Erzbischof die Hand zum Kusse, der eine kurze Ermahnung an sie richtete, die sie huldvoll über sich ergehen ließ; erst dann entfernte sie sich.“

Ihre Besonnenheit, ihre Fassung setzten ihre Minister

in Erstaunen. An der Spitze eines der glänzendsten Höfe der Welt wußte sich die junge Fürstin mit nie nachlassender Würde und Sicherheit zu behaupten. Greville, der oft ihr Gast war, hatte Gelegenheit, sie zu beobachten. „Das Leben am Hofe ist nicht gerade unterhaltend, eine strenge Etiquette herrscht, der die Königin selbst unterliegt. Gestern speiste ich bei Hofe," erzählt Greville; „und zwar sehr zu meiner Verwunderung, weil ich durchaus nicht auf eine Einladung gerechnet hatte. Es waren viele Gäste da. Wir versammelten uns in dem runden Zimmer, neben der Galerie und als das Mahl angekündigt wurde, trat die Königin, begleitet von der Herzogin von Kent ein, unter dem Vortritt des Kammerherrn und gefolgt von ihren sechs Hofdamen. Sie begrüßte die anwesenden Damen, indem sie jeder die Hand reichte, den Herren aber nur zunickte; dann ließ sie sich von dem hannöver'schen Minister, Baron von Münchhausen, in den Speisesaal führen, und nahm zwischen diesem und Lord Conyngham Platz. Das Mahl war wie jedes Mahl der Art. Nach Beendigung des Mahls erhob sich Lord Cavendish und trank auf die Gesundheit der Königin, worauf alle Gäste sich erhoben und mittranken. Ich fand das sehr gemein. Allein es ist unter den beiden letzten Königen Sitte gewesen. Georg III. hatte niemals Gäste. Die Königin war sehr munter. Als sie sich mit den Damen entfernt hatte, blieben die Herren noch eine Viertelstunde beisammen. Dann begaben wir uns in den Salon, wo die junge Königin uns entgegen kam und mit Jedem sprach. Nachdem sie an

mich einige unbedeutende Fragen gerichtet, wandte sie sich an Lord Grey und ich wurde an den Whisttisch der Herzogin von Kent gerufen. Die übrige Gesellschaft setzte sich um einen großen runden Tisch, an dem auch die Königin Platz nahm, und dort plauderte man anderthalb Stunden, wobei sich Niemand amüsirte."

Drei Tage darauf sieht er die junge Königin bei einer großen Cour in prachtvoller Kleidung, bei vortrefflichem Aussehen. Im nächsten Monat ist er auf einem Ball im Buckingham=Palaste, der ihn, im Vergleiche mit einem Ballfeste in den Tuilerien, wenig entzückte. Aber die Königin benimmt sich ausgezeichnet. Sie tanzt zuerst mit dem Prinzen Georg, dann mit dem Fürsten Esterhazy und dem Lord Fitz Alan. Nach dem Tanze sitzt sie auf einem etwas erhöhten Sopha und sieht dem Walzen zu, denn sie walzt nicht. Neben ihr sitzt ihre Mutter und die Prinzessin Auguste. Der Hof steht. Als das Abendessen angekündigt wurde, stand sie auf, sie ging allein voran, dann folgten die Prinzessinnen. „Unterhaltend", schreibt er an einer andern Stelle, „ist dieser Hof nicht, aber vielleicht ist es an keinem Hofe anders, wegen der Standesrücksichten, die den freien Austausch der Gedanken und Meinungen hemmen. Die Königin spricht heiter und unbefangen, aber sie ist die Königin; sie spricht und wir antworten, Melbourne sitzt neben ihr, und sie beschäftigt sich nur mit ihm. Ihr Leben verfließt einförmig genug. Sie steht um 8 Uhr des Morgens auf, frühstückt allein und verbringt den ganzen Morgen mit Geschäften. Sie

liest alle Depeschen und nimmt von Allem Einsicht. Um 11 Uhr kommen die Minister. Um 2 Uhr reitet sie aus, und nach ihrer Rückkehr beschäftigt sie sich mit Musik und Malerei bis zum Essen. Ihren Haushalt besorgt sie selbständig, bis auf die kleinsten Einzelheiten." So hat sie auch das Ceremoniell an der Tafel genau festgesetzt. Genau 15 Minuten vor der Speisestunde bilden die Gäste einen Halbkreis. Die Musikcapelle spielt „The Roast Beef of Old England", und die Königin erscheint in dem Vorsaal. Sie reicht den Damen die Hand und begrüßt die Herren mit einer leichten Verbeugung. Dann betritt sie den Speisesaal, wobei sie den Vortritt vor allen ihren Gästen hat. Die Mitglieder ihrer Familie, so viele deren anwesend sind, sitzen zu ihrer linken, die Gäste des Tages zu ihrer rechten Hand. Bei einem solchen Mahle trägt die Königin stets Handschuhe, nur bei einem Galabankett erscheint sie ohne Handschuhe. Niemand darf direkt eine Bemerkung an die Monarchin richten. Wenn ein Gast glaubt, daß er etwas weiß, was die Königin interessiren könnte, so theilt er es einem andern Gaste mit. Letzterer diskutirt es, und so aus zweiter Hand erreicht es die Königin. Es gibt indes keine Regel, welche die Königin von England verhindert, an einen Tischgast eine Frage zu richten. Sobald die Königin einen Gang beendigt hat, muß jeder Gast an der Tafel denselben ebenfalls beendigen. Als die Königin einst auf der Durchreise in einer kleinen deutschen Residenz in dem Fürstenzimmer des Bahnhofs das Frühstück einnahm, hatte ich die Ehre, sie als Page zu bedienen.

Sie speiste ebenfalls mit Handschuhen, nahm mit diesen die Geflügelknöchelchen in die Hand und zog nach Tisch die Handschuhe aus, die sie uns dann reichte. Das tragikomische Ende dieses Frühstücks bestand darin, daß die Königin zum Dessert Eis verlangte, das in dem harmlosen Städtchen — nicht aufzutreiben war. Die unbändige Wuth des Serenissimus mag jetzt auf den Leser einen komischen Eindruck machen, auf die Augen- und Ohrenzeugen aber wirkte sie sehr „niederschlagend". —

* * *

Es sei mir nunmehr gestattet, den Introducteur am englischen Hofe zu spielen und den Leser den Mitgliedern der königlichen Familie vorzustellen, damit ihm Gelegenheit geboten werde, die hohen Herrschaften kennen zu lernen.

Die Prinzessin Victoria war das erste Kind, welches die Königin Victoria am 21. November 1840 ihrem Gemahl schenkte. Im April 1842 erhielt die Prinzessin ihre Gouvernante in Lady Littleton, welche seit 1838 Ehrendame der Königin gewesen war. Acht Jahre lang bekleidete diese ihr Amt mit eben so viel Befähigung als Hingebung und zur großen Zufriedenheit der Königin und des Prinzen. Während die Königin sich in allem die Erziehung der Kinder Betreffenden von den Wünschen des Prinzen leiten ließ, schrieb sie von Zeit zu Zeit ihre eigenen Gedanken über diesen Gegenstand nieder. „Eine der obersten Maximen ist, daß die Kinder so einfach und

häuslich wie möglich erzogen werden und daß sie (ohne dadurch eine Störung in ihren Lectionen zu erleiden) so viel wie möglich mit ihren Eltern zusammen sein und lernen müssen, in allen Dingen das größte Vertrauen in sie zu setzen.“ Auch bei der Frage der religiösen Erziehung der Kinder wird wiederholt mit ängstlicher Sorgfalt verweilt. Es war die Ueberzeugung der Königin, daß die religiöse Erziehung den Kindern am besten Tag für Tag an den Knien der Mutter zu Theil werde. Schon im Jahre 1844 machte es jedoch der Drang der öffentlichen Pflichten der Königin unmöglich, diesen Theil der Erziehung der Princess Royal ganz in Händen zu behalten. „Es ist schon hart für mich,“ schreibt die Königin, „daß meine Beschäftigungen mich hindern, „bei ihr zu sein, wenn sie ihre Gebete sagt.“ — Aber beide, sowohl die Königin wie der Prinz, behielten sich in religiösen Dingen eine beständige Oberaufsicht vor, damit die extremen Ansichten, welche damals von einem großen Theile der anglikanischen Kirche gepflegt wurden, nicht Einfluß auf die Kinder gewönnen. Behütet und bewacht von treuen Elternaugen, wuchs die Princess Royal heran. Das innige Familienleben, das häusliche Glück, das die erlauchten Eltern sich zu schaffen verstanden, mochten sich unauslöschlich tief als liebe Erinnerungen dem kindlich reinen Gemüthe der Tochter einprägen, und inmitten der glänzenden Laufbahn, welche das Geschick der deutschen Kronprinzessin bereitet, wird dieselbe oft genug der sonnigen Tage einer glücklichen Jugend gedenken.

Vier Tage nach der Vermählung der Prinzessin Victoria

schrieb unsere jetzige Kaiserin an Lady Bloomfield einen Brief, den wir hier wiedergeben wollen, weil er so recht lebendig Zeugniß ablegt für den freudigen Widerhall, den das Ehebündniß in allen Herzen hervorrief.

Die damalige Prinzeß von Preußen schrieb:

Koblenz, den 29. Januar 1858.

Liebe Lady Bloomfield! Mit Vergnügen ergreife ich die mir gebotene Gelegenheit, Ihnen, im Namen der Königin, unserer lieben herrlichen Königin Victoria das beiliegende Fragment vom Brautschmuck der jungen Neuvermählten zu senden, und Ihnen zu sagen, daß Alles vortrefflich gegangen ist, ohne den geringsten Schatten auf dem Bilde eines Familienfestes, das zu einem Nationalfeste wurde infolge der Ehrfurcht, die England vor dem Königthum empfindet, und der tiefen und dankbaren Anhänglichkeit, welche es für die erhabene Gattin und Mutter fühlt, die Gott ihm zur Königin gegeben hat, und die Europa als die weise Herrscherin der edelsten und mächtigsten Nation schätzt.

Ich fühle, daß das neue Vaterland unserer geliebten Prinzeß Royal mit Freude und Vertrauen entgegenkommt. Ich war immer überzeugt, daß diese Heirath populär sei, aber was ich sehe, übertrifft meine Erwartung und beweist mir, daß der Instinkt das Volk dahin zieht, wo es die Allianz der Wahrheit und Kraft merkt und damit auch die des dynastischen Glückes und des Fortschrittes. Seien Sie die Dolmetscherin meiner Gefühle bei Lord Bloomfield und den Loftus. Ich kann die Sorglichkeit, die Lord

Clarendon bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt hat, nicht genug loben. Ich habe diesen großen Staatsmann im vollen Besitz jener liebenswürdigen Eigenschaften gefunden, welche die schwerste Last von Geschäften und Prüfungen niemals stört. Es ist das ein großes Glück für England. Ich habe die Freude gehabt, Ihre Schwestern wiederzusehen, liebe Lady Bloomfield.

God bless you.

Prinzessin von Preußen.

Ueber die Richtung des Studiums unserer Kronprinzessin gibt der in Folgendem erzählte Vorgang interessante Aufschlüsse.

Der englische Geologe Lyell wurde im Winter 1864 von der Kronprinzessin empfangen. Dieselbe zeigte sich dem berühmten Gelehrten gegenüber als durchaus vertraut mit den neuesten Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung, sie kannte Lyell's „Principles of Geology" und sein unter dem Einflusse Darwin's entstandenes Buch „The Antiquity of Man". Er hatte mit ihr eine lebhafte Unterhaltung über den Darwinismus. Er spricht von ihr als der „würdigen Tochter ihres Vaters." „Sie war ganz au fait" — schreibt Lyell an Darwin — über den „Ursprung" (Darwin's epochemachendes Buch „On the origin of species by means of natural selections"), über Huxley's Werk („Evidence as to man's place in nature"), über die „Antiquity" und über die Pfahlbauten-Museen, die sie kürzlich in der Schweiz gesehen hatte. Sie sagte, sie könne, nachdem sie Ihr Buch zweimal gelesen, sich

doch den Ursprung der Welt, der Arten des Menschen und namentlich der weißen und schwarzen Rassen nicht klar machen. Ob wohl die eine von der andern abstamme, oder beide einen gemeinsamen Ursprung hätten? Dann fragte sie nach meinen Arbeiten und ich erklärte ihr, daß ich bei der Umarbeitung meiner Geologie die unabhängige Schöpfung jeder Species aufgeben müsse. Sie sagte, sie verstehe das vollkommen, da nach dem Erscheinen Ihres Buches die alten Meinungen einen Stoß erhalten hätten, von dem sie sich nie wieder erholen würden."

Auf kirchlichem Gebiete sind der Prinzessin ihre Bewunderung der englischen Kirche und ihrer Einrichtungen, ihre Verehrung für die Denk- und Redeweise eines Dean Stanley als Abneigung gegen die preußische Landeskirche oder gar gegen jede Kirche ausgelegt worden. — Hat es wohl die protestantische Geistlichkeit auch nicht vielfach an der Liebenswürdigkeit und dem herzgewinnenden Wesen fehlen lassen, die nöthig gewesen wären, ein zart besaitetes, streng kirchlich erzogenes, für Denken und für Glauben gleich empfindliches Gemüth für fremde, wenig ansprechende Formen zu gewinnen?

Zur Charakteristik unserer Kronprinzessin möge hier noch folgendes Tagebuchblatt aus den Memoiren der Lady Bloomfield stehen: „London, 24. Februar 1857. Im Februar kam ich nach England und die Königin entbot mich nach Buckingham-Palace, wo ich ein langes Gespräch mit der Prinzeß Royal hatte, die reizend und ungemein anmuthig ist. Ihre Manieren sind so unaffectirt und

ungezwungen, und sie steckte so voll Spaß! Ich war überzeugt, daß sie in Berlin alle Herzen gewinnen wird. Mrs. Anderson, die Musiklehrerin der Prinzessin, schwärmt für sie und erzählte mir gestern folgenden hübschen Zug. Sie war bei der Prinzessin, als diese ihren Arm verbrannte, und behauptet, sie habe sich wie eine Heldin benommen, keinen Schrei ausgestoßen, sondern nur gesagt: Erschrecken Sie nicht, Mama, sondern lassen Sie den Papa zuerst holen. Es war zum Glück eine Decke im Zimmer, mit welcher die Anwesenden die Flammen erstickten, aber der Arm bot einen schrecklichen Anblick, der Muslin-Aermel war ganz hineingebrannt. Mrs. Anderson blieb bei der Prinzessin, bis die Wunde verbunden war, und kam Abends in den Palast zurück, worauf Prinzeß Alice zu ihrer Schwester eilte und sagte: „Hier ist Andy; ich wußte, daß sie nach Dir fragen würde.“ Die Prinzessin erwiderte: „Dann kann ich mein eigener Briefträger sein,“ und gab Mrs. Anderson einen Brief, den sie dictirt und mit der linken Hand unterzeichnet hatte, indem sie bemerkte: „Ich wußte, Andy, daß Sie sich ängstigten und gern meine eigene Unterschrift hätten, wenn sie auch von oben nach unten geht.“

Noch eine kleine rührende Geschichte von unserer Kronprinzessin wollen wir hier erzählen.

Das Kronprinzliche Paar hatte sich mit dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich Karl nach England zur Vermählung des Bruders der Kronprinzessin, des Herzogs von Connaught, mit der Prinzessin Luise Margaretha begeben.

Kurz vor ihrer Rückreise, die mit dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm gemeinschaftlich unternommen werden sollte, erfuhr nun die Kronprinzessin, daß eine Dame — die früher zu ihrer unmittelbaren Umgebung gehört hatte, damals aber schon mit einem in Berlin ansässigen Arzt verheirathet war — eine kleine fünfjährige Nichte aus England zu sich nach Berlin zu nehmen wünsche, aber noch keine Reisegelegenheit für die Kleine gefunden habe. Die Kronprinzessin, die das lebhafteste Interesse für alle die an den Tag legt, die ihr einst nahe gestanden, hatte kaum die näheren Umstände erfahren, so ließ sie die Mutter der Kleinen benachrichtigen, sie solle das Kind zur bestimmten Zeit zur Bahn bringen, wenn sie es ihr auf der Reise nach Berlin anvertrauen wolle. Natürlich benutzte die Mutter mit Freuden die ihr gebotene hohe Gunst. Die Kronprinzessin hat sich die ganze lange Fahrt persönlich auf das Liebenswürdigste um das Wohl dieses kleinen Wesens bekümmert und ihm die gemüthvollste Pflege zu Theil werden lassen, um die Kleine die Trennung von Mutter und Geschwistern vergessen zu lassen. Die hohe Frau, die ja gerade Kinder besonders liebt, schien auch offenbar Gefallen an dem kleinen, munteren Ding zu finden, das in der freimüthigsten Weise alle an sie gerichteten Fragen beantwortet und ihre kleinen Bemerkungen hinzugefügt hatte, denn sie war von ihrer Mutter besonders angewiesen, nicht ängstlich und unnütz schüchtern zu sein, sondern dreist und freundlich alle Fragen zu beantworten. Als nun aber eine — nach Ansicht des Kindes

— zu lange Pause in der Unterhaltung eingetreten war, wandte es sich mit der Weisung an die Frau Kronprinzessin: „Sie brauchen nicht schüchtern zu sein, Sie können mich dreist fragen, wenn Sie etwas wissen wollen.“ Diese Aufmunterung rief namentlich beim Kronprinzen, der für derartige kindliche Ergüsse ein besonders liebenswürdiges Verständniß besitzt, größte Heiterkeit hervor. —

Am 9. November 1841 wurde der Königin Victoria ein Sohn, den Vereinigten Königreichen ein Kronprinz geschenkt, der den Namen Albert Eduard erhielt. Prinz Albert führt wie alle Kronprinzen von Großbritannien und Irland den Titel „Prinz von Wales“; er ist außerdem Herzog von Sachsen — durch seinen Vater —; ferner führt er den Titel: „Herzog von Cornwall und Rothesay, Graf von Chester, Carrick und Dublin, Baron von Renfrew, Lord der Inseln, Groß-Steward von Schottland“. In der englischen Armee nimmt er den Rang eines Feldmarschalls ein und führt den Titel eines Oberst ad honores der Gardekavallerie, des 10. Husarenregiments und des 6. Cavallerieregiments von Bengalen. Auch ist er 1. Chef der Blücher'schen Husaren (des Kgl. preuß. Pommer'schen Husarenregiments Nr. 5) und endlich Ehrenritter des Johanniterordens. Im März 1863 vermählte er sich mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark. Fünf Kinder, zwei Prinzen und drei Prinzessinnen gingen aus dieser Ehe hervor.

Der Prinz von Wales übernimmt am heutigen englischen Hofe in allen Gesellschaften, bei allen Feierlichkeiten

des Hofes die Rolle des Souverains. Das Geschäftliche des Regierens besorgt die Königin. Seine Residenz „Marlborough House“ ist der Mittelpunkt der Londoner Gesellschaft, des englischen Hoflebens. Als Junggeselle führte der Prinz ein sehr freies Leben, als Gemahl ist er ein Vorbild feiner Sitte geworden. Die Freunde des Prinzen von Wales aus seiner tollen Zeit sind der Mehrzahl nach „verdorben und gestorben“, der Prinz hatte eine stärkere Constitution, und seine Jugendthorheiten hindern ihn heute nicht daran, sogar den Sittenrichter der englischen Gesellschaft zu spielen. Der Prinz ist ein eifriger Kirchgänger, der den Predigern durch scharfe Kritiken ihrer Reden das Leben sauer macht. Wie der Prinz im Allgemeinen den Ton in der englischen Gesellschaft angibt, so auch bezüglich des Kirchenbesuches: die Londoner Gesellschaft hält den allsonntäglichen Kirchenbesuch für eine heilige Pflicht. Der Prinz ist in der Gesellschaft mehr als beliebt, er beherrscht sie und wird von ihr verehrt. Der Prinz ist Protector des New Club in Coventgarden, dessen Aufgabe hauptsächlich darin besteht, der vornehmen jungen Welt eine Vereinigung zu schaffen, in der sie sich harmlos amusiren kann, in der man tanzt, singt, gute Musik hört und Gedanken austauschen kann.

Ein die Galanterie des Prinzen von Wales kennzeichnender Zug sei hier erwähnt. Der Prinz hatte bei seinem jüngsten Aufenthalt in Frankfurt a. M. das Unglück gehabt, einer Dame der feinsten Gesellschaft aus Unvorsichtigkeit einen Schirm zu zerbrechen. Jetzt ist der

Dame aus London ein Schirm gesandt worden, so großartig und kostbar, daß keine Dame von ganz Frankfurt sich rühmen kann, einen gleich feinen Schirm zu besitzen oder je besessen zu haben. Der Schirm wird, da der Griff mit Edelsteinen besetzt ist, auf mehrere Tausende Werth geschätzt.

Der Prinz von Wales hat vor Kurzem an den Lordmayor von London ein Schreiben gerichtet, worin er vorschlägt, das auf Juni nächsten Jahres fallende „fünfzigjährige Regierungsjubiläum" der Königin durch Gründung eines die Künste, das Fabrikwesen und den Handel des Colonial- und Indischen Reiches der Königin repräsentirenden Instituts zu feiern. Dieses Institut soll dem Vorschlage des Thronerben zufolge ein Museum, eine Ausstellung und geeignete Räumlichkeiten für die Erörterung von colonialen und indischen Fragen enthalten. Der Lordmayor wird in dem Schreiben eingeladen, an der Bildung dieses Reichsinstituts der Colonien und Indiens nach Kräften mitzuwirken. In seiner Antwort auf dieses Schreiben verspricht der Lordmayor seine herzlichste Mitwirkung und erklärt, daß er zu diesem Zwecke Beiträge des Publicums entgegenzunehmen bereit sei. Man sieht, es ist nicht nur die „Gesellschaft", um die sich der Prinz von Wales bekümmert, er arbeitet auch viel, so viel, wie vielleicht nur wenige Kronprinzen.

Die Prinzeß von Wales hat nie viel von sich sprechen machen; dieses für eine Frau und besonders für eine so hochgestellte große Lob verdient sie im besten Sinne. Sie

ist eine liebreizende Wirthin, eine verträgliche Gattin, eine gutherzige Gebieterin, die ihren Hofdamen und anderen Hofbediensteten mit Rücksicht entgegenkommt, um ihnen den mitunter nicht ganz leichten Beruf angenehm zu machen.

Der drei Jahre jüngere Bruder des Prinzen von Wales ist Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, Graf von Ulster und Kent, Viceadmiral der englischen Marine, der sich 1874 mit der einzigen Tochter Kaiser Alexander's II. von Rußland, mit der Großfürstin Maria vermählte, die ihm einen Jungen und vier Mädchen gebar. Die Stellung dieser beiden hohen Eheleute ist keine sehr beneidenswerthe in der englischen Gesellschaft. Beide sind vielleicht weniger beliebt, als sie es verdienten. Dem Prinzen wirft man seine achtenswerthe Sparsamkeit vor — sein Einkommen ist ein für seine Stellung karg bemessenes — die Ansprüche, die an ihn gestellt werden, sind dagegen sehr groß. Was bleibt ihm da anderes übrig, als haushalten, und da das Volk von einem Prinzen Freigebigkeit, Gastfreiheit in großem Stile verlangt, so heißt es, der Herzog von Edinburg ist geizig. „Da ist der Prinz von Wales doch ein viel liebenswürdigerer, leutseligerer Herr!" Der Herzogin kam man von vorn herein kühler entgegen: eine Russin! Wie den Herzog von Edinburg der Prinz von Wales, so stellt die Prinzessin von Wales die Herzogin von Edinburg in Schatten, der ersteren schlägt das Herz des Volkes entgegen, der Herzogin gegenüber kritisirt man.

Ein Jahr älter als der Herzog von Edinburg war seine Schwester, Prinzeß Alice, die zweite Tochter der

Königin, welche 1862 den Großherzog Ludwig von Hessen heirathete und schon 1878 vielbeweint starb. Prinzeß Alice, die Schwester und Freundin unserer Kronprinzessin, war eine bedeutende Frau, die von einem David Friedrich Strauß verehrt wurde. Ihr hat Strauß seinen „Voltaire“ vorgetragen, ihr die später in Buchform erschienenen berühmten Aufsätze über den großen Franzosen zugeeignet. Als die echte Schwester unserer Kronprinzessin besaß sie dasselbe männliche Interesse für die öffentlichen Dinge wie für die Wissenschaft, ebenso wie dieselbe Entschiedenheit in religiöser Beziehung. Letzteres möchte man allerdings nicht in allen Kreisen zu sehr betont wissen. Unsere Kronprinzessin fragte vor Jahren, als sie in Darmstadt weilte, bei Strauß an, welchen Gelehrten er ihr wohl in Berlin empfehlen könnte, der mit ihr in Beziehungen treten könnte, wie solche zwischen ihm und ihrer Schwester beständen, und der sie namentlich über alttestamentliche Fragen unterrichten könne. Aus dem Briefwechsel, den David Strauß mit seinem Gesinnungs- und Studiengenossen Wilhelm Vatke unterhielt, sehen wir, mit welcher Genugthuung jener von dem Verkehr mit der so sehr für wissenschaftliche Erforschung empfänglichen Prinzessin Alice sprach, so namentlich in einem Schreiben vom 23. December 1870. Strauß empfahl unserer Kronprinzessin Victoria seinen Freund Vatke. Die Folge hiervon war, daß „ein sehr gescheidter und namentlich auch in theologicis wohlorientirter Mann“, wie Strauß ihn charakterisirte, als Vermittler sich angelegen sein ließ, zu Vatke in Fühlung

zu kommen, um je nachdem ihn in Beziehungen zu bringen, wie sie zwischen Strauß und der zweitältesten Königstochter bestanden. Vatke schrieb indeß am 27. Februar 1870 nach Darmstadt zurück: „Lieber Freund! Deine gütige Empfehlung meiner geringen Person hielt ich für ein Wort des Freundes. Die Sache wird wohl kaum ernstliche Folge haben, denn ich bin keine literarische Berühmtheit wie mein Freund, habe hier nicht viele Freunde, Bewunderer gar nicht. Wer sich nach mir erkundigt, erfährt, daß ich passé, einen längst überwundenen, Hegel'schen Standpunkt einnehme, kaum noch ein Collegium zu Stande bringe, gleich einem Einsiedler altere, auch kränkele. Wer meine Bücher liest von 1835 oder 1841, findet sie abstrus, wenig anziehend und einladend zu anderweiter Fortsetzung. Selbst die Leute des Protestantenvereins betrachten mich, wie meinen berühmten Freund als beseitigt. Wer solches hier hört, wird mich keiner Betrachtung für werth halten und geneigt sein, Dein günstiges Urtheil auf Freundesconto zu schreiben. Das Alles habe ich mir bei ruhigem Nachdenken gesagt und deshalb die ganze Sache als Geheimniß bewahrt. So dankbar ich Dir bin für Deine gute Meinung von mir, so fühle ich mich doch keineswegs enttäuscht oder betrübt, sondern nur von einer großen Sorge belastet. Meinem ganzen Wesen nach passe ich nicht zu hoher Gesellschaft. Der feine, gemessene, jedes Wort abwägende Dialog meines geistig so hoch stehenden Freundes Strauß fehlt mir ja, ich bin unbehilflich und oft ungebunden ...." Am 28. Juni 1870 schrieb Strauß an

Vatke zurück: „Du hast auf meinen Brief recht als ein weiser Mann geantwortet", und Strauß bat nur noch, seine in jeder Art gute Meinung möchte nicht verkannt werden. Die Sache selbst war damit erledigt.

Mit welch' rührender Liebe und kindlicher Anhänglichkeit die geistig so hochstehende Prinzeß Alice an ihrer Mutter hing, leuchtet aus einem Brief hervor, den sie in ihrem Todesjahr an die Königin Victoria schrieb. Es war während der englisch-russischen Streitigkeiten, die dem Kriege in der Türkei folgten, als die Sorge der Großherzogin unausgesetzt bei ihrer hohen Mutter weilte und ihr am 26. Januar 1878 die folgenden Worte aus der Feder fließen ließ: „.... Ich theile die Besorgniß, welche Du durchzumachen hast, und die Gefühle, welche Du empfindest, aus vollem Herzen. Gott gebe, daß es möglich ist, das Rechte zu thun, denn es ist spät, und die Verwicklung ist furchtbar! Ich habe keine Gedanken für irgend etwas sonst, und die Opposition scheint bei Vertretung der Interessen des Landes mehr im Unrecht gewesen zu sein und demselben mehr geschadet zu haben, als sich jemals wieder gut machen läßt. Es ist ein ernster, bedeutungsvoller Augenblick für Fürst, Land und Regierung, und in Deiner Stellung hat Niemand Solches durchzumachen wie Du, und noch dazu so allein! Ich hoffe, Deine Gesundheit ist im Stande, die fortgesetzte Aufregung und Unruhe zu ertragen . . ."

Wenige Monate nachdem die Großherzogin sich so viel Sorge für die Mutter gemacht hatte, wurde sie selbst von der Diphtherie dahingerafft. Ihrer feierlichen Beisetzung in dem Mausoleum wohnten die Prinzen Alexander, Heinrich und Wilhelm von Hessen, der Prinz von Battenberg (Sohn des Prinzen Alexander), der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, der Prinz von Wales, Prinz Leopold von England, Prinz Christian von Holstein, die Vertreter Seiner Majestät des deutschen Kaisers und des deutschen Kronprinzen, sowie viele deutsche Fürsten bei. Nachdem die Leiche in der Hofkirche in Gegenwart der Leidtragenden und der fremden Vertreter eingesegnet war, wurde dieselbe in feierlichem Zuge nach dem Mausoleum auf der Rosenhöhe gebracht. Der Großherzog, der von derselben tückischen Krankheit befallen worden war, welcher seine Gattin zum Opfer fiel, und der noch nicht völlig wieder hergestellt war, blickte mit den Kindern dem Leichenzuge von einem Fenster des Schlosses aus nach. Die Rosenhöhe ist ein der Prinzessin Elisabeth von Hessen, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, gehöriges Sommerschloß auf einer Anhöhe bei Darmstadt. Das Mausoleum, in welchem die Großherzogin Alice beigesetzt wurde, enthält ein Meisterwerk aus der Hand Rauch's.

Die dritte Tochter der Königin von England, Prinzessin Helene, vermählte sich mit Christian, Prinzen von Schleswig-Holstein, der durch Dekret der Königin das Prädicat „Königliche Hoheit" erhielt. Prinz Christian lebt wie ein

englischer Landlord, hat sein schönes Palais in Windsor Park, ist ein guter Familienvater, trefflicher Gesellschafter und passionirter Jäger. Prinzessin Christine widmet ihr Leben hauptsächlich den Werken der Barmherzigkeit, gründet Asyle, Waisenhäuser und andere mildthätige Institute und steht an der Spitze der Wohlthätigkeits-Bazare und -Vorstellungen.

Ist nun dergestalt das Leben des Prinzen Christian und seiner Gemahlin in England ein ziemlich zurückgezogenes, so hindert dies nicht, daß er an anderen Höfen als Gemahl einer Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland große Ehren erfährt.

So gab Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen dem hohen Verwandten zu Ehren, der ihnen als Onkel der Prinzessin und Schwager der Mutter des Prinzen Wilhelm doppelt nahe steht, im Jahre 1881 ein glänzendes Ballfest in Potsdam; es war das erste, das die Neuvermählten überhaupt veranstalteten. Die Geladenen, in Anzahl von etwa 300, gehörten theils den Militärkreisen an, unter denen sämmtliche Regimenter und Truppentheile der Havelresidenz vertreten waren, theils den höheren Stellen der Beamtenwelt, der Hofgeistlichkeit, dem Lehrstande, sowie der Stadtvertretung, welche bei dem Einzug der jungen Herrschaften in Potsdam Höchstdenselben präsentirt waren. Die Damenwelt gehörte zumeist den Officierskreisen an. Die Gesellschaft nahm ihren Eintritt durch die Marmor-Galerie, die sich hinter dem Marmorsaale hinzieht und mit blühenden Azaleen, mit Palmen, mit

Smyrnateppichen, mit Gruppen von vergoldeten roth-sammtenen Möbeln für den Zweck des Abends ausgestattet war. Am Eingang in den Broncesaal empfing Major v. Liebenau als functionirender Hofmarschall die Gäste des Prinzlichen Hauses. Hier war der Versammlungsort der jungen tanzenden Welt. In dem nächsten Gemache vereinigten sich der nichttanzende Theil der Gesellschaft. Hier machten die Adjutanten, Hauptmann v. Bülow und Hauptmann v. d. Lanken, die Honneurs für die Herren, die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff und die Hofdame Gräfin Pückler für die Damen, von denen diejenigen, welche noch nicht der Frau Prinzessin Wilhelm vorgestellt waren, in einem dritten Gemache vereinigt waren. Man mußte bei dem Erscheinen Ihrer Königlichen Hoheiten des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm in Gedanken diesen Festabend in Verbindung mit den Wiener Festlichkeiten bringen, von denen sie eben zurückgekehrt waren. Am ersten Tage der Woche hatten sie noch in der Hofburg in Wien getanzt, am letzten tanzten sie in ihrem eigenen Hause im Stadtschloß Potsdam. War es noch ein Nachklang der Wiener Feststimmung oder die Freude über die Gäste im eigenen Hause — der Prinz wie die Prinzessin gaben sich ihrer Gesellschaft in der heitersten, anmuthigsten Form. Jene Distinction in der Einfachheit der Toilette, welche bei der Frau Prinzessin Wilhelm schon in Wien mit dem günstigsten Auge bemerkt worden war, zeigte sich auch hier wieder in der weißen Seidenrobe mit einem Gehänge von rosa Hyacinthen; letztere, mit einer Schnur

von Brillanten vermischt, wiederholten sich als Hauptschmuck, während um den Hals sich mehrfache Schnüre von Perlen wanden. Das Prinzliche Paar machte die Runde in der Gesellschaft, begrüßte Se. Königl. Hoheit den Erbprinzen und Ihre Königl. Hoheit die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Se. Hoheit den Erbgroßherzog von Baden, Se. Hoheit den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Se. Hoheit den Prinzen Ferdinand von Holstein-Glücksburg und wartete zum Beginn des Balles die Ankunft der Kronprinzlichen Eltern und des Oheims, des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein, ab. Die hohen Herrschaften kamen gegen 9 Uhr vom Neuen Palais. Nach einem kurzen Cercle begann der Tanz und zwar in dem weißen Bronzesaale. Unter dem Bilde Ludwig's von Sylvester, welches König Friedrich Wilhelm I. mit König August dem Starken von Polen darstellt, entwickelten sich die Tanzreihen. Für die reichen Toiletten der Damen, für die Uniformen der Officiere konnte es keinen vortheilhafteren Hintergrund geben, als das üppige, vergoldete Rococo-Gerante auf weißem Grunde, über welches der kostbare alte Lustre von Bergkrystall sein schimmerndes Licht warf. Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Kronprinzessin in einer Atlasrobe, deren Farbe mit den Pfirsichblüthen des Mais harmonirte, mit einem Epheukranz um das Haupt, in welchem Thautropfen von Brillanten blitzten, sah in einer Nische den Tänzen zu. Von diesen hatte die Frau Prinzessin Wilhelm den ersten Contretanz dem Oheim, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen

Christian von Schleswig-Holstein, gegeben, der die Uniform seines Regiments, der 3. Garde-Ulanen, trug. In derselben Reihe stand Se. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm mit der Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, die in ihrer mit Rosen verschiedener Farbe garnirten Robe anmuthig wie der Frühling draußen aussah. Prinzessin Wilhelm tanzte nur Quadrillen, während sich ihr Gemahl auch an Rundtänzen betheiligte. Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz bewegte sich vorzugsweise in den Reihen derjenigen Geladenen, deren Lebensalter der Würde ihrer Stellung entsprach. Der hohe Herr hatte die Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß angelegt und zu den preußischen Decorationen und dem Stern des Schwarzen Adlerordens, den er wie König Friedrich I. mit dem blauen Emaillebande und der Devise des Hosenbandordens zu tragen pflegt, auch noch in Rücksicht auf seinen Gast, den Prinzen Christian, das Ordenszeichen des Hosenbands, den goldenen St. Georg auf breitem blauen Bande an der rechten Hüfte. Bisher waren die Pforten, die zu dem imposantesten und prächtigsten Raume des Stadtschlosses, in den Marmorsaal, führen, noch verschlossen. Gegen 11 Uhr öffneten sich diese und die hohen Herrschaften, voran Se. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz mit Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Wilhelm, Se. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm mit Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinzessin, und nach ihnen die ganze übrige Gesellschaft, nahmen ihren Eintritt in den Saal. In der ganzen Länge desselben an der Gartenseite und

noch an den beiden Flügeln war ein splendides Büffet errichtet, dessen ausgesuchte Fülle noch durch das geschickte Arrangement und die Bequemlichkeit erhöht wurde, mit der sich jeder der Gäste mit dem Gewünschten versehen konnte. Dieser Saal mit der üppigen Bilderpracht, der Apotheose des großen Kurfürsten auf grauem und schlesischem Marmor, mit dem Lichtstrome, der von dem kolossalen Lustre herab auf die in Farben und Gestalt verherrlichte Welt der Vergangenheit wie auf die modernste, am heiteren Lebensgenusse sich freuende Gesellschaft fiel, trug nicht wenig dazu bei, die gebotenen Genüsse des Gaumens zu erhöhen, so daß selbst die steinernen Gäste, die ernst dreinschauenden Bildsäulen der Oranier, nicht die heiter angemuthete Feststimmung zu beeinträchtigen vermochten.

Nach dem Souper zogen sich die Kronprinzlichen Herrschaften mit dem Prinzen Christian zurück. Die tanzende Welt wurde noch mit einem Walzer und Cotillon erfreut, und gegen 1 Uhr entließen Ihre Königl. Hoheiten Prinz und Prinzessin Wilhelm die Gesellschaft. Wie aus hundert leuchtenden Augen schaute das Schloß nach dem Lustgarten sowohl wie nach dem inneren Hof, und der lichten fröhlichen Maiennacht entsprach auch die Stimmung, welche die Gäste des Prinzlichen Paares von diesem ersten Feste mit nach Hause nahmen. —

Die auf die Prinzessin Helene nächstfolgende Tochter der Königin von England ist Prinzessin Luise, vermählte Marquise von Lorne. Ihr Gemahl, der älteste Sohn des Herzogs von Argyll, wurde niemals von der Familie als

ebenbürtig angesehen, die Heirath der Prinzessin Luise wurde stets als eine Mesalliance betrachtet. Der Herzog kam dadurch in eine fast unerträgliche Situation, besonders in der ersten Zeit seiner Vermählung; nach und nach hat sein ritterlicher Sinn, seine, ernsten Studien zugewendete Denkart ihm mehr die Wege zu den Herzen seiner königlichen Verwandten geebnet. Auch die Prinzessin verfolgt eine ideale Richtung, sie ist den bildenden Künsten sehr hold, malt und meißelt mit Passion.

Im Volke war die „Partie" der Prinzessin Luise von Anfang an recht populär, und wenn auch eine Hand voll Radicaler der Prinzessin gerne die Aussteuer und Mitgift verweigert hätte, so hatte sich doch im Parlament sowohl, wie in Presse und Publicum die Stimmung für die Verbindung zwischen der königlichen Familie und einer der heimischen Adelsgeschlechter deutlich genug ausgesprochen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten fanden in Windsor, die Trauung in der St. Georges-Capelle statt. Das schottische Nationalkostüm war reichlich vertreten — der Herzog von Argyll, ein Mr. Campbell, Prinz Leopold und die beiden Söhne des Prinzen von Wales erschienen im Kilt, während der glückliche Bräutigam selbst die Uniform eines freiwilligen Schützenregiments trug — die Herren erschienen entweder in Militär- und Hofuniform oder im einfachen schwarzen Frack, und die Damen trugen, was eine Ironie des Sprachgebrauchs „full dress" nennt, während es in Wirklichkeit mit den tiefen Ausschnitten und den fehlenden Aermeln wenig mehr als eine halbe Bekleidung ist. Die Königin erschien

auch bei dieser Gelegenheit in Halbtrauer, die sie seit dem Tode des Prinzen-Gemahls nie ganz abgelegt hatte, während die Braut nach der Sitte des Landes in Weiß gekleidet war. Unter den Uniformen waren einige zu sehen, die uns vom Continente her bekannt waren, so die reiche Tracht des deutschen und des österreichischen Gesandten, und die Uniform des Grafen Seckendorff, welcher der Feier im Namen des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Deutschland beiwohnte, so ferner die hellblaue österreichische Cavallerie-Uniform des Fürsten Teck, und die Uniform des siebenten preußischen Kürassierregiments, in welcher der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha erschien. Daß auch indische Pracht nicht fehlte, versteht sich von selbst, denn seit der Maharajah Duleep Sing seinen Wohnsitz in England aufgeschlagen, scheint er es sich zur Gewissensaufgabe gemacht zu haben, keine Gelegenheit zu versäumen, bei welcher funkelnde Diamanten neidische Augen anziehen können. Die Hauptsache, die eigentliche Schürzung des Knotens war bald abgemacht, und die Anwesenden gestanden ein, trotz äußerster Spannung aller Ohren nicht im Stande gewesen zu sein, die interessanten Worte des Rituals zu hören. Mehr Zeit nahm die Hochzeit, das sogenannte Hochzeitsfrühstück, in Anspruch. Nachdem das Mahl vorbei war, trat das junge Paar die Hochzeitsreise an, von dichten Volksmengen mit lauten Hurrahs begrüßt. Alle Beobachter waren darin einig, daß Braut und Bräutigam recht glücklich aussahen, als sie in dem vierspännigen offenen Wagen, von einer Abtheilung Gardecavallerie begleitet,

Windsor verließen und nach Claremont bei Esher fuhren. Da aber Rosen in diesem Leben nur selten ohne dornigte Beigabe zu finden sind, mußte der Marquis of Lorne, der schon im Laufe des Tages mit dem Distelorden decorirt worden war, in Esher die landesübliche Adresse in Empfang nehmen, und die junge Frau Prinzessin hielt eine Rede coram publico. Das ganze Dorf prangte natürlich in festlichem Schmucke und eben so Claremont House, die ehemalige Residenz der Gemahlin Louis Philipps. Der Marquis wurde später als Vicekönig nach Canada gesandt; der Wunsch beider Gatten aber, als Vicekönig und Vicekönigin nach Indien zu gehen, wurde ihnen aus politischen Gründen nicht erfüllt.

Der Vetter der Königin, der Herzog von Cambridge, welcher Oberbefehlshaber der englischen Armee ist, bemerkte neulich, daß Major W. (ein verdienstvoller, aber keine hohen Gönner besitzender und daher bei den Promotionen öfters übergangener Officier),. der in den mittleren Jahren steht, eine für sein Alter ungewöhnlich umfangreiche Glatze besaß, und ließ ein bezügliches Wort fallen. Major W. aber erwiderte rasch, seine Kahlköpfigkeit sei leicht genug zu erklären, da so viele jüngere Officiere über seinem Kopf hinweg avancirt seien. Vierzehn Tage darauf war der Major Oberst. Dieser Zug charakterisirt so recht den derben tüchtigen Sinn des Herzogs von Cambridge, der an höfischem Wesen als echter Soldat wenig Gefallen findet.

Prinz Arthur, Herzog von Connaught und Strathearn, Graf von Sussex wurde 1850 als dritter Sohn der Königin

geboren. Er ist zum Nachfolger des Herzogs von Cambridge, für den mächtigen Posten eines Oberbefehlshabers des britischen Heeres bestimmt. In Aegypten und in Indien hat Prinz Arthur das Soldatenhandwerk praktisch erlernt, nachdem er vorher seine theoretischen Kenntnisse auf der Artillerieschule zu Woolwich erworben hatte. Er ist mit der Tochter des Prinzen Friedrich Karl, Luise Margarethe, vermählt. Prinzessin Luise Margarethe hatte die Herzen der Engländer im Fluge gewonnen; das englische Volk zeigt immer ein gefühlvolles Herz bei Allem, was junge, edle und schöne Damen betrifft. Der Prinzessin gewinnendes, anmuthvolles Auftreten beim Empfange in Queensborough und später in Windsor hatte die ehrwürdigen Väter beider Städte mit aufrichtiger Begeisterung für die Tochter des „rothen Prinzen" erfüllt. Als der Major und die Stadtvertreter von Windsor dem Brautpaare das prachtvolle Hochzeitsgeschenk, ein wundervolles Diamantarmband im Werthe von 300 Pfd. Sterling, mit ehrfurchtsvollem Glückwunsche überreichten, dankte die Prinzessin mit herzlichen Worten und erklärte, daß sie das Armband am Hochzeitstage tragen werde. Die Zahl der Geschenke sowie der dabei entfaltete Reichthum und Kunstgeschmack übertraf Alles, was man auf dem Continent bei ähnlichen Gelegenheiten zu sehen gewohnt ist. Prachtvolle massiv goldene und silberne Tafelaufsätze, Candelaber, Platten und Gefäße in mannigfacher künstlerischer Ausführung wechselten ab mit kostbarem Schmuck aus Diamanten, Perlen, Smaragden und Türkisen. Windsor

Castle war überfüllt von fürstlichen Gästen, die Stadt von deren Gefolge und den Tausenden von Fremden. Die alte Königsresidenz hatte den reichsten Flaggen- und Guirlandenschmuck angelegt, die schaulustige Menge drängte sich in den Straßen, überall Jubel und Hurrahruf, wo immer ein fürstlicher Gast sich zeigte. Die Feierlichkeit ging programmmäßig vor sich. Am Morgen brachte ein Extrazug über zweihundert hohe Staatswürdenträger, Botschafter, Gesandte, Hofbeamte u. s. w., welche ohne Aufenthalt in königlichen Wagen von der Eisenbahnstation nach der St. Georges-Capelle befördert wurden, wo sie sofort ihre Sitze angewiesen erhielten. Darauf erschienen die bei der Feierlichkeit nicht im Dienst befindlichen Hofbeamten. Zu gleicher Zeit nahmen der Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von London, Winchester, von Oxford, von Worcester, der Dekan und die Canonici von Windsor am Altar Platz, und es vollzog sich dann das übliche Ceremoniel.

Im Jahre 1882 vermählte sich Prinz Leopold, Herzog von Albany, das siebente Kind der Königin, mit der Prinzessin Helene von Waldeck-Pyrmont. Der Antrag Gladstone's, daß die Apanage des Prinzen um 10 000 £. vermehrt und für die Braut als eventueller Wittwengehalt 6000 £. jährlich ausgesetzt werden sollten, wurde mit 387 gegen 42 Stimmen angenommen.

Als die Kronprinzessin von Preußen sich vermählte, theilte die Königin Victoria dies dem Parlamente durch eine Botschaft mit, in welcher Ihre Majestät das Vertrauen auf eine derartige Unterstützung des Parlaments

aussprach, „daß sie sich in den Stand gesetzt sehen würde, im Hinblicke auf die bevorstehende Heirath ihrer ältesten Tochter so für dieselbe zu sorgen, wie es der Würde der Krone und der Ehre des Landes angemessen sei". Die Regierung beantragte eine Mitgift von 40 000 £. und eine lebenslängliche Rente von 8000 £., welchem Vorschlage die Mehrheit des Unterhauses „mit Sympathie und ehrerbietiger Liebe", wie Disraeli betonte, zustimmte; 14 Stimmen opponirten gegen 328. Als Wortführer der Minorität trat der bekannte Roebuck auf, aber ganz gegen den Wunsch seiner Wähler in Sheffield, daher er ein paar Tage später seine Opposition durch einen „loyalen Erguß" vergessen zu machen suchte.

Der junge Herzog von Albany starb schon 1884. Man erzählte, daß die Marchioness of Lorne, die ihren Gemahl aus Liebe geheirathet, fürchterliche Qualen der Eifersucht leide. Dieses Mißtrauen, welches die Prinzessin in ihren Gatten setzte, bringe es dahin, daß sie an keinem Orte der Welt Ruhe finde. Einst besuchte die verwittwete Herzogin von Albany ihre Schwägerin und fand dieselbe mit rothgeweinten Augen. „Wüßte ich nur einen Ort, an dem ich meinen Gatten vor allen Augen verbergen könnte, um sicher vor seiner Untreue zu sein!" — Die Herzogin nahm die Hand ihrer Schwägerin und sagte: „Begleite mich". Die Damen bestiegen den Hofwagen. Beim Mausoleum des so jung verstorbenen Herzogs von Albany angelangt, fragte dessen Wittwe bedeutungsvoll: „Luise, ist jene Frau glücklicher, deren Gatte hier ver-

schlossen ist?" — Laut schluchzend sank die Marchioneß in die Arme ihrer jungen Schwägerin. —

Als die Prinzessin Alice als Großherzogin von Hessen an der Diphtheritis verstorben war, erhielt sich lange das Gerücht, daß die Prinzessin Beatrix, jüngstes und Lieblings-Kind der Königin Victoria, auf den angeblichen Wunsch ihrer Mutter dem Großherzog von Hessen ihre Hand reichen und den Kindern ihrer verstorbenen Schwester in ihrer Person eine zweite Mutter geben würde. Das englische Gesetz aber, welches die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau verbietet und dessen Aufhebung vom Parlament wiederholentlich abgelehnt wurde, erfuhr im Jahre 1883 das gleiche Schicksal. Prinzessin Beatrix hat später den Prinzen Heinrich von Battenberg geheirathet.

Endlich sei hier zum Schluß noch jenes bedauernswerthen Prinzen gedacht, welcher, ein Mitglied der englischen Königsfamilie, unter dem Titel eines Herzogs von Cumberland in Oesterreich gleichsam im Exil lebt.

Durch seine Prätendentenschaft auf den Thron von Hannover, den er als Sohn des unglücklichen blinden und verblendeten Königs Georg von Hannover für sich beansprucht, verlor er das Anrecht auf das Herzogthum Braunschweig, dessen Verlust ihm hoffentlich nicht noch — den Verstand kostet.

II.

In der Wiener Hofburg.

Der Zauber vielhundertjähriger Geschichte umwebt die Häusermassen und Plätze, deren Gesammtheit die Wiener Hofburg bildet.

Vor über einem halben Jahrtausend soll zuerst auf dem Grund und Boden, auf dem jetzt die kaiserliche Residenz steht, ein österreichischer Herrscher sein Schloß erbaut haben. Seitdem haben die Gebäude unzählige Aenderungen, Neubauten und Erweiterungen erfahren, aber auch der Bau, wie er heute vor uns steht, hat im Großen und Ganzen schon auf Jahrhunderte herabgesehen.

Schreiten wir durch das Thor neben der Hauptwache, so befinden wir uns im innern Burgplatz, der das Denkmal Kaiser Franz I. trägt.

Wir sehen hier zu den Gemächern der Kaiserin Elisabeth hinauf. Durch ein Renaissanceportal gelangt man in den sog. Schweizerhof, an dem die Hofburgkapelle liegt. Diese birgt die berühmte geistliche Schatzkammer mit ihren kostbaren Kirchengeräthen und mit ihren in Gold und Edelsteinen gefaßten Reliquien. In der Ecke des Schweizerhofes ist der Eingang zur weltlichen Schatzkammer, welche den Familienschmuck des Kaiserhauses, die goldenen und silbernen Prunkgefäße und vor Allem die

Krönungsinsignien und die Reliquien des ehemaligen Heiligen römischen Reiches enthält. Die unschätzbare Bibliothek, die berühmten Sammlungen nehmen andere Theile der Hofburg ein; der Hauptschmuck des altersgrauen Gebäudecomplexes aber ist heute wie vor vielen hundert Jahren die Anwesenheit des Beherrschers der Völker Oesterreichs, des Kaisers. Selbst auf den Erzfeind aller ehrwürdigen Herrscherhäuser, auf Napoleon den Ersten, machte die Würde des österreichischen Kaisers Eindruck. Als er einmal seine Gemahlin Marie Luise eine Adresse an ihren Vater Franz I. Kaiser von Oesterreich schreiben sah, fiel ihm der Titel „Geheiligte Apostolische Majestät“ auf und er befrug darüber den Fürsten Metternich, da es ihm peinlich war, vor seiner Gemahlin zu zeigen, daß er in dieser Titulaturangelegenheit als Neuling nicht Bescheid wisse. Metternich erklärte Napoleon nun, daß dieser Titel noch aus den Zeiten des Heiligen römischen Reiches herrühre. Napoleon sagt darauf: „Mir gefällt dieser Titel sehr wohl, das Volk muß eine heilige Scheu vor dem Kaiser hegen — — ich werde mir diesen Titel auch später beilegen.“

Der jetzige Kaiser von Oesterreich, Franz Joseph, steht in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre. Auf den Thron Oesterreichs stieg er im Revolutionsjahr 1848 nach Abdankung des Kaisers Ferdinand. Seine Mutter war aus demselben Hause, aus dem er sich seine Gemahlin gewählt hat, sie war die Tochter des Königs Maximilian I. von Baiern.

Die ersten Jahre seiner Regierung — er war damals noch nicht zwanzig Jahre alt — ließen ihn gleich das ganze Leid durchkosten, das „eines Regenten Dornenkrone" auferlegt. Er mußte um seine italienischen Provinzen Krieg führen und persönlich nach Ungarn eilen, um den dort ausgebrochenen Aufruhr mit dem Schwert in der Hand zu bekämpfen. Nach glücklich wiederhergestelltem Frieden im Reiche bereiste der junge Kaiser seine Länder, um ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Bedürfnisse durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Um das Maß der Prüfungen voll zu machen, wurde der Kaiser am 18. Februar 1853 das Opfer eines Attentats, das ein Ungar, Joh. Libényi, auf ihn versuchte. Als der Kaiser auf der Löwel-Bastei in Wien promenirte, verwundete ihn der Missethäter durch einen Messerstich. Erst lange Wochen waren nöthig, die nicht ungefährliche Wunde zu heilen. —

Seiner im Herbst 1853 geschlossenen Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern folgte schon am 24. April 1854 die Vermählung. Aber erst am 21. August 1858 wurde diese Ehe durch die Geburt eines Kronprinzen gesegnet, der in der heiligen Taufe den Namen Rudolf erhielt. —

Der unglückliche italienische Krieg von 1859 konnte selbst durch das persönliche Eingreifen des Kaisers bei Solferino nicht zum Guten gewandt werden, der Kaiser sah sich zur Abtretung der Lombardei genöthigt. Nachdem Franz Joseph 1861 seinen Landen eine Verfassung gegeben

hatte, die mit Jubel in den deutschen Kronländern aufgenommen wurde, scheiterten seine Bemühungen, durch den Fürstentag in Frankfurt dem Deutschen Bund neues Leben einzuhauchen. Die Erlebnisse von 1863 — der dänische Krieg — und 1866 sind noch zu lebendig in aller Gedächtniß, als daß hier mehr als nur an dieselben erinnert zu werden brauchte, um die Vorstellung in uns zu wecken, welch' gewaltig bewegte Tage dem Kaiser in diesen Jahren beschieden waren. Aber auch im Innern des Landes gährte es überall, und der Kaiser sah sich genöthigt, 1867 das ungarische Staatsrecht anzuerkennen, ein ungarisches Cabinet unter Andrassy zu bilden und somit das dualistische Staatsprincip anzunehmen. In den Pfingsttagen des Jahres 1867 wurde Franz Joseph feierlich mit unermeßlichem Pomp zum König von Ungarn gekrönt.

Vom Jahre 1871 an begegnen sich alljährlich die Kaiser von Deutschland und Oesterreich in den berühmten Alpenbädern, in Gastein, Salzburg und Ischl. Diese Entrevueen haben einen Herzensbund zwischen beiden Monarchen befestigt, der die Beziehungen der Staaten Deutschland und Oesterreich immer inniger gestaltete.

1872 wurde in Berlin bei der Anwesenheit des Zaren und Franz Josephs am deutschen Kaiserhofe jenes Dreikaiserbündniß geschlossen, das seit anderthalb Decennien Europa den Frieden gegeben hat.

Die hochgehenden Wogen der Politik haben den Kaiser Franz Joseph nicht gehindert, große Reisen in das Ausland zu unternehmen, den Orient und Jerusalem zu

besuchen und jenem denkwürdigen Akte, der Eröffnung des Suezcanals, beizuwohnen.

Es muß schon eine besondere Veranlassung vorliegen, um den Kaiser zu bewegen, sich bei einer öffentlichen Vergnügung, bei einer Theatervorstellung zu zeigen. Eine solche besondere Veranlassung bot vor einigen Jahren die Anwesenheit Liszt's in Wien, der gekommen war, um für die unglücklichen Szegediner Schätze hervorzuzaubern aus den Tasten seines Instrumentes durch sein Spiel. Es war im Salon des Grafen Andrassy, wo er zu spielen zugesagt hatte. Selten konnte man ein so vornehmes Publicum beisammen sehen wie hier: Kaiser Franz Joseph, viele Erzherzöge und Prinzen, Botschafter und Gesandte, Fürstinnen und Grafen und nur wenige Bürgerliche, von denen die meisten der Presse angehörten, bildeten die Zuhörerschaft des großen Virtuosen. Wiewohl sich Alles recht natürlich gab, und das verstehen die Wiener Aristokraten, so herrschte doch ein eigenthümlich zurückhaltender Ton, der die Stimme, das Lachen dämpfte und den Beifall nie allzu kräftig aufkommen ließ, denn — der Kaiser war anwesend.

Die einzige wahre Erholung, die sich der Kaiser gönnt und die sein ganzes Vergnügen ausmacht, ist die Jagd, der er mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit obliegt. —

Was haben wir nun vom Menschen Franz Joseph zu halten? werden unsere Leser fragen. Hierauf kann mit voller Ueberzeugung geantwortet werden, daß der Kaiser ein wohlwollender, gutherziger Mann ist, dem das Wohl

seiner Unterthanen sehr am Herzen liegt. Alle, die persönlich mit ihm zu thun gehabt haben, bestätigen dies. Er ist mildthätig, aber er übt seine Mildthätigkeit ebenso mit bescheidener Zurückhaltung, wie er sich darein gefunden hat, als constitutioneller Herrscher dem persönlichen Regiment seiner Ahnen zu entsagen und den gesetzgebenden Körperschaften die Initiative zu überlassen.

Nur in die Armeeangelegenheiten läßt sich Franz Joseph vom Parlament absolut nicht hereinreden; dem Heer gilt seine ganze Fürsorge, militärische Fragen liebt er leidenschaftlich zu discutiren. Seine Politik ist eine vermittelnde — vielleicht die einzig mögliche in dem Staatenconglomerat Oesterreich; er hat versucht, die Slaven zu germanisiren, und erprobt jetzt das entgegengesetzte Experiment; er hat seine beiden italienischen Provinzen für unzertrennlich von seinem Reich erklärt und in Venedig Victor Emanuel, der ihm diese Provinzen entriß, in seine Arme geschlossen.

Diese Acte der Selbstverleugnung charakterisiren das innerste Wesen des Kaisers, das sich auch in seinem kaiserlichen Worte kundgibt, das er zum Grafen Andrassy gesagt hat:

„Ich bin sehr froh darüber, daß nicht Alle, die wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt worden sind, füsilirt wurden, weil ich gerade aus diesen später meine besten Minister machen konnte.“ —

Der sichere Blick, mit dem der deutsche Kaiser den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen weiß, scheint

dem österreichischen Kaiser zu fehlen. Wir denken, indem wir dieses ausssprechen, u. a. an den Sieger von Lissa, den Seehelden Tegetthoff. Dieser Mann, an dessen Waffenthat sich die österreichischen Völker nach der Katastrophe von Königgrätz wieder aufrichteten, war nach oben hin all sein Leben lang keine sehr beliebte Persönlichkeit. Mit dem ehemaligen Obercommandanten der Marine, dem spätern Kaiser von Mexiko, Erzherzog Ferdinand Max, lebte er in fortwährendem Zwist und Hader, wie er auch in Wien selber mit seinem ewigen Drängen auf Reformen keine persona grata war. Als er bei Beginn des deutschen Krieges das Commando im Adriatischen Meere erhielt, machte er seinem Grolle Luft, indem er den Tagesbefehl, womit er sein Amt antrat, mit den Worten begann: „Endlich, nach langem Bedenken, hat man sich in Wien entschlossen, mir den Oberbefehl anzuvertrauen". Das vergaß man ihm bei Hofe nicht; eben so wenig, daß er bei Lissa gegen seine Instruction sich geschlagen. Nach dem Tage von Lissa erließ er an sein Geschwader auf der Rhede von Fasana deshalb ein Bulletin, worin er mit nachdrücklichstem Selbstbewußtsein „die spät begonnenen Vorbereitungen, die allen Schiffen ohne Ausnahme karg zugemessen," hervorhob und die volle Ehre des Tages ausschließlich dem „vortrefflichen Geiste der Mannschaften" vindicirte. Drei Tage später ward er des Escadrecommandos enthoben, mit der „Bestimmung für eine andere Dienstverwendung", und die Ungnade lag hier um so offener vor, als der neu creirte Posten eines

Flotteninspectors gleichzeitig nicht an den Admiral, für den er doch wie geschaffen schien, sondern an den General der Cavallerie Erzherzog Leopold vergeben wurde, den Benedek noch vor der Schlacht von Königgrätz angeblich wegen Nierenleidens von seinem Commando bei der Nordarmee zurückgeschickt.

So erging es dem Manne, der durch seine Waffenthat zwar den Mißerfolg des Krieges nicht ausgleichen konnte, der aber den Oesterreichern das Selbstwußtsein wiedergab und ihnen gezeigt hat, wie bei richtiger Verwendung der im Volke schlummernden Kraft etwas Rechtes geleistet werden kann.

Jetzt hat man dem Admiral nach seinem Tode feierlichst ein Denkmal gesetzt! —

Die Kaiserin Elisabeth, eine bayerische Prinzeß, ist allen Schaustellungen, allen Repräsentationspflichten abhold.

Bei den großen Processionen, welche die katholische Kirche alljährlich zweimal veranstaltet, glänzt sie ständig durch Abwesenheit; ein Unwohlsein oder irgend ein anderer Grund muß ihr Fernbleiben entschuldigen.

Außer dem Hofstaat und den Gästen der beiden Hofbälle können sich Wenige in Wien rühmen, die Kaiserin zu kennen, ja viele Wiener haben die schöne Frau noch nie zu Gesicht bekommen. Und schön ist sie auch heute noch, die hohe Frau, trotzdem sie Großmutter geworden ist. Sie ist noch heute eine kühne Reiterin, von der man sagt: Wäre sie nicht als Fürstin geboren, sie hätte die

erste Kunstreiterin der Welt werden können. Jedenfalls hätte sie der erste Lehrer der Reitkünste ihrer Zeit werden können.

Für den schlicht natürlichen Sinn der Kaiserin, die den Menschen im Menschen zu schätzen weiß, wenn er auch keine Reihe erlauchter Ahnen aufzuweisen hat, spricht folgende kleine Episode.

Die Kaiserin und ihre Tochter, Erzherzogin Valerie, zählen zu den fleißigsten Besucherinnen des Burgtheaters und zu den aufrichtigsten Bewunderinnen der Damen Wolter und Schratt. Sie wollten sich einmal das Vergnügen machen, die Künstlerinnen à la camera zu sehen, und beschlossen, sie von Ischl aus in ihren Sommer-Domicilen im Salzkammergut aufzusuchen. Unangesagt erschienen die Kaiserin und die Erzherzogin vor einigen Wochen in Schloß Frauenstein am Wolfgangsee, ohne jedwede Begleitung und in einfachster Loden-Toilette. Die Kaiserin begrüßte Frau Schratt in der herzlichsten Weise — die letztere war der hohen Frau im Atelier des Professors Angeli im Laufe des letzten Winters vorgestellt worden, wo die Künstlerin zu einem Portrait saß, und die Kaiserin wohnte dieser „Séance“ bei — und plauderte über eine Stunde mit ihr in der zwanglosesten Art. Erzherzogin Valerie betheiligte sich gleichfalls voll Lebhaftigkeit an der Conversation. Die hohen Gäste nahmen auch einen Imbiß bei Frau Schratt. Beim Weggehen spielte sich eine heitere Episode ab. Die Kaiserin und ihre Tochter hatten sich von Frau Schratt bereits verabschiedet, als die Kaiserin

sich nochmals umwendete und die Künstlerin lächelnd fragte: „Was kostet denn die Dampfschiffahrt von hier bis Strobl?" „Fünfzig Kreuzer pro Person, Euer Majestät," gab Frau Schratt zur Antwort. „Nun, dann bitte ich Sie, mir einen Gulden zu leihen, denn ich habe meine Börse vergessen." Frau Schratt beeilte sich dem Wunsche Folge zu leisten, und mit den Worten: „Ich bin Ihre Schuldnerin", verließ die Kaiserin das Schloß. Tags darauf widerfuhr der Künstlerin die Auszeichnung, daß der Kaiser bei ihr erschien. Er begrüßte Frau Schratt auf das Huldvollste und überreichte ihr mit einigen verbindlichen Worten einen Silbergulden. „Man muß Schulden pünktlich bezahlen", meinte lächelnd der Monarch. Die Künstlerin trägt seither das Geldstück als werthvolles Berloque. Auch Frau Wolter, deren Bauernhaus in Weißenbach am Attersee die Kaiserin und die Erzherzogin besichtigten, erfreute sich der schmeichelhaftesten Complimente seitens der hohen Besucher. —

Kronprinz Rudolph von Oesterreich, der Freund des Prinzen Wilhelm von Preußen, hat sich schriftstellerisch schon einen Namen erworben und ist zum Ehrendoctor mehrerer Universitäten ernannt worden. Seine schriftstellerische Thätigkeit hat hauptsächlich durch seine Reisen Nahrung erhalten, doch auch die Heimath hat ihm Stoff zu seinen geographischen Werken gegeben. Der Naturforscher Dr. Brehm war sein Lehrer, in dessen Begleitung er große Fußtouren unternahm, die den Studien erst die rechte Anschauung zur Seite stellten. Kronprinz Rudolph

hat sich mit der belgischen Prinzeß Stephanie vermählt, die durch ihren Liebreiz, durch ihre natürliche Anmuth die Wiener Gesellschaft begeistert.

Zur Vermählungsfeierlichkeit des Kronprinzen, im Mai 1881, war ein großes Volksfest im Prater bei Wien angeordnet worden, das den Reigen der Festlichkeiten eröffnete und den Rahmen für die großartige Ovation bildete, welche die Bevölkerung Wiens dem Kronprinzlichen Brautpaare bei der Fahrt von Schönbrunn in den Prater bereitete. Mindestens ebensoviel Hunderttausende, als den Prater füllten und in unübersehbaren Massen an die Hauptallee sich herandrängten, hatten vom Praterstern an durch die Praterstraße, über den Ring, die ganze Mariahilfer Straße entlang und bis hinaus nach Schönbrunn ein Massenspalier gebildet und brachten dem Brautpaare ihre Huldigungen dar. Es war dies die eigentliche Begrüßung der Prinzessin Stephanie durch die Gesammtheit der Bevölkerung Wiens.

Der imposante, aus 62 zweispännigen Hofequipagen bestehende Zug wurde vom Oberststallmeister des Kaisers, Fürsten Thurn und Taxis, und dem Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe eröffnet. Es folgten hierauf der Kaiser in belgischer und zu seiner Rechten der König in der österreichischen Obersten-Uniform, hierauf die Prinzessin Stephanie mit dem Kronprinzen, die Kaiserin, zu deren Rechten die belgische Königin, die Prinzessin Victoria von Preußen mit dem Prinzen von Wales, Prinz Wilhelm von Preußen in der Uniform eines österreichischen In-

fanterie-Hauptmanns mit der Prinzessin Gisela, Prinz Leopold von Bayern mit der Gräfin von Flandern, der Graf von Flandern mit der Großherzogin Alice von Toscana, Erzherzog Ludwig Victor mit der Erzherzogin Marie Therese und dem Erzherzog Otto und hierauf sämmtliche Mitglieder des Hofes. Die Suiten der Herrschaften folgten in 31 Wagen. Die Kaiserin trug eine stahlgrüne, eng anschließende Casaque mit correspondirendem Hütchen. Die Toilette der Königin der Belgier war roth, jene der Prinzessin Stephanie rosa. Ueber das Kleid hatte die Prinzessin eine weiße, mit Blau und Gold durchwirkte Casaque. Das Kaiser- und Königspaar und insbesondere Prinzessin Stephanie und der Kronprinz wurden bei ihrem Erscheinen auf dem Praterstern mit stürmischem Jubel, der sich rasch weiter verpflanzte, begrüßt. Der Zug bewegte sich langsamen Schrittes und unter fortwährenden Hochrufen der Menge durch den Eingang zur Haupt-Allee.

Nun aber wurde das Gedränge so stark, daß Stockungen eintraten. Der Kaiser, unangenehm berührt von diesen fortwährenden Störungen, erhebt sich wiederholt im Wagen und ruft: „Ich bitte, doch ein wenig Platz zu machen." Fürst Hohenlohe war zweimal vom Wagen gestiegen und hatte dem Kaiser gemeldet, daß ein Vorwärtskommen unmöglich sei und daß er daher zur Heimfahrt rathen müsse. Der Kaiser hofft jedoch immer noch auf ein Weichen der Massen und wünscht, daß weitergefahren werde. Immer wieder richtet er sich im Wagen auf, um

nachzusehen, ob die Menschenmenge noch immer so stark sei, und den Kutscher zu beauftragen, nur langsam zu fahren. „Ich bitte Sie," sagte der Kaiser zu den Mitgliedern der Festcommission, die an der Seite des kaiserlichen Wagens standen, „nur langsam zu fahren, damit kein Unglück geschieht." Endlich mußte der Kaiser dennoch Ordre geben, rechts abzubiegen und die projectirte Rundfahrt aufzugeben. Die stürmischen Jubelrufe der Menge hörten dabei nicht auf. Prinzessin Stephanie verlor ihrerseits keinen Moment ihre gute Laune, sie schien überglücklich zu sein und die Störungen nicht zu bemerken. Fort und fort dankte und grüßte sie nach allen Seiten und hatte kaum Zeit, um hier und da an den Kronprinzen ein Wort der Befriedigung und der Freude zu richten. Ihr Wagen, wie der des Kaisers, war oft so dicht umdrängt, daß die Insassen mit der Hand abwehren mußten, damit Niemand unter die Räder gerathe.

Der Trousseau der Prinzessin Stephanie war in den Räumen des königlichen Schlosses zu Brüssel ausgestellt gewesen, ehe er nach Wien gesandt wurde. Im ehemaligen Speisesaal befand sich die Ausstellung der Roben, die, auf freistehenden Mannequins drapirt, Form und Arrangement trefflich erkennen ließen. Die Brautrobe hatte in der Mitte des großen, lichtreichen Saales den Ehrenplatz erhalten; sie war in der traditionellen Form aus Silberdrap gearbeitet, reich mit Silberstickerei überdeckt, deren Zeichnung, Eichen-, Rosen-, Myrthen- und Lorbeerzweige darstellend, die, mit Orangenblüthen-Bouquets

gemischt, noch mehr Bewunderung erregte wie die an sich meisterhaft ausgeführte Stickerei, die bis in die feinsten Nuancen hinein von so wunderbarer Technik war, daß Kenner selbst behaupten, nie etwas Vollendeteres gesehen zu haben. Taille und Aermel waren mit duftigen Silberspitzen garnirt, welche, fein plissirt, die reich gestickten Streifen der Brustdraperie begrenzten. Der Manteau de cour war, wie die Robe, aus Drap d'argent mit gleichartiger Stickerei; hier kamen diese noch in erhöhtem Maße zur Geltung, da auf der weiten Fläche von vier Metern Länge und vier Metern Weite die einzelnen Bouquets und Zweige in größeren Dimensionen gehalten waren und plastischer hervortraten. Die Schleppe hatte viele fleißige Hände drei Monate hindurch beschäftigt. Neben der Brautrobe war die Robe, welche die Königin während der Trauung trug, ausgestellt. Doch lassen wir einen Augenzeugen weiter erzählen, der mit Kennerblick die Ausstellung durchmustert hat und seine Beobachtungen sofort nach empfangenem Eindruck fixirte. Die erwähnte Robe der Königin beschreibt unser Gewährsmann wie folgt: „Eine himmelblaue Sammetschleppe in reicher Silberstickerei fällt über ein gleichartig gesticktes Unterkleid aus mattblauem Atlas, das mit Sammetlagen, Silberspitzen und Rüschen (aus silbergestickter Gaze) sehr geschmackvoll garnirt ist. Der Sammet des Manteau de cour ist eigentlich weder himmelblau noch blaßblau; wir sehen da eine Nuance, wie sie in diesem seidenweichen, kostbaren Stoffe wohl geliefert werden kann, die indeß

so eigenartig wirkt, daß man glaubt, sie noch nie gesehen zu haben und sie sobald nicht wieder zu schauen. „Couleur de reine“ hat man diese Farbe genannt, und wirklich scheint sie eigens erdacht zu sein, eine Königin zu schmücken.“

„Rosa scheint die Lieblingsfarbe der Prinzessin zu sein; eine ähnliche Diner-Robe aus rosa Sammet mit kostbarem Spitzenschleier ist ein Geschenk der Brüsseler Industriellen. Für den Empfang in Salzburg ist eine prächtige Robe aus hellblauem Satin bestimmt, die reich mit kostbaren Filigran-Spitzen garnirt ist. Die Filigran-Arbeit, die lange Zeit der Vergessenheit anheimgefallen war, scheint jetzt wieder zur Geltung zu kommen; sie ist kostbarer als die Gold- und Silberstickerei und besonders bei Licht von wunderbarem Effect. Jedem Sterblichen ist es nicht gestattet, Filigranbesätze zu tragen; sie gelten als surplus d'élégance. — Die blaue Satin-Robe der Prinzessin ist en tablier mit Filigran-Spitzen garnirt, die Schleppe gleichartig besetzt, Taille und Aermel mit einzelnen Filigran-Blumen geziert.“

„Andere Roben in Grau, Bordeaux, Schwarz, Moosgrün zeigen die verschiedenartigsten Arrangements, bald Jaquets, Polonaisen, Form Princesse, Form anglaise, bald einfarbig, bald ombré, gestreift, carrirt. — Einige Straßentoiletten von dunklem Sammet mit Marabouts, mattgrauem Caschmir mit Peluche argenté, moirirtem Satin mit Velours quarré machen namentlich dadurch von sich reden, daß sie so „überaus einfach“ gearbeitet sind. Zu den Hüten muß man sich das anmuthige Gesicht

der jugendlichen Prinzessin denken, um ihnen die rechte Würdigung angedeihen zu lassen. Da ein reizendes Blumenhütchen mit echtem Spitzenschleier, dessen Barben aus Blumenknospen bestehen, die unter dem Kinn geknüpft werden; dort ein einfaches Barett mit einer einzigen breit auslaufenden Feder, die bis auf die Schulter herniederfällt; hier ein hellblaues Capotthütchen, das mit mattem Vergißmeinnicht geziert ist; ein großrandiger Sonnenhut, den ein Kranz hochrother Mohnblumen umgibt — wer wollte sagen, welche dieser „Behauptungen“ kunstvoller arrangirt, welche kleidsamer sei?“

„Die Gewebe der Lingerie-Abtheilung sind von so wunderbarer Feinheit, daß man glauben könnte, es seien nicht wirkliche Stoffe, die wirklichen Menschen mit ganz reellen Lebensbedürfnissen zu ganz bestimmtem Gebrauch übergeben werden. Ein ätherischer Hauch liegt auf dem Ganzen ausgebreitet; man möchte denken, daß jene duftartigen Gebilde, die so harmonisch mit Spitzen, Stickereien, Plissés und Einsätzen gemischt sind, von Feenhänden gefertigt wären. Die Hemden, durchwegs mit Längs- und Traversstreifen garnirt, mit den kostbarsten Spitzen umrandet, mit Brusteinsätzen geziert, die so kostbar gearbeitet sind, daß selbst Damen vom Fach behaupteten, in Lingerie keine vollendetere Leistung gesehen zu haben, finden von allen ausgestellten Wäschegegenständen den meisten Beifall. Jacquets, Camisols, Corsets, Jupons geben ein Bild dessen, was in diesem Genre geleistet werden kann. Die Tisch- und Bettwäsche erregt das Entzücken aller guten

Hausmütter. Diese Coussins mit diademartiger Stickerei, die kunstvoll gearbeiteten Plumeauxbezüge, die prächtig verschlungenen Monogramms, die Kronen in Flachstickerei mit Tüllstich, Alles findet bei den Beschauenden ungetheilte Bewunderung, spottet aber jeder Beschreibung. Da sehen wir Negligées ganz aus Spitzen auf weißem Satin gearbeitet, so duftig, so ätherisch, daß man glauben möchte, sie seien bestimmt, im Feenreigen vorgeführt zu werden; Peignoirs, wie Taschentücher in irischer und Flachstickerei, mit Hohlsäumen und Spitzen umrandet, die durchgehends auf der Hand gefertigt, das Beste repräsentiren, was Handarbeit überhaupt leisten kann."

* * *

Im Frühjahr 1884 unternahm dann das österreichische Kronprinzenpaar eine Orientreise. Während seines Aufenthaltes in der türkischen Hauptstadt wollte das Kronprinzliche Paar sein Logis am Bord der Yacht „Miramare" behalten. Dieses Arrangement erschien jedoch dem osmanischen Monarchen unannehmbar. Auch wollte der Sultan bei seiner Abneigung, die nähere Umgebung des Jildis Kiosk zu verlassen, die hohen Gäste nicht in einem der größeren, am Ufer des Bosporus gelegenen Paläste, etwa in dem von Dolma-Bagdsche, beherbergen, da ihm dieselben der padischahlichen Residenz nicht nahe genug lagen. Da war guter Rath theuer. Endlich kam man auf das Auskunftsmittel, einen Pavillon zu dem betreffenden Zweck aus leichtem Material, im Bereich des

Parks, welcher dem Jildis Kiosk unmittelbar angrenzt, herstellen zu lassen. Der Plan des Pavillons war vor seiner Ausführung dem Kronprinzen in verbindlichster Form nach Wien hin mitgetheilt worden. Der Punkt im Park, auf dem er lag, durfte rücksichtlich der Aussicht, namentlich auf die Meerenge und deren Ufer, als einer der ausgezeichnetsten im ganzen Rayon der Hauptstadt bezeichnet werden. Dagegen waren die Dimensionen des Baues nur klein ausgefallen. Die beiden Schlafzimmer waren dicht nebeneinander gelegen. Als Tapete hatte man himmelblauen Sammet für beide gewählt. Der sogenannte große Saal überraschte durch seine Räumlichkeit in einem anscheinend so klein angelegten Bau. Daneben befanden sich noch zwei andere kleinere Salons, beide mit rosafarbenem Satin ausgeschlagen. Außerdem verdiente der Speisesaal Aufmerksamkeit. Die übrigen Zimmer dienten den Ehrendamen und Kammerfrauen der Kronprinzessin Stephanie zur Unterkunft. Wie man sagte, war es der Sultan selber, der die Fortschritte des Baues und darnach die Einrichtung täglich inspicirte und strenge darauf hielt, daß nichts geschah, was nicht zuvor seine ausdrückliche Billigung erhalten hatte.

Auch für eine entsprechende Ausstattung mehrerer Gemächer des alten im eigentlichen Stambul gelegenen Palastes von Top Kapu (zu deutsch: das Kanonenthor) hatte der Souverain, aus Anlaß des hohen Besuchs und in der Voraussicht, daß seine Gäste, bei Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Constantinopel irgendwo daselbst

Rast halten würden, persönlich Sorge genommen. Ja, nachdem ihm die Absicht des Kronprinzen bekannt geworden, auch das in der Provinz Khudavendighiar, dem alten Bithynien, am Fuße des Olymp gelegene Brussa zu besuchen, wurden auf Befehl Abd ül Hamid's ebenfalls Palastmöbel zur Ausstattung mehrerer Räume im General-Gouverneur-Hotel daselbst eiligst entsendet.

Bei ihrer Ankunft im Jildis Kiosk wurden die hohen Gäste des Sultans durch diesen selber am Fuße der großen Parade-Treppe empfangen. Der Monarch war in Uniform und mit dem Großcordon des Stephan-Ordens geschmückt. Nach der ersten Begrüßung reichte er der Erzherzogin den Arm, um sie in den sogenannten Ceremonien-Saal zu führen, wo sie, auf einem haut-pas, in einem reich verzierten Sessel sich niederließ. Ihnen folgte der Kronprinz, die beiden Diplomaten und die Baronin Calice nach. Das übrige Gefolge begab sich sofort in die ihm vorbereiteten Gemächer der alten Bibliothek.

Unmittelbar nachdem man sich gesetzt hatte, hieß der Sultan nach orientalischem Gebrauch die Gäste mit der üblichen Handbewegung willkommen, zugleich mit sie begleitenden, ebenso herzlichen wie verbindlichen Worten. Darnach erkundigte er sich nach den näheren Umständen des Reiseverlaufs und sodann nach dem Befinden des Kaisers Franz Joseph. Selbstredend gaben Kronprinz und Kronprinzesssn dem imposanten Eindruck Worte, welchen die Meerenge bei ihrer Ein- und Durchfahrt durch dieselbe auf sie gemacht.

An einem der folgenden Tage war hoher muselmanischer Feiertag. Der Sultan besuchte an diesem Tage eine dem Jildis Kiosk nahegelegene Moschee und ließ zu Ehren der hohen Gäste die Feierlichkeit mit besonderem Pompe vor sich gehen. Eine lange Reihe von Festlichkeiten schlossen sich dann auf Befehl des Sultans an, der seine Absicht, die kronprinzlichen Gäste auf das köstlichste zu unterhalten, voll erreichte.

Ueber den weiteren Verlauf der Orientreise des Kronprinzen, speciell über seinen Aufenthalt und seine Eindrücke im gelobten Lande, wollen wir den hohen Herrn selbst etwas erzählen lassen. Es findet sich darüber in seinen Aufzeichnungen das Folgende:

„(Jaffa) .... Der erste Schritt auf dem Boden des gelobten Landes ruft in den Städten die Erinnerungen an die geordnete Macht des Judenreiches, an den weisen König Salomo oder auch an die Tage, wo Jesus inmitten seiner Apostel auf den steinernen Stufen der Hauptplätze predigend saß, lebhaft ins Gedächtniß, und im Lande gehen die Bilder am geistigen Auge vorüber, die uns in Kinderjahren beim Studium der heiligen Schrift umgaukelten. Abraham, der Patriarch, der Nomadenkönig, reich an Heerden, edlen Rossen, schönen Zelten und üppigen Weibern, der sinnige Greis und Gelehrte, der Weise in mystischen Sprüchen, doch voll Lebensweisheit lebend, der Stammvater eines edlen Volkes, er konnte nur im Morgenland, nur in diesen Gegenden hausen. Zeiten haben sich geändert; Religionen in den Formen auch. Aus den vielen

im Wesen gleichen, in den Hauptgedanken ähnlichen, nur im Ritus verschiedenen Glaubensbekenntnissen und Götterkultussen des morgenländischen Alterthums hat sich nur eine rein erhalten, es ist die hebräische, die Lehre des alten Jehova, seines Propheten Moises... Ein hübscher Anblick bot sich uns beim Anlegen an der Hafenstiege dar; alle flachen Terrassen und Treppen, sowie auch die engen Fenster waren dicht mit Menschen besetzt. Die Costüme sind viel farbenreicher und interessanter als in Aegypten; der kleinasiatische Charakter, sowie auch oft der türkische, ja sogar der althebräische machen sich geltend. Das blaue Fellachenhemd und die braune Kappe sieht man in den Gassen ebensowenig als den einfachen weißen Burnus; desgleichen wird man keinem spärlich oder fast gar nicht gekleideten Mann, wie dies ja so oft in Aegypten der Fall ist, begegnen. Faltenreiche weite Gewänder, mit breiten bunten Leibbinden, großen Tüchern, hier und da Feze, Oberkleider, oder auch kurze spencerartige Jacken mit Pelzverbrämung, weite Pumphosen, rothe Pantoffeln, manchmal sogar Opanken, bei den echten hier lebenden Kleinasiaten, sowie auch unter den Drusen Costüme, die an die Völker der Balkanhalbinsel erinnern, bilden in raschen Zügen die Kennzeichen jeder Trachten, die man an der asiatischen Küste findet. Die Frauen sind sehr malerisch in weite Kleider gehüllt, mit weißem Kopftuch und Schleier, vollkommen verschieden von der ägyptischen Frauentracht. Da in Jaffa viele Christinnen und Jüdinnen wohnen, sah man eine Menge auch reichgekleideter Frauen auf den

Gassen, die meisten wenig oder gar nicht verschleiert, und daher konnten wir die vielen schönen und in der That edlen Gesichtszüge beobachten; auffallend häufig waren auch blendend weiße Hautfarbe neben rabenschwarzen Haaren zu finden. Im Ganzen ist der Menschenschlag in Palästina und besonders in den Städten schon sehr licht, hier und da gelblich, selten braun; letztere Farbe ist nur bei den freien Stämmen und auch da besonders unter den südlicheren zu bemerken. Der erste Blick auf die bunte, ungemein farbenreiche Menge war sehr interessant, und nur langsam stiegen wir von den Booten über eine Stiege den Weg zum lateinischen Hospiz. Türkisches Militär, grün adjustirt, vom ägyptischen vollkommen verschieden, martialische Kleinasiaten hielten Spalier, und es war nothwendig, denn die Leute drängten ungemein neugierig gegen uns heran. An der Thür des Hospizes warteten einige alte Franziskaner; durch ein echt orientalisches Haus über unzählige Stiegen gelangten wir in die Franziskanerkirche. Der Weg war beschwerlich und schmutzig und man mußte unglaubliche Gestanks-Atmosphären passiren. Die Kirche selbst ist alt, aber nicht sehr hübsch und interessant. Beim Eintritt werden Reliquien geküßt und man erhält die Aufforderung, am Boden liegend ein Gebet zu sprechen. Auf Schritt und Tritt findet man im gelobten Land Plätze, an die sich fromme Legenden knüpfen, auch Jaffa hat deren einige. Das dunkle, mittelalterlich aussehende Gotteshaus, der matte Schein der Fackeln, der heisere Gesang der Franzis-

kaner, das Brummen der Orgel und Alles das am Boden Palästinas erweckte eigenthümliche Gedanken an die Tage der Kreuzzüge, als mancher Krieger aus dem fernen Abendlande hier den ersten Segen auf heiliger Erde erhielt, ehe er auf schwerem Roß in blankem Stahl den verhängnißvollen Kampf suchte gegen den edlen, leichtfüßigen Sohn der Wüste, der stolz und kühn sein Vaterland gegen die fremden Eindringlinge vertheidigte.

Inmitten der Felder hätte man sich in Europa geglaubt. Der Vegetation fehlt der schon tropische Anstrich der Nillandschaften; auch war noch Alles im Wachsthum zurück. Viele Störche standen auf den Feldern; sonst war wenig Thierwelt zu bemerken. Bald gelangten wir zu einigen kleinen, recht elend aussehenden Dörfern; an Grabstätten und Wachtthürmen für türkische Gendarmerieposten führte der Weg vorbei, und nach Verlauf von drei Stunden hatten wir die kleine ruinenhafte Stadt Ramlé erreicht. Unsere Karawane passirte nur an den letzten Häusern des Ortes. Sonst ist Ramlé die gewöhnliche Nachtstation der Jerusalem-Pilger, doch wir hatten keine Lust, in der Nähe der notorisch schmutzigen Stadt zu übernachten, und beschlossen, unsern Weg bis zu dem am Fuße der Berge liegenden Dorfe Latrun fortzusetzen. In Ramlé selbst, wie gesagt, war ich nicht, doch so viel ich sehen konnte, schienen mir die Menschen und ihre farbigen althebräischen Costüme das Interessanteste zu sein. Christen sind nur wenige da und die wenigen fast ausschließlich Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche. Sehr viele

Leute strömten aus dem Orte heraus und liefen durch einige Zeit neugierig gaffend unserer Karawane nach.

Die Gegend begann allmälig einen anderen Charakter anzunehmen. Die Straße führte sanft bergab in eine weitgestreckte Thalniederung, an deren entgegengesetztem Rande die judäischen Gebirge sich erheben. Die Felder waren schon hier und da mit Steinen und Felsblöcken bedeckt, und zwischen einzelnen immergrünen Gebüschen blickten spiegelglatte Steinplatten hervor. In der Nähe eines Schêchgrabes gelang mir ein glückliches Coups-double auf ein Pärchen der schönen und größten Steinhühner. Bald nach Sonnenuntergang erreichten wir den Ort Latrun, der recht malerisch zwischen Felsen und grünen Gesträuchen am Fuße des Gebirgszuges liegt. Neben den Ruinen einer alten Festung (aus welcher Zeit sie stammen, ist schwer zu erkennen) stand unser herrliches Zeltlager; eine Stadt von echt türkischen Zelten, in den schönsten Stoffen mit allem Comfort eingerichtet, lebhaft an die Tage des alten Soliman erinnernd. Die vielen Tragthiere, meist Maulesel, auch kleine Pferde, und die Scharen von Dienern, Drusen aus dem Libanon (Sonnen-Anbeter), lungerten neben dem Lager zwischen den Steinen umher. Der Unternehmer, Herr Howard, der in wechselvollem Leben englischen Schutz und Namen erhielt, ist ein echter, brauner Orientale, jetzt Dragoman in Beirut und Arrangeur von Karawanen und Expeditionen en gros; wir lernten dessen unbeugsame Energie und vorzügliche Eigenschaften in harten Tagen kennen, wo schwere Aufgaben

an ihn herantraten. Zwei Beduinen, einen Mohren, der in seiner frühesten Jugend in Afrika geraubt wurde und mit einem Stamm asiatischer Araber herumzieht, und einen echten, im Gesichte fast europäisch gefärbten Beduinen, hatte Howard auch zur Karawane gewonnen, damit sie alltäglich Steinhühner für die Küche liefern sollten. Beide waren in die bei den asiatischen Stämmen gebräuchlichen braun- und weißgestreiften, dicken Kameelhaar-Burnusse gehüllt.

Mit dem blassen Gesellen gingen nun mein Onkel und ich noch an demselben Abend auf den Schakal-Anstand. Ueber Hecken und Mauern gelangten wir neben der Oase vorbei zu einer Wassercisterne; leider war kein Mondschein, und vor Beginn der vollen Dunkelheit erschien nichts, nur in der Ferne hörten wir die Schakale heulen. Auf demselben elenden Wege stolperten wir langsam ins Lager zurück. . . . . "

Hier wollen wir die interessanten Aufzeichnungen aus der Hand legen; im Eifer, die Schreibweise des Kronprinzen von Oesterreich kennen zu lernen, und gefesselt von seiner anschaulichen Darstellung, die uns Alles mitsehen, mitleben läßt, vergessen wir ganz, daß wir gerade dabei waren, die Glieder des Hauses Habsburg etwas näher kennen zu lernen. —

Ist von dem Erzherzog Johann, dem verflossenen Reichsverweser, die Rede, so begegnet man auch heute noch häufig der Erzählung über sein Ehebündniß mit einer steierischen Postmeisterstochter, die er kennen gelernt

habe, als sie ihn einst als Postillon verkleidet, da gerade kein Postknecht zur Stelle gewesen sei, bis zur nächsten Station gefahren habe. Daß der 1859 verstorbene Erzherzog Johann vom Jahre 1827 an bis zu seinem Tode mit der einstigen Postmeisterstochter Anna Plochl, späteren Gräfin von Meran, in morganatischer Ehe vermählt gewesen ist, stimmt ja schon; die Art aber, wie er die Bekanntschaft der Postmeisterstochter gemacht haben soll, ist, nach der soeben erschienenen Schrift: „Das Schloß Schenna" zu urtheilen, eine Fabel. Der wahre Sachverhalt ist dieser. Im August des Jahres 1819, als der Erzherzog Johann einmal wieder die Gegend am Aussee besuchte, wurde ihm zu Ehren von Beamten und Bürgern des Marktfleckens Aussee eine Festlichkeit veranstaltet. Als er am 22. August, von einem Ausfluge über den Topplitzsee zurückkehrend, ans Ufer trat, wurde er von einer Anzahl weißgekleideter Mädchen empfangen, die einen Kreis um ihn schlossen und ihm Alpenblumen überreichten. Unter diesen Mädchen befand sich auch Anna, die sechszehnjährige Tochter des Postmeisters in Aussee, Jakob Plochl, und hier erblickte der Erzherzog zum ersten Mal das Mädchen, die sein häusliches Glück begründen sollte. Nach dieser Begegnung am Seeufer wurde in einem Gasthause am Grundlsee das ländliche Fest mit Gesang und Tanz beschlossen, und dabei machte das junge, heitere Mädchen auf den damals 37 Jahre zählenden Erzherzog einen tiefen Eindruck. Dieser wurde noch verstärkt, als Johann im nächsten Jahre wieder nach Aussee kam und während seines

mehrtägigen Aufenthaltes Anna in ihrem Elternhause als treue Stütze ihres Vaters und als sorgsame Pflegerin ihrer mutterlosen zahlreichen jüngeren Geschwister kennen und schätzen lernte. Den Antrag, ihr seine Hand zu reichen, hat der Erzherzog ihr wahrscheinlich im Jahre 1822 gemacht, doch mußten noch Jahre vergehen, ehe die seiner Absicht sich entgegenstellenden Hemmnisse besiegt waren. Erst im Jahre 1827 waren die Bedingungen erfüllt, welche zur priesterlichen Einsegnung erforderlich waren. Dieselbe fand in aller Stille in Gegenwart zweier Freunde als Zeugen in der vom Erzherzog erbauten Capelle des Brandhofes in Steiermark statt. Das ist die einfache Geschichte jener Vermählung eines Erzherzogs mit einer Postmeisterstochter, und wenn trotzdem noch in dem Buche „Die Wiener Gesellschaft" die „Postillonsaffaire" abermals wiederholt wird, mit dem Bemerken, dieselbe habe 1829 auf der „Poststation Brandhofen" stattgefunden, so weiß man nun, was davon zu halten ist, zumal es noch heute keine Poststation des Namens gibt! —

Der älteste Bruder des Kaisers Franz Joseph war jener unglückliche Maximilian, der als Kaiser von Mexiko, elendiglich von Napoleon III. verlassen, das Leben lassen mußte. Das Wappen von Mexiko zeigt einen Adler, der von einer Schlange umwunden wird. Dieses Wappen wurde ein böses Omen des unglücklichen Sprosses des österreichischen Kaiserhauses: der österreichische Aar wurde von der mexikanischen Schlange erwürgt.

Der zweite Bruder des Kaisers, Karl Ludwig, der

Protector der Wiener Weltausstellung, ist mit einer Prinzeß von Portugal vermählt, die sich nicht weniger als die Kaiserin durch ihre gewagten Reiterkünste auszeichnet. Erzherzog Karl Ludwig war früher Gouverneur von Tirol und Galizien, hat sich aber jetzt ganz ins Privatleben zurückgezogen, um im Stillen wohlzuthun, wo sich nur immer eine Gelegenheit ihm darbietet. Er ist ein treuer Sohn der Kirche, ohne dabei dem Fortschritt der Wissenschaften abhold zu sein.

Eine hervorragende Stellung unter den österreichischen Erzherzögen nimmt Erzherzog Albrecht ein, der Sieger von Custozza. Er ist Generalinspector aller österreichischen Truppen und genießt das ganz besondere Vertrauen des Kaisers. Seine Einfachheit und sprichwörtlich gewordene Bescheidenheit haben ihn zu einer der populärsten Personen des Kaiserhauses gemacht. Als er nach der Schlacht bei Novara das Commandeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens verliehen erhielt, soll er ganz traurig geäußert haben: Ueber das Ritterkreuz wäre ich stolz gewesen, weil ich dieses glaube verdient zu haben; indem man mich aber zum Commandeur des Ordens ernennt, habe ich nicht das Gefühl, daß der Officier anerkannt wird, sondern, daß der Erzherzog, und zwar über sein Verdienst hinaus, belohnt wird. — Erzherzog Albrecht ist der Sohn des berühmten Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern. Der Sohn hat Lust und Talent zum Soldaten vom Vater geerbt, nur die Armee und was diese angeht, interessirt ihn. Auch der Politik schenkt er nur vom Standpunkt des Militärs

Beachtung. Erzherzog Albrecht ist ein wahrer Soldat, der auch im Frieden seiner militärischen Pflichten nicht vergißt; er ist nicht nur ein glücklicher Feldherr, er hat sich auch als militärischer Schriftsteller hervorgethan. Seine Schrift „Wie soll Oesterreichs Heer organisirt sein? Allen Patrioten Gesammt-Oesterreichs gewidmet", erschien 1868 in Wien und rief allgemeines Interesse hervor. Seine spätere Arbeit: „Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege", wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Erzherzog Albrecht ist übrigens einer der reichsten Großgrundbesitzer in Oesterreich-Ungarn. Der letzte Herzog von Sachsen-Teschen hinterließ dem Vater des Erzherzogs als Anerkennung für dessen Sieg über Napoleon das Herzogthum Teschen. Außerdem besitzt Albrecht große Gütercomplexe in Ungarn und Galizien. Sein Erbe wird dereinst sein ältester Neffe, der Erzherzog Friedrich, der, einer Herzensneigung folgend, sich mit einer Prinzeß von Croy 1878 vermählte. Damals erregte diese Heirath viel Aufsehen, da es sich um einen „ersten Fall im Hause Oesterreich" handelte, in dem die Ehe auf dem Fuße der vollkommensten Ebenbürtigkeit und Gleichheit geschlossen werden und die Prinzessin Croy die Stellung und den Titel einer Erzherzogin erhalten sollte. Es waren da begreiflicher Weise viele Schwierigkeiten zu überwinden, speciell auch die Frage zu erörtern, wie es sich mit dem Erbrecht der aus jener Ehe eventuell hervorgehenden Kinder auf den österreichischen Thron verhalten werde. Ueber die letztere, vom Standpunkt der Legitimität interessante Frage glaubte

man, bei dem Umstande, daß die Aussichten äußerst geringe waren, daß die Nachkommen des Erzherzogs Friedrich je ihr Erbrecht auf den Thron von Oesterreich geltend zu machen in die Lage kommen würden, hinwegsehen zu dürfen. So wurde der Bund, der sein Entstehen keinen Convenienz- oder politischen Rücksichten, sondern einer beiderseitigen reinen Herzensneigung verdankte, geschlossen.

Die Schwester des Erzherzogs Friedrich ist die Erzherzogin Christine, jetzt Wittwe des Königs Alphonso von Spanien; seine Mutter ist die Erzherzogin Elisabeth, die durch ihren Geist, ihre große Schönheit, und besonders ihre seltenen geselligen Talente das Familienleben der Habsburger verschönt.

Mit der Abreise der Erzherzogin Christine nach Madrid verlor Wien eine sympathische Persönlichkeit. Die spätere Königin von Spanien hatte keine wichtige oder auffällige Rolle gespielt; sie begnügte sich damit, in einer reizenden Hülle ein gutes, für edle Gefühle leicht bewegtes Herz zu bergen; Erzherzogin Christine ist die zierliche Tochter einer imposanten Mutter, welche mit Würde und Anstand ihre Wittwenschaft trägt. Erzherzogin Elisabeth, eine Dame von hoher Gestalt, mit einem Maria-Theresia-Kopf, wie man in Wien zu sagen pflegt, ist noch immer eine schöne Frau. Die Jahre sind schonend mit ihr umgegangen, als scheuten sie sich, so viel Schönheit und Anmuth zerstörend zu berühren. In ihrer Erscheinung ist ihre Tochter der leibhaftige Gegensatz zu ihrer Mutter. Zart, geschmeidig, blond, einfach, ver-

räth sie nirgends die Energie, welche ihre Mutter in so hohem Grade auszeichnet und interessant macht. Die Erzherzogin Christine interessirte sich ungemein für die Künste, namentlich aber für die Musik. Keine große Vorstellung in der Oper, kein Concert wurde aufgeführt, ohne daß sie an der Seite ihrer Mutter im Saale gesehen worden wäre. An dem öffentlichen Leben nahm sie nur insofern Theil, als Pflicht und Stellung es ihr geboten. Dem Herzen des Kaisers stand die junge Erzherzogin besonders nahe. Der Abschied der Erzherzogin von Wien war ein sehr bewegter. Die junge Braut weinte sich, ehe sie den Waggon bestieg, die Augen aus, als ob sie von dem herben Geschick, das ihr bevorstand, eine Ahnung überkommen hätte, und auch ihre Mutter konnte den Schmerz nicht verbergen. Alle Erzherzöge umarmten und küßten die Scheidende, und der Kaiser mußte sich rasch entfernen, wollte er nicht den Anwesenden den Anblick seiner ausbrechenden Weichmüthigkeit gewähren. Die Kaiserin war nicht zugegen. Sie hatte von der Braut schon in der Burg Abschied genommen.

Der letzte der Sprossen aus dem Hause Habsburg, der das berühmte „tu felix Austria nube“ sich zu Herzen genommen hat, ist Erzherzog Otto, der vor wenigen Wochen die Prinzessin Maria Josepha von Sachsen heimführte. — Die Hochzeitsgeschenke, welche die nunmehrige Erzherzogin Maria Josepha von ihrer Familie und den Anverwandten erhielt, waren in Wirklichkeit fürstliche Gaben. Zumeist bestanden sie in kostbarem Schmuck; die Brillanten über-

wogen. Eigenthümlich war es, daß neben den Brillanten vorzugsweise der blaue Sapphir zur Verwendung kam. Der Vater der Braut, Prinz Georg, verehrte seiner Tochter ein prächtiges Diadem von Brillanten, der König Albert drei Schnüre von Perlen von seltener Größe und Schönheit, dazu ein Schloß von Perlen und Brillanten, außerdem eine wundervolle Spitzengarnitur; die Königin Carola ein goldenes Caffeeservice, vollständig mit Brett, Kannen, Tassen u. s. w., alles im Rococostil, sowie eine Brosche von Brillanten mit einem großen Sapphir; Erzherzog Karl Ludwig und Erzherzogin Maria Theresia schenkten ihrer fürstlichen Schwiegertochter drei schmale Armbänder, das eine nur in Brillanten, das zweite von Brillanten und Sapphiren, das dritte von Brillanten und Rubinen; der Erzherzog Ludwig Victor, jüngster Bruder des Kaisers von Oesterreich, eine prachtvolle Brillantenrivière, deren sämmtliche Steine von bedeutender Größe sind. Außerdem schenkte derselbe Erzherzog noch dem Bräutigam zwölf Wagen mit Pferden und ein werthvolles Service. Die Prinzeß Mathilde schenkte ihrer Schwester einen herrlichen Fächer, dessen Malerei von der Blumenmalerin Fräulein Helene Noack herrührt. Die deutsche Kaiserin Augusta schenkte ein Armband, einen schmalen Reif von Brillanten, der in der Mitte in Form eines Kleeblattes drei herrliche große schwarze Perlen zeigt. Die Herzogin von Genua (Tante der Braut) schenkte einen prächtigen Schmetterling in Brillanten und Sapphiren, als Brosche oder im Haar zu tragen. Bei der Serenade trug die Braut bereits dieses

Hochzeitsgeschenk. Der Herzog Thomas schenkte seiner sächsischen Base ein Armband in Brillanten und Sapphiren, der König Humbert von Italien ein kettenartiges Armband; das Mitteltheil stellt einen Huf von großen Brillanten mit einem großen Sapphir dar. Kaiser Franz Josef von Oesterreich schenkte eine sehr große Brillantbrosche und ein Paar Brillant-Ohrgehänge; außerdem wird die neuvermählte Erzherzogin zu dem Geschenk, das sie von ihrem Bräutigam, dem Erzherzog Otto, erhielt, einer Halskette von Brillanten und Sapphiren, noch von dem Kaiser von Oesterreich drei zu dem Collier passende große Broschen oder Agraffen in den gleichen Steinen später erhalten. Die Hofdamen des Prinzlich Georg'schen Hauses verehrten der scheidenden Prinzessin eine sehr schöne Briefkassette. Das Crucifix, welches eine Anzahl in Dresden lebender Oesterreicher und Ungarn schenkte, ist ein herrliches Werk der Silberschmiedekunst. Es ist ganz von Silber in gothischem Stile und reich mit orientalischen Almandinen verziert. Das Geschenk endlich, welches die Residenzstadt Dresden der scheidenden Prinzessin verehrte, ist eine herrliche Blumenschale von getriebenem Silber, im Rococostil gehalten.

* * *

Die Wiener Aristokratie wird wohl zu den Festen des Hofes gezogen, um diese zu zieren; enge Beziehungen aber, oder gar verwandtschaftliche Verbindungen der Aristokratie mit dem Hofe gibt es nicht. Die kaiserliche

Familie ist so zahlreich, daß ihr die Exclusivität leicht wird. Die beiden officiellen Hofbälle und die sogenannten Elitebälle sind die einzigen öffentlichen Vergnügungen, an denen die Apostolische Majestät Theil nimmt.

Betrachten wir zuerst denjenigen Theil der Wiener Aristokratie, der dem Hofstaat des Kaiserhauses angehört.

Da ist vor Allem der mächtige Prinz Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst zu nennen, der als erster Oberhofmeister und Oberst sämmtlicher Leibgarden den Hofstaat des Kaisers dirigirt. Er ist Ritter des Goldenen Vließes, General der Cavallerie und erliegt fast unter der Last der hohen Würden und Ehren, welche sein Souverain auf ihn gehäuft hat. Er ist seit vielen Jahrzehnten der unzertrennliche Begleiter der Majestät. Seine Gemahlin, eine geborene Prinzeß Sayn-Wittgenstein, ist die anmuthige Tochter der Freundin Liszt's.

Der Oberstkämmerer Ferdinand Graf von Trauttmansdorff-Weinsberg ist wie geschaffen für seinen Posten, dessen Hauptaufgabe ist, zu repräsentiren. Er ist der Grandseigneur comme il faut. Sein Stammbaum reicht bis in das elfte Jahrhundert; in der Schlacht bei Laa zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar König von Böhmen (1278) blieben 14 Ritter von Trauttmansdorff und 1322 in der Schlacht bei Mühlberg von 23 deren 20. Ist somit seine Familie eine der ältesten des Reiches, so ist er persönlich ein Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Seine Gemahlin, die Schwester des Fürsten von Liechtenstein, steht mit wahrhaft fürstlichem Anstand

ihrem Gemahl bei Erfüllung der Repräsentationspflichten zur Seite.

Das Amt eines Obersthofmarschalls bekleidet Anton Graf Szecsen von Temerin. Der Graf stammt aus uraltem ungarischen Magnatengeschlecht, das sich aber bereits zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia vielfach mit deutschen Familien verschwägerte und sich in Wien einbürgerte. Der Graf soll ein überlegener und gelehrter Kopf sein, der mit feinem politischen Urtheil die liebenswürdigsten Lebensformen verbindet.

Das vierte Oberste Hofamt, die Würde eines Oberststallmeisters, hat gegenwärtig Emerich Prinz von Thurn und Taxis inne. Er ist ein Sproß jenes berühmten Geschlechtes, welches das Erb-General-Postmeisteramt im Heiligen römischen Reiche, in Spanien und Belgien besaß.

Außer diesen Obersten Hofämtern sind nur noch die „Hofdienste" zu nennen, die ebenfalls im Besitz von Abkömmlingen hoher Geschlechter sind. Der Oberstküchenmeister ist Wolfgang Graf Kinsky von Wehynitz und Tettau, das Amt eines Oberstsilberkämmerers verwaltet August Fürst zu Windisch-Grätz, als Oberstjägermeister fungirt der Graf von Abensperg-Traun. Nur der Oberceremonienmeister Graf Hunyady de Kéthely ist nicht von altem Adel; seine Ahnen wurden erst im vorigen Jahrhundert geadelt.

* * *

Ueber die österreichische Aristokratie sind in den letzten Jahren viel ungünstige Urtheile gefällt worden, die um so

schwerer ins Gewicht fallen, als sie nicht etwa von Feinden Oesterreichs, sondern vielmehr von landsmännischer Seite ausgingen. Besonders großes Aufsehen erregte eine 1878 erschienene Schrift, die sich „Der österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf. Mahnruf an die aristokratische Jugend", betitelte. Wir entnehmen dieser Schrift folgende besonders charakteristische Sätze:

Wo sind die Zeiten, da die österreichischen Heere von Liechtenstein, Schwarzenberg geführt wurden? Gewiß fehlt es auch heute im Schematismus nicht an glänzenden Namen, aber sind es gerade deren Träger, die dem Heere und dem Volke das größte Vertrauen einflößen? Mollinary, Maroicic, Ringelsheim, Kuhn wären alle sehr in Verlegenheit, sollten sie eine „gehörnte Ahnenprobe" bestehen. Höchstens zur Carrière im diplomatischen Corps drängt sich noch der Adel heran. Wie sieht es aber dort aus? Man vergleiche unser diplomatisches Corps von heutzutage mit dem früherer Zeiten und man wird zu Ergebnissen gelangen, die für die österreichische Aristokratie geradezu tief beschämend sind. Im Civildienst ist es noch ärger. Wir sehen ab von der politischen Tendenz, die uns hier nicht zu beschäftigen hat — aber wo ist der Nachwuchs für die Schmerling, Belcredi, Hohenwart, Clam-Martinitz, Chotek, Brandis? . . . .

Die österreichische Verfassung gibt dem Adel im parlamentarischen Leben eine privilegirte Stellung wie die Verfassung keines andern Staates, nicht einmal die englische. Das Herrenhaus ist fast ausschließlich Domaine des Adels,

im Abgeordnetenhause ist durch den Wahlkörper des Großgrundbesitzes der Aristokratie ein großer Einfluß gesichert. Haben wir nun in unserem Herrenhause Leute, die sich der fachmännischen Politik mit einem Eifer und Erfolg widmen, wie die großen englischen Lords? Gewiß auch bei uns haben wir ehrenvolle Ausnahmen zu verzeichnen. Edle Namen sind durch hervorragende parlamentarische Thätigkeit ihrer Träger mit neuer Ehre geschmückt worden. Wir greifen nur einige heraus, wie Eugen Kinsky, Coronini, Walterskirchen, Carlos Auersperg, Dubsky, Zschock; der Erstgenannte freilich hat sich, dem schmollenden Achilles gleich, schon seit Jahren in das bis vor Kurzem für ihn so wohnliche Zelt der — Anglobank zurückgezogen, taub gegen die Bitten seiner Freunde, die seinen common sense, seinen unverwüstlichen Humor, seine allezeit schlagfertige Geradheit nur ungern vermissen. Aber — und das ist das Traurige — bei uns sind begabte Aristokraten, die sich der parlamentarischen Politik berufsmäßig widmen, die Ausnahme, in England sind sie die Regel. Freilich der Bildungsgang unserer aristokratischen Jugend ist ein kläglich verfehlter. Sehen wir die Erziehung des jungen österreichischen Aristokraten an. Bei einem Theil zuerst das Jesuiten-Gymnasium in Kalksburg, dann die Universität Innsbruck oder — Löwen! Lieber eine belgische Hochschule als eine österreichische, die nicht gut „katholisch“ ist! Die „liberalen“ Aristokraten lassen ihre „jungen Herren“ zu Hause erziehen, hin und wieder kommen dieselben als Externisten an ein öffentliches Gymnasium.

In der Regel läßt man den jungen Herren auch nicht die Zeit, sich zu Hause vorzubereiten, sie müssen Haustheater, Hausbälle u. s. w. mitmachen, können dann im Studium mit ihren bürgerlichen Collegen nicht concurriren, werden decouragirt und gehen ab vom Gymnasium, um privat weiter zu studiren. Mit gleichem Ernst wird das „Jus" auf der Universität oder die Agronomie auf irgend einer landwirthschaftlichen Akademie betrieben. Vor der ersten ernsten Prüfung pflegt man „abzugehen" ....

Und wie lebt der österreichische Adel? Unser „mahnrufender Oesterreicher" entwirft uns folgendes Bild von der Lebensweise unseres Adels:

„Im Frühjahr ziehen die verehelichten Aristokraten nach dem letzten Pferderennen, zumeist Ende Mai, auf das Land hinaus, um den Beginn der Saison mit etwas Jagen, Reiten und Besuchen bei Nachbarn zu verbringen. Dies dauert bis in den Hochsommer, wo ein nicht geringer Theil derselben Reisen in die Schwei z, in die Seebäder oder auch in die österreichischen Hochländer unternimmt, wo sie unter größter Langeweile das Ende des Sommers abwarten. Kurz vor Anbruch des Herbstes beginnen endlich die Jagden auf Hochwild, und die Herren, welche theils Jagdbesitzer, meistens aber Theilnehmer von Jagdgesellschaften im Hochgebirge sind, kommen nunmehr, ihre Zeit mit Gemsjagden auszufüllen. Inzwischen besuchen die Damen ihre Eltern und sonstigen Verwandten auf dem Lande, wo sie ihre Zeit mit Plänen für die im nächsten Winter bevorstehenden Bälle und sonstigen Feste, mit einer

zumeist unglaublich flachen Causerie verbringen. Ist der Adel in seine Schlösser zurückgekehrt, so beginnt im Herbste die Zeit der niedern Jagden; die Nachbarschaften versammeln sich zu denselben, und auch die jüngeren, noch unverehelichten Herren eilen herbei, sich an dem Jagdvergnügen zu betheiligen. Abends ist dann immer großer Thee, und bisweilen wird selbst Theater gespielt — natürlich französisch! In dieser Saison werden auch von den Damen Heirathen geplant und sichergestellt, und es bilden diese Angelegenheiten den Gegenstand endloser Gespräche. Im Spätherbste gehen dann viele Herren, auch wohl einige Damen, zu den Reitjagden nach Pardubitz, dem Hauptcentrum des Sports. Die bei gutem Wetter dort stattfindenden Thierhetzen werden von einem Theil des Adels als der ernstere Theil des Lebens aufgefaßt. Ist dagegen die Witterung den Reitjagden ungünstig, so geht Alles bald wieder auf das Land zurück, wo wieder unter Jagd- und sonstigen Vergnügungen der December verbracht wird.

Nach Weihnachten wird die Reise nach Wien angetreten, und es beginnt nunmehr der bedeutungsvollste Jahresabschnitt. Die Ereignisse dieser Epoche bestehen in Bällen, Soiréen von mannigfacher Abstufung, hier und da in Dilettanten-Vorstellungen, im Besuch der Theater, in Reiten, Praterfahrten, Schlittschuhlaufen und im Wettrennen — lauter Dinge, die mit dem größten Ernste betrieben werden, und um welche sich das Gespräch von Mittag, wo das Vergnügen des Schlittschuhlaufens im

Schwarzenberg=Garten beginnt, bis tief in die Nacht in den Rauchsalons dreht. Dieses Programm füllt, wenn wir von einigen Ausnahmen absehen, Jahr um Jahr das Leben unserer Aristokraten aus.

Und würde dieses Programm eines ebenso flachen als den großen Zielen der Gegenwart entfremdeten Lebens doch zum mindesten mit Eleganz und Anmuth durchgeführt! Aber auch in dieser Beziehung bieten sich in neuerer Zeit dem Beobachter sehr unerfreuliche Erscheinungen dar. Der österreichische Adel im Allgemeinen und insbesondere die Wiener Gesellschaft waren noch vor Kurzem wegen ihres durchgängig vornehmen Wesens und des guten Tones, der in ihren Kreisen herrschte, allenthalben rühmlichst bekannt. Die Aristokraten der älteren Schule, von denen wir noch einige wie Ueberreste aus einer andern Zeit in der heutigen Gesellschaft herum wandeln sehen, waren zumeist oberflächliche, kenntnißlose, nicht selten leichtsinnige Leute; aber sie zeichnete durchweg eine gewisse Noblesse im Benehmen aus. Von den jetzigen Aristokraten, insbesondere von dem jungen Nachwuchs, kann man nun selbst dies nicht mehr so rückhaltslos sagen. Sie haben viele alte Gewohnheiten, tausend Rücksichten, die man früher für den Stand und für die Familie nahm, vor Allem die guten Manieren der Vergangenheit als unbequem abgestreift, ohne an deren Stelle auch nur irgend welche andere Vorzüge zu setzen. Der unbefangene Beobachter wird sogar an einem Theile unserer jüngern Adeligen mit Staunen ein Benehmen bemerken, das mit keinem andern Ausdrucke als dem der

vollendetsten Lümmelhaftigkeit bezeichnet werden kann, ein Benehmen, das dieselben überdies ersichtlich nur mit der allergrößten Mühe sich aneignen und zu einer gewissen Virtuosität auszubilden suchen.

Die Ideale hierfür sind der sogenannte „Fiakerton" oder gar die „Sporting-Charakter-Manieren". Dank der großen Mühe, welche manche junge Herren auf das Studium dieser Manieren verwenden, werden dieselben hierin nur selten noch von Stallburschen oder Jokeys übertroffen. Merkwürdigerweise hat diese Vergröberung der Manieren nicht nur unter den jungen Herren Terrain gewonnen, sondern in einer ganz geringen Anzahl von Fällen sich auch unter den Damen Anhängerinnen verschafft. Ein fremder Prinz hat vor einiger Zeit bei seiner Abreise von Wien den Ausspruch gethan: „Ich habe mich mit den Damen der Wiener Aristokratie vortrefflich unterhalten, doch suchte ich unter ihnen vergeblich nach einer Dame."

Das Bild, das uns hier vom österreichischen Adel entworfen wird, mag doch wohl etwas zu düster gefärbt sein, jedenfalls passen in dasselbe jene Lichtgestalten nicht hinein, auf die der österreichische Staat mit Recht stolz sein kann, und die er zu den höchsten verantwortlichen Posten berief. Wir rechnen zu diesen Männern den Grafen Andrassy, dem wir auf einer Soirée beim Herzog von Ratibor im Jahre 1878 zum ersten Male näher traten. Der Graf ist ein interessant aussehender, blasser, schlanker Herr, mit üppigem Haarwuchse und stets tadelloser Toilette. Man hält ihn für einen hochmüthigen Aristokraten, doch sehr

mit Unrecht; Graf Andrassy ist stolz, aber nicht hochmüthig, am wenigsten stolz auf seine aristokratische Geburt. Er pflegt allerdings Leute, die sich ihm allzuvertraulich nahen, barsch genug zurückzuweisen — wenn er nämlich ihre Berechtigung, sich ihm zu nahen, nicht anerkennt; diese Berechtigung aber verleiht in seinen Augen nicht aristokratische Geburt und nicht Reichthum, sondern in erster Reihe geistige Begabung und Verdienst. Er zeigt sich in gleicher Weise stolz und abwehrend gegen den unfähigen Aristokraten wie gegen den untauglichen armen Schlucker, und er begegnet mit gleicher Zuvorkommenheit dem ärmsten Plebejer, dessen Talent er respectirt, wie dem tüchtigsten Standesgenossen. Man erzählt sich allerlei pikante Scherze von ihm. „Ich bin heute sehr dumm", sagte er einem Besucher in Pest, „Graf K. war bei mir und wir haben unsere Ideen ausgetauscht." Auf einer seiner Soiréen nahen sich ihm Baron S. und Graf C. Andrassy macht, als er sie bemerkt, auf den Absätzen kehrt und faßt einen in der Nähe stehenden Abgeordneten unter den Arm, mit dem er sich in ein tiefsinniges Gespräch über die Dressur der Jagdhunde versenkt, nachdem er ihm zugeflüstert: „Lasse mich nicht aus, bevor jene Zwei sich entfernen; die Nachteulen sind mir entsetzlich zuwider." Doch die „Nachteulen" wanken und weichen nicht, sie verfolgen ihr Opfer unablässig mit den Augen und die Hundedressur ist nahezu erschöpft. Da erblickt Graf Andrassy im Nachbarsaale einen Journalisten, mit dem er ohnehin ein Hühnchen

zu rupfen hat; er manövrirt so geschickt, daß es ihm gelingt, sich zwischen die Thüre und seine Verfolger zu postiren, schüttelt dann plötzlich dem Abgeordneten die Hand und schreitet rasch auf den Journalisten zu, der, nichts Böses ahnend, behaglich auf einem Fauteuil sich wiegend eine Eischokolade studirt und den er in dem Augenblick erreicht, wo Baron S. und Graf C. ihn ansprechen: „Lieber Freund . . . .“ „Ah, sehr erfreut,“ wendet sich Andrassy an die Beiden, „erlauben sie nur einen Augenblick! Geschäfte von höchster Wichtigkeit!“ Die Zwei ziehen sich verstimmt zurück und Graf Andrassy fährt grimmig auf den Journalisten los, der seine Chokolade seufzend bei Seite stellt, und sich aus dem weichen Fauteuil erhebt. „Sie haben mich allerliebst blamirt! Versprechen mir zu schweigen, so lange E. A. hier ist, und greifen ihn dann in einer Weise an, daß ich ihn und seine ganze Sippe seit drei Tagen am Nacken habe. Mir scheint, das macht Ihnen gar noch Vergnügen.“ Der Journalist antwortet hierauf etwas, was den Minister sichtlich interessirt, denn er zieht Ersteren auf den Fauteuil nieder, rollt selbst einen anderen in die Nähe und setzt sich selbst darauf. Es wird dann lange und heftig hin- und hergesprochen, der Minister geräth noch einigemal in Zorn, der Journalist endlich auch, so daß es fast aussieht, als zankten sie ein wenig — natürlich in leisen flüsternden Tönen, wie es sich für ein ministerielles Parquet geziemt, Schließlich tritt eine Versöhnung ein; der Graf versinkt in tiefes Sinnen, welches der Journalist

dazu benutzt, seine vernachlässigte und hierüber aus Wehmuth halbzerflossene Eischokolade hervorzuholen und mit schmerzlicher Resignation auszulöffeln. Dann springt Graf Andrassy auf, sagt seinem Vis-à-vis einige Worte, die dieses mit Erstaunen vernimmt und dann zustimmend mit dem Kopfe nickt, schüttelt ihm die Hand — und wird im Abgehen von dem Baron und dem Grafen, die er ganz vergessen hatte, in Empfang genommen. „Verehrtester! wer war denn der Mensch, mit dem Sie so angelegentlich plauderten?" fragt Graf C. „Ich weiß es nicht genau," lautet die Antwort. „Ich glaube, er heißt Fleckeles oder Hirsch Löw — jedenfalls ist er ein Jude." Die Zwei fahren entsetzt zurück und greifen nach ihren wohlparfümirten Taschentüchern, welche Gelegenheit der Minister benützt, um ihnen ein drittes Mal zu entwischen.

Die Soiréen des Grafen Andrassy sind berühmt. Man lernt den Grafen dort als Privatmann kennen. Die Gäste werden beim Eintritt nicht angemeldet und empfangen; eine sehr gute Einrichtung, die den Hausherrn der Mühe enthebt, gleichgiltigen Leuten Artigkeiten sagen zu müssen, und manchen der Gäste der Verlegenheit, gleich beim Empfange Ungeschicklichkeiten zu begehen. Graf Andrassy zeigt sich seinen Gästen gewöhnlich erst gegen 10 Uhr, er schlendert dann so gemüthlich und theilnahmlos umher, als ginge ihn eigentlich das Arrangement seiner Soiréen nichts an, oder als wäre er sein eigener Gast. Er plaudert mit Jedermann, der ihm in den Weg

kommt oder der ihn anspricht, mit dem Einen Politik, mit dem Andern Stadtklatsch, mit Dem heiter lächelnd, mit Jenem ernsthaft und tiefsinnig — mit Keinem aber herablassend. Herablassung, die widerliche Mischung aristokratischen Dünkels und heuchlerischer Freundlichkeit, kennt Graf Andrassy nicht. Er nimmt die Menschen wie sie sind, als Seinesgleichen, oder läßt sie ganz stehen, aber er vermeint niemals sich zu ihnen herablassen oder sie zu sich hinaufheben zu müssen.

Da wir uns nun doch einmal länger beim Grafen Andrassy aufgehalten haben, wollen wir auch noch ein kleines drolliges Histörchen einflechten.

Zur Zeit, als Graf Julius Andrassy noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, ließ er sich nicht gern mit den Botschaftern und Gesandten in lange Gespräche ein. Er hatte stets „sehr viel zu thun", und es kam wiederholt vor, daß er diplomatische Persönlichkeiten unfreundlich oder auch gar nicht empfing. Jedem anderen Minister hätte man derartige Verstöße gegen die Etiquette kaum nachgesehen, bei Andrassy drückte man jedoch ein Auge zu, denn Jedermann wußte, daß er in dieser Hinsicht keine Erfahrung hatte, und seine anderen Qualitäten ließen die seltsamen Umgangsformen leicht vergessen. Es geschah nun einmal, daß sich der englische Botschafter anmelden ließ. Graf Julius Andrassy erklärte, daß er denselben jetzt nicht empfangen könnte. „Sagen Sie dem Herrn", befahl er dem Diener, „daß ich jetzt nicht zu sprechen bin; ich bin bei der Toilette". Der englische

Botschafter entfernte sich. Am nächsten Tage sah er den Grafen Andrassy auf der Straße. Der Minister war jetzt die Liebenswürdigkeit selbst. Der Botschafter jedoch war zugeknöpft. Nach einigen gleichgiltigen Bemerkungen sagte der Engländer: „Lieber Graf, Sie verzeihen mir schon, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Ihr gestriges Vorgehen nicht ganz correct war. Sie müssen schon die Güte haben, mich in Zukunft zu empfangen, denn ich komme nicht als Lord X. zu Ihnen, sondern als Vertreter der Königin von England." Graf Julius Andrassy entgegnete: „Sie haben unrecht, lieber Lord, denn bedenken Sie doch nur, daß ich den Vertreter der Königin von England — nicht im Hemde empfangen kann." Selbst dem mißmuthigen Engländer leuchtete dieses Argument ein.

Ehe wir von der Wiener Aristokratie Abschied nehmen, wollen wir noch kurz erzählen, wie Fürst Bismarck in dieselbe officiell eingeführt worden ist.

Als Bismarck im Sommer 1852 zu einer wichtigen diplomatischen Mission an dem Wiener Hofe verwendet wurde, war er ein simpler „Herr von" und nebst Ritter von Bunsen fast der einzige preußische Diplomat, der nicht ein Fürst, ein Graf oder mindestens ein Freiherr gewesen wäre. Der König mochte befürchten, daß dies vielleicht sein Ansehen und die Eindrücke seiner Mission in gewissen Kreisen schmälern könnte. Er empfahl daher in einem besonderen Handschreiben an Kaiser Franz Joseph seinen Gesandten. In dem Briefe hieß es u. a.: „Ich beauf-

trage mit der ehrenvollen Mission an Ew. Majestät meinen Gesandten am deutschen Bundestage, Herrn von Bismarck-Schönhausen, dessen Familie, eine der ältesten der Mark, fast mehr Ahnen zählt, als mein Haus, und dessen Vorfahren mit den Hohenzollern in Tapferkeit und militärischen Thaten wetteiferten". Graf Buol-Schauenstein versäumte nicht, im Auftrage des Kaisers diesen Empfehlungsbrief der Wiener und Pester Aristokratie zur Kenntniß zu bringen. Die Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein (letzterer eines der stolzesten Mitglieder der österreichischen Aristokratie) hofierten Herrn von Bismarck denn auch in Wien auffallend, obwohl sie nicht ahnen konnten, daß dieser „Herr von" nach neunzehn Jahren ihr Standesgenosse werden würde.

III.

Am Hofe des weißen Zaren.

Kaiser Nikolaus von Rußland muß ein schöner Mann gewesen sein, sonst hätte mein Vetter von H..... nicht für ihn gehalten werden können, denn mein Vetter war eine herrliche Erscheinung. Die Geschichte aber trug sich folgendermaßen zu.

Der Zar wollte vor langen Jahren auf der Durchreise in Frankfurt a. M. übernachten, mein Vetter gehörte zu demjenigen Theil des Gefolges, der Quartier machen sollte, fuhr also vor dem Kaiser in die freie Stadt ein. Der schmucke Mann mit den blitzenden Augen, der Adlernase und der strammen Haltung in seiner grünen Uniform muß nun den guten Reichsstädtern sehr imponirt haben; man wollte ihm partout kaiserliche Ehren erweisen und der derbe Vetter hatte liebe Noth, mit guten deutschen Flüchen zu bekräftigen, er sei gewissermaßen nur ein lumpiger Vorreiter seiner russischen Majestät.

Die Geschichte kam zu Ohren des Zaren, dem sie Spaß machte; er ließ sich den Vetter v. H. kommen, fühlte sich geschmeichelt, daß dieser Hüne für ihn gehalten sei, gab Befehl, daß er porträtirt und in der Eremitage aufgehängt werde.

Das war des guten Vetters Freude noch in späten Tagen, als sein martialischer Schnurrbart schneeweiß ge-

worden und „die verdammte Gicht" ihm in den Beinen saß. „Ja, lieber Junge, das waren noch Zeiten," pflegte er zu sagen, „no, wenn Du mal nach Petersburg kommst, vergiß mir nicht mich in der Eremitage zu besuchen, hätte es mir gern selbst mal angesehn, wo ich hänge."

Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich später so oft noch Gelegenheit fand, den guten, längst zu seinen Vätern versammelten Vetter in der Eremitage zu bewundern.

Das war nun freilich auch viel später, zu Kaiser Alexander's II. Zeiten, die jetzt nun auch bereits der Geschichte angehören.

Kaiser Alexander II. hat als milder Herrscher, der seinem Volke gern allmälig die Segnungen der europäischen Cultur zu Theil werden lassen wollte, ein freundlicheres Geschick verdient, als ihm endlich zufiel. Wie aber jeder gute Mensch Befriedigung, Seelenruhe, Belohnung und Glück eben durch seine Güte in sich und für sich erringt, so war auch Alexander dem Zweiten schon auf dieser Welt in seinem trauten Familienkreis innige Freude bescheert. Kaiser Alexander sah sich durch die körperliche Gebrechlichkeit seiner Gemahlin der Zarin genöthigt, sich von dieser auf Rath der Aerzte gänzlich zurückzuziehen. Die Kaiserin empfand es schmerzlich, daß sie dem Gemahl kein trauliches Heim bereiten konnte, dessen der Kaiser besonders nach dem Tode des Cäsarewitsch Nikolaus so sehr bedurft hätte. Da ereignete es sich, daß eine Hofdame der Kaiserin, die Fürstin Dolgo=

ruky durch ihre Schönheit und Klugheit den schwermüthigen, aufs tiefste erschütterten Kaiser zu fesseln wußte. Da war es nun die Kaiserin selbst, welche ihre Hofdame kommen ließ und dieser sagte: Fürstin, wenden Sie Alles auf, um den Kaiser zu beschäftigen.

Die Fürstin Dolgoruky hatte nun eine leidenschaftliche Liebe zu dem um so viele Jahre älteren Mann gefaßt, sie lebte einzig und allein der Beglückung des Kaisers, opferte diesem Verhältniß Alles auf, gab jede Verbindung mit ihrer Familie dafür hin. Die Fürstin Dolgoruky gehörte einem sehr alten und vornehmen Geschlecht an, einem derjenigen Fürstenstämme, welche zu den „Rurikowitschi", den Nachkommen Rurik's, des warägischen Gründers von Rußland, zählen und als solche an Vornehmheit eigentlich das Geschlecht der Romanow's übertreffen, welches bis auf Elisabeth herrschte und dann durch Anna dem Hause Holstein-Gottorp die Krone übertrug. Sie gehört zugleich einer Familie an, die lange schon dem zarischen Hause und insbesondere auch dem Zaren Alexander nahe stand. Die Dolgoruky's sind mehrfach mit den Romanow's verschwägert, der Zar Michael Feodorowitsch war in erster Ehe mit Marie Wladimirowka Dolgoruky verheirathet und Kaiser Peter II. mit Katharina Dolgoruky verlobt.

1880 erlag endlich die Zarin ihren Leiden, und wenige Monate darauf fand die Vermählung Kaiser Alexanders mit der Fürstin Dolgoruky statt, die den Titel

einer Fürstin Jouriewsky erhielt. Der Kaiser wählte diesen Namen, weil ihn der Metropolit Philaret, Bojar Feodor Nikita Jouriew, geführt, der am Hofe des Zaren Feodor Iwanowitsch gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts eine große Rolle gespielt, — es sollte damit der alten Abstammung der Häuser Romanow und Dolgoruky Ausdruck gegeben werden. Der Kaiser, so berichtet die Fürstin einmal selbst, sagte ihr eines Tages: „Ich bin stolz, eine Fürstin Dolgoruky geheirathet zu haben." Die Fürstin nährte in dem Kaiser den Gedanken, zu Gunsten des Zarewitsch abzudanken, sie wollten einen Winter in Kairo verleben; aber so sehr Alexander II. sich damit einverstanden erklärte, so sehr empfand er auch, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, einen solchen Schritt zu thun.

Alexander II. empfand für die aus der Verbindung mit der Fürstin entsprossenen Kinder eine besonders zärtliche Neigung; er erblickte in dem ältesten Sohn sein Ebenbild und hätte ihm am liebsten die Krone des Reiches hinterlassen. Er unterhielt sich mit dem Knaben über die ernstesten Dinge und gab ihm Verhaltungsmaßregeln für die Zeit, da er, der Kaiser, nicht mehr sein werde. Die Fürstin war die Vertraute seiner politischen Sorgen; sie war in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht, da sie dem Kaiser alle von den verschiedenen Ministerien eingereichten Schriftstücke, sowie die diplomatischen Depeschen vorlesen mußte; während der Lectüre machte der Monarch seine Bemerkungen. Außerdem erhielt die Fürstin tagtäglich Zuschriften von dem Kaiser, in welchen die Ereignisse des

Tages auf das eingehendste besprochen und die dabei betheiligten Personen charakterisirt wurden.

Viele Aeußerungen Alexander's II. spiegeln das Glück wieder, das er in seiner zweiten Ehe gefunden hat. So erzählt die Fürstin einmal, der Kaiser habe zu ihr gesagt: „Meine Krone ist sehr schwer, aber Du hilfst mir sie tragen.“ „Wisse,“ äußerte er ein andermal, „daß ich dort oben nicht aufhören werde Dich zu lieben, wie ich Dich auf Erden geliebt habe.“

Der Kaiser hielt darauf, daß der Fürstin alle Ehren erwiesen würden, wie seiner rechtmäßigen Gemahlin, und verlangte, daß sie ihn auch in Gegenwart von Botschaftern und Gesandten fremder Höfe mit dem vertraulichen Du anredete.

Seit dem Attentate des Solowiew befand sich die Fürstin in steter Sorge um das Leben des Kaisers; er hatte ihr versprechen müssen, gewisse Straßen nicht zu passiren und nie ohne Kosackenescorte auszufahren. „Es ist nur, um mich Deinem Verlangen zu fügen,“ bemerkte er, „daß ich diese Kosacken dulde“, und mit der Hand zum Himmel zeigend fügte er hinzu: „Dort ist der einzige Schutz, welcher über mich wacht und der mich retten kann. Wenn dieser mich nicht mehr bewachen will, sind jene da unvermögend es zu thun.“ Am Tage vor der Katastrophe am Katharinenkanal hatte der Kaiser mit der Fürstin und der kaiserlichen Familie das Abendmahl genommen, und war dabei so rüstig gewesen, daß er sich dem Dr. Botkin gegenüber rühmen konnte, zwei Stunden hintereinander

gestanden zu haben. Graf Loris-Melikow, der sich der besonderen Gunst der Fürstin erfreute, brachte bald darauf dem Kaiser die Nachricht, daß man einen der Führer der Nihilisten Jeljabow festgenommen habe; sofort begab sich Alexander zu seiner Gemahlin. „Du begreifst," sagte er zu ihr, „daß es mein erster Gedanke war, Dir diese Neuigkeit mitzutheilen; denn Niemandem geht Alles, was mich betrifft, so zu Herzen, wie Dir."

Am Tage des Attentates, den 13. März 1881, sagte der Kaiser zur Fürstin: „Ich habe soeben den Reformukas unterzeichnet, ich hoffe, daß er einen guten Eindruck machen und Rußland ein neuer Beweis dafür sein wird, daß ich ihm Alles, was möglich ist, gewähre. Morgen wird das Schriftstück in den Zeitungen veröffentlicht werden, ich habe den Befehl dazu gegeben." Als er der Fürstin darauf den Arm reichte, sie in den Speisesaal zu führen, drückte er ihr die Hand und äußerte: „Ich fühle mich so glücklich, daß mein jetziges Glück mich erschreckt."

Der herzzerreißende Schmerz der Fürstin, als das Entsetzliche geschehen war, ergriff tief die kaiserliche Familie und gebot dieser Rücksicht und Achtung für die unglückliche Wittwe.

Am Tage vor der Ueberführung der Leiche nach der Kathedrale hatte die Fürstin ihr herrliches, von dem Verstorbenen vielbewundertes Haar abgeschnitten und es ihm um eine auf seiner Brust ruhende goldene Kette gewickelt in den Sarg mitgegeben. „Ich will," erklärte sie, „daß

mein Gemahl im Grabe diesen Haarschmuck, den er liebte, bei sich habe und der mir fortan unnöthig ist."

Alexander II. war von dem Bewußtsein seiner kaiserlichen Erhabenheit aufs tiefste durchdrungen; er war empört darüber, daß die Zeitungen des Auslandes von ihm als dem „Zar" sprachen; diese Bezeichnung sei vulgär und ungerecht; denn die russischen Souveräne führten seit Peter I. den Kaisertitel.

Alexander II. verfolgte, wie dies für den Freund Kaiser Wilhelm's nur natürlich ist, so weit es irgend anging, eine friedliche Politik. Interessante Aufschlüsse über des Kaisers politische Ansichten und sein diesbezügliches Empfinden erfahren wir aus den Briefen der Prinzessin Alice, Tochter der Königin von England. Die Prinzessin schreibt am 23. Juni 1876 an ihre Mutter:

„.... Gestern sprach der Kaiser Alexander mit mir, indem er sich aufrichtig freute, daß die politischen Verwicklungen einer friedlichen Lösung entgegen gingen. „Sagen Sie Mama noch einmal, wie es mich freut, zu wissen, daß sie auf den Frieden bedacht ist. Wir können und wir wollen uns nicht mit England veruneinigen; man müßte ein Thor sein, wollte man an Constantinopel oder an Indien denken." Die Thränen standen ihm in den Augen, und er schien so bewegt, als sei ihm eine furchtbare Last abgenommen worden; es schien ihm auch lieb wegen Marie und Affie, daß die Dinge wieder ins rechte Geleise kommen. Ich dachte an Dich — 39 Jahre nicht zu beneidender Herrschaft, es sei denn um der Dienste willen, die man seinem

Vaterlande und der Welt im Allgemeinen in solch' einer schwierigen Stellung leisten kann. Privatpersonen sind natürlich bei Weitem am besten daran: — unsere Vorrechte enthalten mehr Pflichten als Vortheile, und ihr Nichtvorhandensein würde keine Entbehrung sein im Vergleich zu dem ungeheuren Gewinne, sein eigener Herr zu sein und auf gleichem Fuße mit den meisten Leuten zu stehen, im Stande zu sein, die Menschen und die Welt zu kennen, wie sie sind, und nicht nur, wie es ihnen gefällt, sich uns zu zeigen, um uns zu gefallen...."

Der Berliner Congreß war in den Augen Alexander's II. ein Unglück für Rußland. Er habe eingesehen, schreibt einmal die Fürstin Dolgoruki, „daß die russischen bevollmächtigten Minister ihrer bedeutsamen Mission in Berlin nicht gewachsen waren." An der eisigen Reserve, welche Fürst Bismarck auf dem Congreß zeigte, erkannte Alexander, „daß die Interessen Rußlands dort geopfert würden." „Ich sehe wohl," sagte er, „daß dies die Rache für die Unterstützung ist, welche ich bei meiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1872 Frankreich gewährt habe." Der Kaiser wußte wohl das politische Genie des Fürsten Bismarck zu schätzen, aber kannte genau dessen „diplomatie individuelle", so daß er sich niemals durch die „Subtilitäten seiner Sprache" beirren ließ.

Fürst Bismarck hatte in seiner Abschiedsrede an den Congreß das Werk desselben gegen die Angriffe des „Parteigeistes" in Schutz genommen. Diese Mahnung war gerade Rußland gegenüber sehr nothwendig. Hatte doch der alte

Aksakoff eine Rede gehalten, in der er ausrief: Der Congreß sei eine freche Beschimpfung dessen, was Rußland gewollt habe; man habe Rußland eine Narrenkappe mit Schellen aufgesetzt. Der Congreß sei eine kolossale Absurdität, ein verblüffendes Unding, eine offenbare Schwächung Rußlands, ein krankhaftes Betrügen und Irreführen des eigenen Gewissens, eine Verschwörung gegen das Russenvolk unter Betheiligung von dessen eigenen Vertretern, eine Ohrfeige für Rußland, Rußlands Diplomatie sei gefährlicher als der Nihilismus, der seit dem Attentat der Wjera Sassulitsch auf General Trepow am 5. März in Rußland Orgien feiere.

Bei solcher Stimmung des russischen Volkes ist es begreiflich, daß der Kaiser von Rußland den Vertrag von Berlin mit sehr gemischten Empfindungen unterschrieben hat. Rußland hat sich freilich Batum, den einzigen guten Hafen an der Ostküste des schwarzen Meeres — obgleich Lord Beaconsfield denselben höhnisch mit Cowas verglich — und die armenischen Festungen, namentlich Kars, welches die russischen Truppen in 50 Jahren dreimal hatten erobern müssen, und damit starke strategische Positionen gesichert; es hatte aber auf einen nicht unwichtigen Theil der blutigen Eroberung wieder verzichten müssen. In Europa war Bessarabien, welches Rußland nach dem Krimkrieg hatte abtreten müssen, wieder gewonnen; freilich nicht von dem türkischen Gegner, sondern von dem verbündeten Rumänien, welches für jenen Verlust durch die öde und fieberreiche Dobrudscha entschädigt worden war. Die beiden

Verbündeten Rußlands, Montenegro und Serbien, waren mit vergrößertem Gebiet der Oberherrschaft der Türkei entzogen, aber nur um der Machtsphäre Oesterreichs überantwortet zu werden. Am empfindlichsten für Rußland war die ihm durch die Kriegsdrohung Englands aufgezwungene Lösung der bulgarischen Frage. Fürst Gortschakoff hatte seinen beiden Collegen auf dem Congreß, dem Grafen Schuwaloff und Herrn Oubril, die Verantwortlichkeit für diese Lösung überlassen. In den entscheidenden Sitzungen des Congresses glänzte der russische Reichskanzler durch seine Abwesenheit, angeblich wegen einer Indigestion, die er sich durch den Genuß von Erdbeeren zugezogen hatte. Erst in der Sitzung vom 26. Juni erschien er wieder und überraschte die hohe Versammlung mit einer Anrede, in der er deutlich zu erkennen gab, daß der eigentliche Besiegte auf dem Congreß nicht Rußland, sondern der russische Kanzler gewesen, der sein Lebelang nicht der Versuchung widerstehen konnte, durch Nachgiebigkeit gegen populäre Strömungen sich den Beifall zu sichern, der seiner Eitelkeit schmeichelte.

Hier am Schluß der Betrachtung der Regierung Alexander's II. dürfte es am Platze sein, Einiges über den mächtigen russischen Kanzler dieser Epoche zu berichten.

Fürst Gortschakoff hatte auf dem Berliner Congreß ein interessantes Band geknüpft, nämlich mit einer Frau Lina B., die ihn dann auf seinen Reisen in die Bäder begleitete. Er litt an der Gicht und hatte nun eine vortreffliche Krankenpflegerin. Seine Schwäche für das weib=

liche Geschlecht nahm mit seinem Alter mehr und mehr zu und verleitete ihn zu einem Egoismus, in welchem er weder auf seine Stellung noch auf jene anderer Persönlichkeiten Rücksicht nahm. Noch während des türkisch-russischen Krieges gab er durch seine Abenteuer in Bukarest der chronique scandaleuse reichlichen Stoff. Durch persönliche Würde oder durch Charaktereigenschaften zu imponiren war nicht seine Sache und er strebte es auch nie an.

Ueber Gortschakoff's Politik äußerte sich im Jahre 1878 ein österreichischer Diplomat ungefähr wie folgt: „Wie General Ignatieff in Constantinopel, so geberden sich die russischen Diplomaten in allen europäischen Hauptstädten. Sie schmeicheln zu gleicher Zeit den feindlichsten Gegensätzen; sie ermuntern alle Leidenschaften. „Pour avoir les coudées franches,“ wie die Kaiserin Katharina zu sagen liebte, begünstigt die russische Diplomatie jede Bewegung, die geeignet ist, die Sicherheit Europa's zu stören. Kein Wunder, daß in Frankreich vor Allem die Bonapartisten die russische Fahne aufpflanzen. Was die kaiserliche Partei für Frankreich, das ist Rußland für Europa: das Element, das stets auf den Umsturz speculirt, dem jede Bewegung gut und erwünscht ist, vorausgesetzt, daß sie die Ordnung trübt. Daneben ist die russische Diplomatie großmüthig mit fremdem Gut wie immer. „Wollt Ihr Elsaß?“ frägt man die Franzosen. „Ihr sollt das Elsaß haben. Wollt Ihr Lothringen? Ihr sollt Lothringen haben. Wollet Ihr die Revanche? Ihr möget sie nehmen.“ Daneben bietet man freilich den

Italienern Nizza und Savoyen und versichert Deutschland unverbrüchlicher Zustimmung zu allen seinen Plänen. Man bietet von russischer Seite halb Europa aus, wie man jetzt Bosnien und die Herzegowina ausbietet. Hätte irgend Jemand in Europa verlangt, man solle den Mond theilen, Fürst Gortschakoff mit jener fabulosen Redeseligkeit, welche ihn zur Zielscheibe des Bismarck'schen Witzes und zum Entsetzen der gesammten Diplomatie gemacht hat, Fürst Gortschakoff hätte sicher erklärt: „Der Mond? Die Sache ist schwer, aber nicht unthunlich." Als der Versucher an Jesus herantrat, war er so honnet, zu sagen: „Das Alles ist mein und ich will es Dir geben." Die russische Diplomatie dagegen spricht zu jedem Staate, indem sie auf die schönsten Länder und die kostbarsten Stätten der Erde zeigt: „Das Alles ist nicht mein, aber — ich will es mir nehmen!" Und wollen die Anderen etwas für sich, so mögen sie sich darum die Köpfe blutig schlagen! Italien mag die Million Bajonette Oesterreich-Ungarns herausfordern; Frankreich mag bei Metz und Straßburg neue Armeen opfern; Rußland gestattet großmüthig, daß dieses geschieht, und verlangt für sich nichts, nur eine Kleinigkeit: die Herrschaft über den Orient, das ist, über Europa."

Aus einem Brief der Prinzessin Alice an ihre Mutter lernen wir Gortschakoff's Gesichtspunkte über die hohe Politik kennen. Der Brief ist vom 5. Juli 1876 datirt und berichtet über eine Unterhaltung mit dem Fürsten Gortschakoff. Die Aeußerungen des Fürsten, welche in französischer Sprache gethan wurden und auch so im Briefe

wiedergegeben sind, übersetzten wir in unser „geliebtes Deutsch."

„... Wir dinirten gestern mit Onkel Louis, dem Kaiser und dem Großherzoge von Weimar in Seeheim. Der Kaiser sagte mir, er habe Dir geschrieben; aber Fürst Gortschakoff schien nicht ganz heiter zu sein und sagte zu mir: „Ich kann Ihnen aufrichtig sagen, daß ich England groß, stark und entschieden in der Politik wünsche, so entschieden, wie es Canning und die großen Staatsmänner waren, die ich in England vor vierzig Jahren kennen gelernt habe. Rußland ist groß und stark; wenn England es auch ist, haben wir nicht nöthig, unsere Aufmerksamkeit all' den Kleinen zuzuwenden." Er sagte, wir machten unsere auswärtige Politik und Depeschen für das Blaubuch und keine offene, entschiedene Politik — vor dem Hause der Gemeinen und der Welt. Es dürfte Dich interessiren, diese Ansicht zu hören, weil sie die Stimmung seiner Politik kennzeichnet."

* * *

Nach dem Attentat auf Alexander II. und der Thronbesteigung Alexander's III. fand offenbar eine Zersetzung jener früheren Gesellschaft des neuen Zaren statt, und selten mag sich ein Thronfolger wohl so sehr von seinen ehemaligen Ansichten abgewendet haben, als Alexander III. Freilich that er es unter dem furchtbaren Eindrucke des schrecklichen Ereignisses, das ihm wohl in seinem grellen

Aufblitzen manche Dinge in weit größerem Umfange enthüllt haben mag, als er sie vordem anzusehen gewohnt war. Der Geheime Rath Giers, kein Altrusse, aber auch kein besonderer Deutschenfreund, hatte seiner Zeit behauptet, Rußland bedürfe des deutschen Beamtenthums nicht mehr, weil es selbst der gebildeten Elemente jetzt genug besitze. Aber der Stellvertreter Gortschakoff's ist urplötzlich anderer Ansicht geworden. Vielleicht traut er heute schon nicht einem Einzigen mehr von all' den sogenannten Studenten, die auf den russischen Akademien sich an unverstandenem Wissen vollsaugen oder auch aus Zürich, Paris, Genf u. s. w. eine Menge republikanischer Ideen mit heimbringen. Giers hat sich bereits geäußert: „Wir haben geirrt; hätten wir nur viele Deutsche in der Verwaltung, statt dieser Polen, die sich durch den Nihilismus an uns rächen.“ Es wurde ihm nahe gelegt, daß der Zar ohne die Mitwirkung der Nachbarn über den Nihilismus nicht Herr werden könne und daß es geradezu ein Wagniß schlimmster Art sei, wenn der Zar seinen ehemaligen französischen Neigungen nicht entsage, welche in Frankreich die Revanche groß gezogen haben und ihn selbst in einen entsetzlichen Strudel hineinziehen konnten, dessen Folgen in Paris wie in St. Petersburg leicht erst recht den Sieg der Commune mit sich bringen könnten. Giers wagte es, Alexander III. diese Dinge schon wenige Tage nach dem Attentate offen darzulegen. Er setzte mit dieser Forderung der Umkehr zwar seine ganze Existenz aufs Spiel, denn der junge Zar ist eine stolze und leicht aufbrausende

Natur, er rechnete aber dabei auf die dämpfende Wirkung des entsetzlichen Unglücks, und mit Recht, denn Alexander III. hörte sehr aufmerksam zu und sah sofort ein, daß er mitten in der Trauer schleunigst handeln müsse, weil jeder Tag des Zauderns in Berlin größere Verstimmung und in Paris weitergehende Hoffnungen wecken müsse; gegen die Polen war er überaus erbittert, weil ihrer zu viele im Rufe des Nihilismus stehen, und Giers seine neue Ansicht bezüglich des Verwaltungspersonals unverhohlen äußerte. Dadurch kam es, daß der Zar bei der Verkündigung seiner Thronbesteigung den Besitz von Polen durch die Worte: „Wir u. s. w . . . und der Zarenthümer Finnland und Polen" betonte, entgegen seiner früheren Ansicht, Polen sei nur eine Provinz, wie jede andere. Den panslavistischen Hoffnungen setzte das schon den ersten Dämpfer auf, so daß von dem Zaren die selbständige Freiheit Polens nicht mehr zu erwarten war.

Alexander III. erhielt ferner jene freundlichen Depeschen aus Berlin und Wien, er sah sich an der Stelle seines auf der Bahre ruhenden Vaters, war eingedenk seines Besuches in Berlin, wo man ihn über seine Lage schon damals aufklärte, und da hatte er denn keine Neigung mehr, mit den alten treuen Bundesfreunden und Verwandten zu brechen, um einigen racheslustigen Republikanern und einer Menge von Deutschenhassern in Frankreich und Rußland zu Gefallen zu leben, und er erinnerte sich des monarchischen Grundsatzes, der wohl in Berlin, aber nicht in Paris einen Rückhalt finden kann. Giers ging

an den folgenden Tagen im Verein mit Loris-Melikoff noch weiter, indem er es frischweg unternahm, den Zaren auf die unfläthigen Aeußerungen in der Pariser Presse hinzuweisen, die nicht einmal vor dem Erscheinen unterdrückt wurden, und so kam ein gänzlicher Umschwung zu Stande; brauchte Alexander III. doch auch nur daran zu denken, daß gerade Paris der Herd der polnischen und russischen Verschwörungen gewesen, daß gerade die jetzigen Machthaber einst zu Bereszowski's Zeiten den Kaisermord nur für ein politisches Verbrechen erklärt hatten, und befahl, daß ihm sämmtliche Pariser Blätter aus den letzten Tagen vorgelegt würden. Was er daraus entnommen, ist nicht völlig bekannt geworden, er zeigte aber bei der Erwähnung französischer Beileidsbezeugungen einen starken Widerwillen, den er keineswegs zu verhehlen suchte. Sein Erstes war, als er vernahm, man wolle in Berlin sogar von der diesmal noch besonders wichtigen Feier des kaiserlichen Geburtstages ganz abstehen, daß er ein eigenhändiges Schreiben absandte mit der Bitte, das nicht zu thun; er werde mit den Trauerfeierlichkeiten warten bis nach dem 22. März. Den Kaiser Wilhelm bat er, seiner in der Trauer freundlich eingedenk zu sein. — Der Zar schrieb an den Rand eines Leitartikels der „France" über die Herstellung des Gleichgewichts in Europa selbst die Worte: „Mit meiner Hilfe nicht."

So standen die Dinge also kurz nach der Thronbesteigung Alexander's III. ziemlich günstig für Deutschland. Dieser Sachlage entsprechend gestaltete sich der

Empfang der Kaiserin von Rußland, welche in Begleitung ihres Bruders, des Prinzen Waldemar von Dänemark, und der kleinen Großfürstin Xenia einige Zeit später in Berlin eintraf. Es war das erste Mal, daß die Zarewna in der preußischen Hauptstadt Aufenthalt nahm, auch als dänische Prinzessin hatte sich ihr niemals Gelegenheit dazu geboten. Um so größer war daher die allgemeine Theilnahme daran; das Publicum hielt die Strecke vom Centralbahnhofe bis unter die Linden und vom königlichen Palais bis zum russischen Botschaftshotel so dicht besetzt, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte. Mit freudigen Hochrufen wurden die königlichen Equipagen begrüßt, welche die allerhöchsten und hohen Herrschaften an den Bahnhof brachten. Daselbst hatten sich eingefunden: der russische Botschafter Fürst Orloff und der dänische Gesandte v. Vind mit den Herren der Botschaft und der Legation, der Gouverneur, Kommandant und Polizeipräsident von Berlin, außerdem viele Herren und Damen von Distinction. Die Kronprinzessin. in tiefe Trauer gekleidet, kam mit der Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen und der Prinzessin Victoria angefahren. Der Kronprinz kam in Begleitung der Prinzen Wilhelm und Heinrich, ferner waren die Prinzen Friedrich Leopold und August von Württemberg anwesend. Zuletzt erschien Se. Majestät der Kaiser, gleich den Prinzen in der Uniform seines russischen Regiments und wie diese mit dem breiten blauen Bande des St. Andreas-Ordens geschmückt. — Sobald der Sonderzug, welcher die hohe Frau brachte,

in Sicht war, begab sich der in Galauniform anwesende Bahnhofsinspector von Winterfeld nach den Kaisergemächern, um das Einfahren des Zuges zu melden. Alsbald schritten die kaiserlichen Herrschaften unter Vortritt des Polizeipräsidenten von Madai die mit rothen Teppichen ausgelegte Treppe hinauf. Sobald der stattliche Zug in den Bahnhof eingelaufen war, wurde an den Salonwagen der Kaiserin die Treppe angesetzt. Auf dem Trittbrett des Wagens erschien zuerst die wahrhaft herkulische Gestalt des kaiserlichen Leibtscherkessen in azurblauer, goldstrotzender Uniform. Dann erschien die Kaiserin, gefolgt von den Großfürstinnen Henia und Katharina, dem Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg und Waldemar von Dänemark. Eine helle mit dunklen Tupfen gemusterte Robe schmiegte sich eng an die schlanken Formen der hohen Frau, die mit freundlichem Lächeln die Treppe hinabschritt. Entblößten Hauptes eilte der Kaiser auf die Zarewna zu, der er Hand und Wange küßte und ein herzliches Willkommen bot; nicht minder herzlich begrüßten sich unsere Kronprinzessin und die russische Kaiserin, sowie der Kronprinz und Prinz Waldemar. Besonders herzlich begrüßte der Kaiser den Fürsten Galitzin, dem der Monarch beide Wangen küßte, sowie gleichfalls dem Prinz Waldemar. Nach erfolgter Vorstellung der beiderseitigen Begleitung (in jener der Kaiserin befand sich auch der Generalmajor Fürst Dolgoruky, der seiner Souveränin bis Magdeburg entgegengefahren war) begaben sich die hohen Herrschaften auf kurze Zeit in die fürst-

lichen Empfangszimmer. Dann bestiegen die Kaiserin und die Großfürstin Xenia gemeinschaftlich mit der Kronprinzessin eine geschlossene Galakutsche und fuhren, auf das sympathischste durch das Publicum begrüßt, dem russischen Botschaftshotel zu, auf dessen Zinne sich die Standarte der Zarewna entfaltete, während vor dem Portal ein Doppelehrenposten vom Kaiser-Alexander-Regiment paradirte. Das Innere der Botschaft war durch den Gärtner des Reichskanzlers Fürsten Bismarck auf das prächtigste decorirt worden. Am Eingange zu den Gemächern der Kaiserin wurde dieselbe von der Großherzogin von Baden Namens ihrer erlauchten Mutter begrüßt und willkommen geheißen. Der Kronprinz geleitete in seiner Equipage den Prinzen Waldemar in die russische Botschaft, wo sich die hohen Herrschaften zu einem Dejeuner vereinten, an welchem auch die gleichzeitig mit der russischen Kaiserin hier eingetroffene Großfürstin Katharina, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, und deren Tochter, Herzogin Helene, theilnahmen. — Im Laufe des Nachmittags statteten die russischen Gäste und die hiesigen hohen Herrschaften sich gegenseitig Besuche ab. Um 5 Uhr fand bei dem Kaiser Galadiner statt. Auch bei diesem Diner erschienen der Kaiser und die königlichen Prinzen in russischer Galauniform. — In Allem documentirte sich bei diesem Empfang der Zarin am deutschen Hofe, daß nicht nur die Formen gewahrt werden sollten, sondern daß auch das Herz dabei war.

Unsere geneigten Leser mögen diese ausführliche Schilderung der Anwesenheit der Zarin in Berlin entschuldigen

und bedenken, daß wir auch für die liebenswürdigen Leserinnen sorgen müssen, denen vielleicht der Politik schon etwas viel Erwähnung gethan ist.

Nicht so enthusiastisch war seiner Zeit der Gemahl der Kaiserin, als Großfürst-Thronfolger, in Wien von der Bevölkerung begrüßt worden. Kein Herzenszug trieb die Bevölkerung zu irgend einer Aeußerung, und das Benehmen des Großfürsten, cavaliermäßig und correct im höchsten Grade, war kaum darnach angethan, Popularität zu wecken. Dazu kam noch, daß die Russen in der Sympathie der Wiener Bevölkerung nicht gerade obenan stehen. Kalt, ernst und strenge, wie das nordische Klima, spielte sich die Episode der Anwesenheit der russischen Gäste ab. An den auserlesensten Aufmerksamkeiten von Seite des Wiener Hofes fehlte es natürlich nicht, und der Großfürst war von dem Empfange, der ihm hier geworden, sehr befriedigt. Aber der Aufenthalt dauerte nur kurze Zeit und er rief nicht so viel Sensation hervor, als die Anwesenheit einer so mächtigen Persönlichkeit unter anderen Umständen vielleicht hervorgerufen hätte*). —

*) Eine kleine Anekdote mag indessen hier noch ihren Platz finden. Der Kaiser hatte mit dem Großfürsten eine Unterredung, nach deren Beendigung beschlossen wurde, in das Hofoperntheater zu fahren. Das Unglück wollte, daß vergessen worden war, einen Hofwagen zu bestellen, und daß sich der Großfürst und der Kaiser genöthigt sahen, auf das Vergnügen zu verzichten, an diesem Abend Musik zu hören. Was war zu thun? Der Kaiser schlug seinem Gaste vor, das Burgtheater, das mit der kaiserlichen Burg in Verbindung

Kaum war Alexander III. an die Regierung gelangt, als jene aufsehenerregenden Processe wegen der im letzten Feldzuge oder bei anderen Gelegenheiten begangenen Veruntreuungen begannen. Die höchstgestellten Würdenträger wurden nicht geschont, wurde ja doch selbst ein Generaladjutant, eine bis dahin unnahbare Größe, der Generalgouverneur von Orenburg, General der Infanterie Krshyshanowski, infam cassirt, ohne Nachsicht wurde das Urtheil (Verlust aller Standesvorrechte, aller Würden und Orden und Verbannung nach Sibirien) vollstreckt. Nur durch diese unnachsichtige Strenge glaubte der Zar dem tief eingewurzelten Uebel der Bestechungen und Veruntreuungen steuern zu können.

Ferner wirkte der Kaiser mit großer Energie dahin, daß in allen Zweigen der Verwaltung mit den Einkünften des Reiches sparsam umgegangen wird. Mit dieser Sparsamkeit hat er in seinem eigenen Haushalt den Anfang gemacht, indem er das Budget des Hofministeriums um Millionen verringerte. Auch in der Armeeverwaltung brachte er diese Tendenz zur Geltung, und die Ausgaben verminderten sich auch hier bedeutend, obgleich die Armee großen Reorganisationen unterworfen wurde und namentlich die Kavallerie, die Schützenbataillone und die Ingenieurtruppen bedeutend vermehrt wurden.

steht, zu besehen, was der Großfürst sofort annahm. Inzwischen kamen die Hofequipagen heran. Die Herrschaften haben über diesen Mangel an Fahrgelegenheiten viel gelacht und der Kaiser hat das Versehen des Beamten nicht einmal übel genommen.

Dieser Besserung der inneren Zustände folgte auch eine günstigere Gestaltung der Beziehungen zum Auslande. Die Politik des Fürsten Gortschakoff hatte die Beziehungen Rußlands zu Deutschland derart erkalten lassen, daß man von einem Kriege zwischen diesen beiden Mächten wie von etwas in der nächsten Zeit selbstverständlich Bevorstehendem sprach. Noch schlimmer stand es mit den Beziehungen zu Oesterreich. Auch hier wußte Kaiser Alexander III., den man vor seiner Thronbesteigung fälschlicherweise der Sympathien für den Panslavismus beschuldigt hatte, in Giers als Minister des Aeußeren den rechten Mann für die rechte Stelle zu finden.

In der Persönlichkeit des Kaisers selbst ging eine sichtbare Veränderung vor. Es war, als ob erst die vollzogene Krönung ihm das volle Machtbewußtsein verliehen und die richtige Erkenntniß seiner hohen Stellung erschlossen habe. Der Tag, an welchem der Kaiser in Moskau mit mannhaften und entschiedenen Worten die Erwartungen der Bauern zurückwies, welche, nihilistischen Aufhetzereien Glauben schenkend, eine allgemeine Ländervertheilung erwarteten, schien eine neue Epoche in seiner Regierung zu zu bezeichnen. Er trat damals zum ersten Male als Herrscher auf, der selbst zu seinem Volke spricht.

* * *

Worin nun hauptsächlich der Grund zu suchen sein mag, daß diesen glückverheißenden Anfängen der Regierung

des Zaren der weitere Verlauf derselben nicht entsprach, ob die nie enden wollenden Verschwörungen der Nihilisten den Kaiser im Innersten mißtrauisch machten, oder ob der Gesundheitszustand des Zaren als Hauptmotiv für seine in Vielem geänderte Politik aufzufassen ist, wer kann das mit Bestimmtheit entscheiden? Sicher ist nur, daß die deutschfeindlichen Elemente augenblicklich in Rußland sehr Oberwasser haben, daß geradezu beängstigende Nachrichten über den Gesundheitszustand des Kaisers sich täglich mehren, und daß die Vorsichtsmaßregeln, welche für die Sicherheit des Kaisers für nöthig befunden werden, ein tiefes Mißtrauen der leitenden Kreise gegen die Bevölkerung documentiren.

Kürzlich weilte der Zar in Wysoko-Litewsk. Am Vorabend seiner Ankunft wurde in der Warschauer Citadelle in aller Stille noch ein Individuum, wahrscheinlich ein Nihilist, gehängt. Längs der ganzen Eisenbahnlinie, die der Zar passirte, wurden, wie dies bei jeder Reise des Zaren zu geschehen pflegt, Soldaten aufgestellt. Während der Fahrt des Zuges wenden sich die Soldaten schußbereit von demselben ab, und sie haben den strengsten Auftrag, auf Jeden zu schießen, der trotz dreimaliger Warnung sich dem Eisenbahndamme nähert. Der Hofzug besteht aus drei besonderen Zügen, von welchen einer für den Zaren, der zweite für das Gepäck und der dritte für Arbeiter, die bei einem eventuellen Unfalle sofort die Beschädigung zu repariren hätten, bestimmt ist. Niemand weiß, in welchem dieser Züge der Zar sich befindet; es heißt sogar,

daß der Zar während der Reise aus einem Zuge in den andern umsteigt. Es ist noch zu bemerken, daß der strengste Auftrag ergangen ist, daß auf allen Stationen, die der kaiserliche Zug passirt, nicht nur die Fenster der Bahnhöfe geschlossen, sondern daß auch die Rouleaux herabgelassen sein müssen.

Solche Vorsichtsmaßregeln sind doch schon an und für sich mehr als ungemüthlich!

Ueber den längeren Aufenthalt des russischen Kaiserpaares im Jagerevier und Schloß Lubochenka, unsern Warschau's, erfährt man, daß während des ganzen Aufenthalts mit Ausnahme einer Bauerndeputation Niemand zum Kaiserpaar vorgelassen wurde. Das Aufgebot der Bewachungsmannschaften war ungewöhnlich groß. Schon vierzehn Tage vorher durfte sich Niemand ohne Erlaubnißschein des Intendanten der kaiserlichen Besitzungen auf mehrere Werst in der Runde dem Jagdschloß nähern.

Das Bestreben der unmittelbaren Umgebung des Kaisers, jede nicht zum Hof gehörige Person von den Majestäten fern zu halten, förderte eine der Komik nicht entbehrende Episode zu Tage, welcher die Gräfin Potocka, die Besitzerin des Schlosses in Wysoka-Litewsk, zum Opfer fiel. Als ihr nämlich vom Intendanten angezeigt wurde, daß das Kaiserpaar während der Manöver in ihrem Schlosse Wohnung nehmen werde, ließ sie mit einem Kostenaufwande von 10000 Rubeln das ganze Schloß renoviren und bereitete auch alles Uebrige zum würdigen Empfang des Kaiserpaares vor. Zwei Tage vor Ankunft

desselben meldete sich ein General der kaiserlichen Suite und bedeutete die Gräfin in schonender Weise, sie möge sich und ihre Dienerschaft während des Aufenthalts des Kaiserpaares von ihrem Schlosse entfernt halten. Die beleidigte Gräfin reiste demzufolge sofort nach Warschau ab.

Die Wintertage verlebt das Kaiserpaar gewöhnlich in Gatschina. Das Schloß liegt in einem Park und macht den Eindruck einer wohlverwahrten Festung. Um den Park ziehen Kosakenvedetten den äußeren Kreis, drinnen im Park ist von andern Truppen ein zweiter Kreis gezogen, und um das Schloß paradirt ein dritter Kreis. Vor seiner Vorderfront zieht sich ein tiefer, steinerner Graben hin, der jeden Augenblick mit Wasser gefüllt werden kann; die über denselben führenden Zugänge können sofort beseitigt werden, zudem werden sie auch durch kleine Kanonen vertheidigt. Alle in dem Schlosse befindlichen Arbeiter haben besondere Abzeichen; bevor sie dasselbe betreten, wie auch beim Verlassen werden sie genau untersucht.

Geht der Kaiser aus — um zu jagen oder zu fischen, oftmals mitten in der Nacht oder in der frühen Morgenstunde, so ist er von unzähligen Aufpassern umgeben. Persönlich ist der Kaiser jedoch sicherlich nicht ängstlich. Sein Aeußeres und sein ganzes Wesen lassen nicht darauf schließen; jedenfalls hat er bei verschiedenen Gelegenheiten in Petersburg und an andern Orten alle erdenkliche Furchtlosigkeit an den Tag gelegt, indem er ohne Escorte und oftmals mitten im Volksgewimmel, z. B. bei dem einen oder andern großen Feuer sich bewegte.

Ueber den Gesundheitszustand des Zaren schrieb letzthin die in russischen Angelegenheiten trefflich informirte Vossische Zeitung: Ueber gewisse Erscheinungen in dem Befinden des Kaisers von Rußland gehen seit einiger Zeit schon Andeutungen durch die Presse, die, anfangs unbeachtet gelassen, durch immer neue thatsächliche Zusätze allmälig breiteren Boden gewinnen, und schließlich auch auf die Beurtheilung politischer Vorgänge kaum ohne Einfluß bleiben können. Von der seit längerem schon beobachteten starken nervösen Erregbarkeit des Zaren ist wiederholt berichtet worden; ein Gefühl von Unruhe und Angst quäle — so heißt es — ihn oft stundenlang auch des Nachts derart, daß er unstät in einsamem Zimmer auf- und abwandle, ohne Ruhe zu finden; von der hochgradigen Reizbarkeit des Monarchen seiner nächsten Umgebung gegenüber werden Züge erzählt, die zur Zeit vielleicht eben so wenig Glauben finden mögen, wie etwa vor Jahresfrist ähnliche Krankheitsäußerungen des bayerischen Königs ihn fanden, obwohl die Wahrheit in dem letzteren Falle nicht besser bezeugt war, als sie es in dem ersteren allem Anschein nach ist. Vor Kurzem hieß es u. A., Alexander III. habe seinen Flügeladjutanten, den Grafen Reutern, erschossen. Reutern sollte, als der Zar ausgegangen war, angeblich zu seiner Bequemlichkeit den Degen abgelegt und die Uniform aufgeknöpft haben, habe dann, als der Zar unerwartet früh zurückkehrte, in großer Verwirrung nach dem Degen gegriffen und an seiner Uniform herumgeknöpft; der nervös erregte Zar habe geglaubt, daß

Reutern einen Anschlag beabsichtige, seinen Revolver hervorgezogen und seinen Adjutanten niedergeschossen. Der Vorfall sei bis jetzt unaufgeklärt geblieben und mag im Einzelnen der Erläuterung bedürfen. Fraglich aber ist es, ob er mit einem andern Vorfall identisch ist, den W. Ralston, Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, jetzt in der „Times“ erzählt, wonach der Zar auf einer Reise durch die Provinz vom Alpdrücken heimgesucht wurde, in nervöser Aufregung erwachte und in dem Glauben, sein Leben werde von einem Meuchelmörder bedroht, seine Pistole abfeuerte; der Schuß habe zum großen Bedauern des Zaren den im Nebenzimmer weilenden Adjutanten des Kaisers verwundet. Von leidenschaftlichen Aufwallungen des Zaren beispielsweise gegen eine von ihm consultirte ärztliche Autorität, deren Urtheil in einer den Thronfolger betreffenden Gesundheitsfrage ihn nicht befriedigte, hört man, wie wir später noch des Näheren berichten, glaubwürdig ähnliche, auf Ueberraschungen kurzer Hand lautende Berichte. Abnorme Gemüthszustände sind im russischen Kaiserhause nichts Seltenes, wenn sie auch selten oder nie in der Weise zur Feststellung zu gelangen pflegen, wie es in Ländern geschieht, in denen eine wirkliche Oeffentlichkeit existirt. In Rußland selbst ist jedes öffentliche Wort über solche Erscheinungen unmöglich, der reinen Lehre des Absolutismus widerspricht schon die bloße Annahme der Möglichkeit, daß der Selbstherrscher geistigen Störungen unterliegen könne, und so wird es denn nur auf indirecten Wegen und sehr allmälig möglich sein,

im Auslande wirkliche Klarheit und Wahrheit in dieser Beziehung zu erhalten.

Selbst die russenfreundliche „Pall Mall Gaz." erblickt in der Ralston'schen Mittheilung von einem ähnlichen Unfall, den der verstorbene Zar in einer nächtlichen Hallucination herbeigeführt hat, einen Hinweis darauf, daß ererbte Disposition, in diesem Falle nur allzu sehr verstärkt durch die Beängstigungen, welche die Thaten und Drohungen der Nihilisten bei dem gegenwärtigen Selbstherrscher seit seinem Regierungsantritt hervorgerufen haben, den Sohn leicht dazu führen könne, das Beispiel des Vaters zu wiederholen.

Aus Wien aber schreibt man: Die äußere Erscheinung des Zaren ist die unverändert stattliche aus früheren Jahren, das Aussehen ist blühend. Nichts in dem Aeußern verräth die tiefe Depression des Gemüthes, die sich des Kaisers bemächtigt hat. Sein seelischer Zustand ist furchtbar unterwühlt und flößt Mitleid und Besorgniß ein. Alexander III. leidet, Schwermuth und Tiefsinn haben ihre schwarzen Schleier um seine Seele gebreitet. Sein Argwohn ist in krankhafter Weise gestiegen, er ist in einen Wahn entartet. Das Mißtrauen des Zaren sieht überall Feinde. Er ist verschlossen, in seinem Auftreten barsch und von großer Härte. Die Erregung überwältigt ihn oft so, daß Befehle, in solchen Augenblicken gegeben, trotz aller Drohungen nicht ausgeführt werden, die Anfälle von krankhafter Angst vor Attentaten gegen sein Leben treten sehr häufig auf, dazu soll der schlechte Gesundheitszustand

des Thronerben auf den Kaiser eine furchtbar niederdrückende Wirkung ausüben.

Wie der Zar selbst mit den einflußreichsten Persönlichkeiten seiner Umgebung umzuspringen beliebt und wie selbst die höchsten Staatsdiener sich vor dem Willen des Selbstherrschers unbedingt zu beugen haben, zeigt die Art und Weise, in der der Kaiser ein Abschiedsgesuch des Ministers des Aeußern, Giers, ablehnte.

„Du mißverstehst die Situation, mein lieber Nikolai Paulowitsch", behauptet man, habe der Zar gesagt, „du bist es nicht, der seinen Abschied heute oder an einem andern Tage haben will; ich bin es, der ihn dir gibt oder auch nicht gibt. Vorläufig bist du so freundlich, zu bleiben!" —

Der Kaiser liebt die Jagd und noch mehr, zu fischen, aber er liebt es nicht, gestört zu werden, und es ist oft sehr schwer, von ihm einen Bescheid zu erlangen. Die Minister müssen ihn manchmal Woche auf Woche aufsuchen, um seine Befehle oder auch nur die Unterschrift für verabredete und bereits entschiedene Angelegenheiten zu erlangen.

Auch die berühmten Feste im Winterpalast leiden an der Unnahbarkeit des Zaren. Die Gäste harren, dem Range nach geordnet, in dem herrlichen Säulensaal, von dessen Dimensionen man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man hört, daß verschiedene hundert Mann in demselben zur Parade stehen, ohne im geringsten die Räume zwischen den Gästen und dem Hofpersonal auszufüllen.

Zunächst bei den geschlossenen und bewachten Flügelthüren zu den allerhöchsten kaiserlichen Gemächern stehen die Botschafter der Großmächte, nächst ihnen die Gesandten, dann die ganze Reihe der Minister, Generäle, Admiräle. Dann werden die Flügelthüren geöffnet und das Kaiserpaar tritt ein. Die Kaiserin conversirt und ist heiter, herablassend und reizend. Aber der „weiße“ Zar ist bei weitem nicht so herablassend. Er verbeugt sich steif und reicht nur jedem der Botschafter der Großmächte die Hand, nickt einigen der außerordentlichen Gesandten zu und umfaßt den ganzen Rest mit einer einzigen Bewegung. Dann verschwindet er und zieht sich zurück, um Karten zu spielen und um nicht weiter gestört zu werden. Der Kaiser spielt am liebsten mit seinem Bruder oder mit einem seiner Onkel und mit ein paar Officieren, die sich seiner besonderen Gunst erfreuen. Wird soupirt, so genießt er wenig an Speise und Trank und verharrt in erhabenem Schweigen. Ziemlich präcise um ein Uhr nähert er sich seiner Gemahlin und reicht ihr den Arm. Das Ehepaar zieht sich zurück, und derjenige der Gäste, welcher zehn Worte aus dem Munde des Zaren gehört hat, mag sich ganz glücklich preisen.

Die Heftigkeit, welche den Kaiser in letzter Zeit häufig überkommt, soll auch dem Universitätsprofessor Hofmann gegenüber, den er wegen des Gesundheitszustandes des russischen Thronfolgers consultirte, äußerst schroff zu Tage getreten sein. Als nämlich der Professor, der einer der namhaftesten Specialärzte Rußlands ist, dem Kaiser er=

klärte, daß das Leiden des jungen Prinzen wenig Hoffnung auf Heilung zulasse, ertheilte der Zar sofort seinen Dank auf echt russische Weise — so erzählt man sich in ärztlichen Kreisen.

* * *

Wer vom russischen Hofe berichtet, hat so viel des Ernsten, Traurigen, ja des Allerdüstersten zu erzählen, daß es der Abwechslung halber wohl erlaubt sein mag, auch dem Schalk — spielten doch früher die Hofnarren eine große Rolle — das Wort zu gönnen. Es empfiehlt sich dies doppelt, als nach einem alten deutschen Sprichwort diesen und den Kindern das Wahrheitreden süße Gewohnheit ist. Will man jedoch kritisch zu Werke gehen, so wird man sagen: „Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit", und wird den Reisebericht des Mr. Déroulède, der soeben sein politisches Rundreisebillet bis zum letzten Blatt ausgenutzt hat, doch mit einigem Interesse hören:

Auf die Frage des Berichterstatters des „Matin", der dem heimkehrenden Déroulède entgegen gereist war und sich zu ihm in den Eisenbahnwagen gesetzt hatte, auf die Frage: „Wie denken Sie über Rußland?" antwortete der große Déroulède: „Das ganze russische Volk, selbst in seinen untersten Schichten, verabscheut den Deutschen. Der Deutsche ist für den Russen immer der Bedrücker, der Aufseher, der Wucherer. Dagegen liebt Alles Frankreich. Blos die Politiker nehmen an unserer Republik Anstoß. Das ist ein Mißverständniß, das ich zu beseitigen suchte.

Ich sagte den Russen immer: „Ich, ein Republikaner, glaube, daß das Bündniß mit dem Zar eine Nothwendigkeit für unsere Republik ist ... Sie fürchten das Umsichgreifen der Umsturzgedanken. Aber dazu liegen unsere Länder, Sitten, Einrichtungen doch zu weit auseinander. Nein, die Gefahr für Sie ist Deutschland, das seit Frankreichs Niederlage Europa seinen Willen auferlegt. Der Deutsche ist Ihr Feind wie der unsrige." Und ich muß Ihnen erklären, daß ich meine Hörer überall bekehrt sah .... Man hat über meine Reise allerlei Unsinn erzählt, z. B. daß ich ausgewiesen worden sei. Davon ist nie die Rede gewesen. Gerade an dem Tage, an dem ich angeblich ausgewiesen wurde, gab mir die russische Presse ein großes Festessen. Ich brachte einen Trinkspruch auf den Kaiser und die Kaiserin aus und erinnerte daran, daß letztere eine tapfere dänische Prinzessin ist, welche wie wir den Schmerz erlebt hat, ihr Vaterland überschwemmt und verstümmelt zu sehen, und daß wir nie vergessen würden, wie 1875 Kaiser Alexander II. sich zwischen dem noch wunden Frankreich und Herrn von Bismarck ins Mittel gelegt hat. Ah, wenn Sie die warmen Antwortreden gehört, wenn Sie in allen Classen der Gesellschaft vom Muschik bis zum General diesen Deutschenhaß gesehen hätten, der wenigstens so grimmig ist wie bei uns, Sie würden ebenso wie ich sagen: das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland ist eine abgemachte Sache. Frankreich braucht blos zu wollen ... Ein Beispiel: Die russischen Officiere folgen dem General Boulanger mit leiden-

schaftlichem Interesse. „Die Geschichte mit dem Herzog von Aumale“, sagen sie, „geht uns nichts an. Was uns interessirt, das ist, daß General Boulanger eine große militärische Kraft, ein schweres Gewicht ist, das die Wagschale zu Ungunsten Deutschlands sinken machen kann.“ Das Erwachen des französischen Stolzes, zu dem der Kriegsminister das Zeichen gegeben hat, begeistert die Russen ...“ Das ist ja nun zwar etwas überschwänglich ausgedrückt, und man muß dem Franzosen seine Hyperbeln etwas reduciren, um auf den Kern zu kommen, der allerdings bitter sein dürfte. Denn deutlicher und immer deutlicher tritt das Mißtrauen der russischen Gesellschaft gegen Deutschland zu Tage, und selbst die freundliche Aufnahme, welche diesen Sommer Marquis Tseng, der chinesische bevollmächtigte Gesandte, in Deutschland fand, erregte Mißtrauen in Petersburg. Namentlich auch in Moskau wird dem Verhältniß zu China große Aufmerksamkeit gewidmet, und die nationalen Schwarzseher sehen den Tag herannahen, an dem die deutsch-chinesische Freundschaft als schmerzhafter Keil in den russischen Staatskörper eindringt, Rußland in die Lage geräth, in welcher sich Deutschland im Falle eines russisch-französischen Bündnisses befinden würde.

Auf die russische Gesellschaft kann man entschieden die so oft ohne Berechtigung benutzte Phrase von „der guten alten Zeit“ anwenden. Früher war der hohe russische Adel reich an solchen grands seigneurs, die als Musterbilder echter Edelleute hingestellt werden durften.

Unter den von Rurik abstammenden einundvierzig fürstlichen Familien sind wohl die Odojevsky, Gortschakoff, Dolgoruky, Krapotkin, Lobanoff, Gagarin, Volkonsky, Repnin, Galitsyn, Kurakin, Troubetskoy, Mestschersky, Urussoff, Tscherkasky, die im Auslande bekanntesten. Ihre Thaten als Staatsmänner und Krieger sind in den Annalen der Geschichte verzeichnet.

Aber diese grands seigneurs von reinem Wasser sind, wie der französische, legitimistische Marquis, der alte mecklenburgische oder pommersche Landjunker und der kurländische Baron immer mehr im Aussterben begriffen. Dieser alte grand seigneur ist ganz Natur, in ihm findet sich wie beim Bauer nichts Gekünsteltes. Er ist gastfrei, offen, herzlich, oft selbst naiv bei feinem Verstande, großer Biegsamkeit des Geistes und von natürlicher Eleganz. Es gibt Momente, in denen er zu allem Edeln, zu allem Erhabenen fähig ist. Dabei ist er heftig in seinen Leidenschaften, im Guten wie im Bösen. Nie aber wird er heimlich, vielleicht aus niederer Berechnung eine Gemeinheit begehen. Thut er Böses, so thut er es offen, vor aller Augen. Die Büreaukratie haßt er aus tiefster Seele. Der ränkevolle, sportelnehmende russische Beamte ist Gegenstand seiner vollen Verachtung.

Der Fürstentitel der Jussupoff, Lapukhin, Suwaroff, Saltykoff, Barclay de Tolly, Lieven, Paskéwitsch, Kotschubey, Woronzoff ist schon neueren Datums. Neben dem Adel der alten Familien, sowohl russischer als tartarischer und livländischer, machen sich Emporkömmlinge, wie

Menschikoff und Orloff, breit, welche der Gunst Peters des Großen und einer gewissen Brutalität ihrer Charaktere ihr Aufsteigen verdankten. Jener Orloff, welcher den Kopf des vor ihm enthaupteten Strelitzen mit den Worten bei Seite stieß, als er das Schaffot besteigen wollte: „Platz muß ich mir machen!" und dadurch die Aufmerksamkeit des Zaren erregte, der ihm das Leben schenkte, ist der Typus jener Adligen Rußlands, die in den Wirren des achtzehnten Jahrhunderts ihre Hand bald gegen Diesen, bald gegen Jenen erhoben, je nachdem sie Förderung ihrer selbstsüchtigen Interessen erhofften, und deren Geschichte ebenso viel dunkle blutige als ruhmvolle Thaten aufzuweisen hat.

Einer ebenfalls im Verschwinden begriffenen Classe der russischen Aristokratie, welche an der Scheide zwischen der „guten alten" und der modernen Zeit steht, ist hier noch Erwähnung zu thun. Es sind dies jene Sonderlinge, die mit fünfzig Jahren Anglomanen, mit sechzig Kosmopoliten, mit siebenzig Borussophilen sind. Ein solcher Kauz hebt das englische Self government in den Himmel, bewundert den deutschen „Schulmeister" und liebt den Franzosen seiner politischen und gesellschaftlichen Eigenschaften wegen. Er hat Buckle, Carlisle und Proudhon gelesen, Lassalle verschlungen, in Stuart Mill geblättert und ist endlich, um den Ragout nicht ohne haut gout zu lassen, im Schopenhauer stecken geblieben und hat sich, wie er versichert, gründlich an diesem den Magen verdorben. Doch, wie gesagt, diese eigenthümliche Rasse gehört noch zu den Epigonen der „guten alten Zeit!"

Der bei der Wahl der Mittel um in die Höhe zu kommen nicht gerade scrupulöse Charakter des russischen Adels aus dem vorigen Jahrhundert tritt noch mehr als bei den fürstlichen in der Geschichte der gräflichen Häuser hervor. Allerdings sind unter denselben die Grafen Schérémeteff, welche einer berühmten Bojarenfamilie entstammen, und mit den Romanows verwandt sind, die Grafen Münich und Ostermann, welche Rußland unschätzbare Dienste leisteten, Buturlin, Panin, Mussin-Puschkin, Sievers, Osten-Sacken, Pahlen, Rastopschin und manche andere, die wir nicht weiter nennen wollen, anzutreffen, und eine hübsche Anzahl Grafen des Heiligen römischen Reiches, aber es sind viel zweideutige Elemente damals in den adligen Rang erhoben worden. Man kann ganz absehen von denen, welche ihre Erhöhung neuen Verbindungen ihrer Familien verdankten, es bleiben doch noch so viele geadelte Günstlinge und Kammerdiener übrig, daß man es begreiflich findet, wenn die verdienstvollen Männer diesem Adel keine große Bedeutung beilegen. Der grimme Suwaroff fertigte den Grafen Kutaissoff, einen früheren cirkassischen Sclaven und Kammerdiener des Großfürsten Paul, der nach der Krönung seines Herrn es bis zum Grafen gebracht hatte, bei einer Gelegenheit recht grausam ab. Der Zar hatte denselben an Suwaroff geschickt, um ihn bei seiner Rückkehr nach St. Petersburg nach dem italienischen Feldzuge zu beglückwünschen. Es entspann sich da folgendes Zwiegespräch:

„Sie werden wohl die Güte haben, Herr Graf,“

begann Suwaroff, „einen armen Greis, dessen Gedächtniß schwach wird, zu entschuldigen; ich erinnere mich nicht mehr der Abstammung Ihrer berühmten Familie. Sie haben ohne Zweifel den Grafentitel erhalten wegen eines großen Sieges über die Feinde.“

„Ich bin niemals Soldat gewesen, mein Fürst,“ antwortete der einstige Kammerdiener.

„Ah, so waren Sie ohne Zweifel Gesandter?“

„Niemals, mein Fürst.“

„Minister?“

„Auch nicht!“

„Welche hervorragende Stelle haben Sie denn bekleidet?“

„Ich habe die Ehre gehabt, Kammerdiener Sr. Majestät zu sein!“

„Ah — das ist sehr ehrenwerth, Herr Graf!“

Dann klingelte er seinem Diener und sagte zu ihm: „Troschka! Ich wiederhole Dir alle Tage, das Trinken und Stehlen zu lassen, aber Du willst mich nicht hören. Nun sieh Dir den Herrn an, er war Kammerdiener wie Du, aber da er nie trunken noch diebisch war, ist er heute Groß-Stallmeister Seiner Majestät und Graf. Gib Dir Mühe, seinem Beispiele nachzufolgen.“

Die junge Generation der vornehmen Welt Rußlands ist in Grundsätzen und auf eine Weise aufgewachsen, die den der alten diametral entgegengesetzt sind. Bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau hat sich dieser heutige russische Adel in seiner vollen Pracht gezeigt und besonders auf der von ihm veranstalteten Ball-Festlichkeit einen

Reichthum zur Schau getragen, der nicht leicht zu beschreiben ist. Aber die Reihe von glänzenden Persönlichkeiten, welche uns bei diesen Feierlichkeiten oft genannt worden ist, enthält so viele für die Leser unbekannte Namen, daß Mancher bald auf die Idee hätte kommen können, weiter nichts als Namen zu hören. Mit geringen Ausnahmen sind die Träger derselben in Europa unbekannt, und die Staatsmänner und Krieger unter ihnen sind zu zählen, obgleich die Adelsfamilien sehr zahlreich sind. Die Gründe für diese Erscheinung sind mannigfacher Art, aber sie hier auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Hat doch selbst der Fürst Peter Dolgoruky, welcher eine Notice sur les Principales familles de la Russie herausgab, große Anstrengungen machen müssen, um wenigstens bei der Mehrzahl der in seinem etwa 150 Seiten umfassenden Adelsbüchlein aufgeführten Geschlechter rühmenswerthe Männer aufzufinden.

Die Miasmen des Petersburger high life haben auf diese junge Welt schon von frühester Jugend an, also von der Zeit, in der die Eindrücke am lebhaftesten sind und am längsten haften, ihren verderblichen Einfluß auszuüben begonnen. Ihr geistiges Leben wird von den jämmerlichsten, nichtigsten Dingen: von Eitelkeit, Sucht zu glänzen, Hochmuth, Neid, kleinlichen Intriguen, barocken Manien und dergleichen mehr ausgefüllt. Viele von ihnen verweichlichen auch durch übermäßige sinnliche Genüsse und vernichten so jede Jugendfrische, alles Urwüchsige in sich. Ist nun solch ein vornehmer junger Russe endlich dahin

gelangt, ein ausgemergelter, blasirter Schwächling zu sein, so erwachen in ihm in den dreißiger Jahren gewöhnlich die Einflüsse der Ehrsucht und des Hochmuths. Aus diesen, oder in Ermangelung von Besserem, aus Langeweile, beginnt er ernsthafter an seine Carrière zu denken, an eine reiche vornehme Partie und an eine Stellung bei Hofe. Und in der That, nach und nach, ganz von selbst, ohne sein Zuthun und Verdienst, einzig und allein durch seine hohe Geburt und Verwandtschaft gelangt er zu Aemtern, Ehren und Würden und erhält einen Einfluß, den er seiner Natur gemäß ausnutzt.

Nachdem wir so die hervorstehenden Typen des russischen Adels vorgeführt haben, wollen wir noch einen Rückblick auf seine Geschichte werfen.

Im Jahre 1612 hatte der große Rath des Reiches, welcher sich aus der Duma der Bojaren und der Duma der Gemeinden zusammensetzte, einen Zaren zu wählen. Als den Michael Romanow die Wahl getroffen hatte, wurde diesem vom Reichsrathe eine Verfassung auferlegt und vom neuen Zaren beschworen, welche das Steuerbewilligungsrecht, das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, die Macht über Leben und Tod von dem Votum der beiden Kammern abhängig machte. Bis Peter I. trugen alle Ukase an ihrer Spitze diese Formel: „Der Zar hat befohlen und die Bojaren haben entschieden.“ Peter I., welcher kein Freund von constitutionellen Formen war, schaffte die beiden Kammern ab, und seitdem hat kein russisches Buch gewagt, diese Thatsache auch nur zu

erwähnen; aber die Archive des Reichs bergen noch die officiellen Actenstücke.

Seit dem Gesetz vom 12. Januar 1682 haben sämmtliche russische Edelleute gleiche Rechte, aber das in der heraldischen Abtheilung des Senats befindliche Wappenbuch des russischen Adels kennt fünf Kategorien: Fürsten, Grafen, Barone, Edelleute ohne Titel, deren Adel noch vor der Zeit Peters I. anerkannt war, und Edelleute ohne Titel, welche seit Peter I. geadelt worden sind.

Der Kern des hohen russischen Adels setzt sich aus den Fürstenhäusern zusammen, welche in directer männlicher Linie von Rurik, dem ersten Fürsten Rußlands, und Gedimin, dem Großherzog von Litthauen, welcher die unter dem Namen der Jagellonen bekannte Dynastie gründete, abstammen. Der Waräger Rurik regierte vom Jahre 862 bis 879. Sein Urenkel, der heilige Wladimir, welcher als solcher auch von der katholischen Kirche verehrt wird, bekehrte ganz Rußland, beging aber den Fehler, das Reich unter 12 Erben zu vertheilen. Das Princip der Erbtheilung wurde für Rußland verhängnißvoll. Die kleinen Fürsten konnten dem Einfall der Mongolen ebenso wenig wie später der Polen widerstehen. Die Tartaren ließen jedoch den Fürsten, welche in Moskau herrschten, noch einen Schatten von Gewalt, welchen diese benutzten, um sich auf Kosten ihrer Agnaten zu bereichern. Bei dem Sturz der mongolischen Herrschaft gewannen diese Fürsten am meisten, und nur die Krim wahrte noch bis gegen

das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ihre Selbstständigkeit.

Natürlich sank in dem Maße, wie der in Moskau regierende Zweig des Hauses Rurik an Macht und Ansehen gewann, der Glanz der andern. Die Moskauer Großfürsten wendeten außerdem ziemlich unskrupulös alle in ihrer Macht liegenden Mittel an, diese Fürsten unter das Niveau des Moskauer Adels herabzudrücken. Iwan III. suchte dies auf folgende Weise zu erreichen. Unter seiner Regierung wurde eine Adelsmatrikel geschaffen, in der neben den alten apanagirten Häusern die Bojarenfamilien von Moskau, die Romanow, Schérémételeff, Saltykoff, Pléstschéjéff, Buturlin, Saburoff, Samarin, Kalytscheff u. s. w. Platz fanden. Aber ein zweiter Schlag war noch härter; er bestand in der Verordnung, welche den Rang von den Hofwürden oder der Stellung in der Armee, welche der Vater, Großvater und die Vorfahren jeder Person eingenommen hatten, abhängig machte. Dieses Gesetz war bis zum Jahre 1682 in Kraft, verlieh den Bojaren gewissermaßen eine thatsächliche erbliche Würde und vollendete die Fusion derselben mit den prinzlichen Häusern. Im Jahre 1682 wurde durch Gesetz die politische Gleichheit des Adels eingeführt und zum letzten Male das alte Adelsbuch copirt, das dann, in rothen Sammet eingebunden, den Beinamen das „sammtne“ erhielt (barhatnaia kniga). Keine der neuen Bojaren-Familien wurde zugelassen, sogar die Naryschkins, welche damals

mit dem Zaren verwandt wurden, boten ihren Einfluß vergebens auf.

Der Titel Fürst wurde bis auf Peter den Großen nur von den früher souveränen Geschlechtern geführt. Aber Peter der Große schuf bald Fürsten, Grafen und Barone, welch' letztere bis dahin völlig unbekannt in Rußland gewesen waren, und ließ durch ein Gesetz bestimmen, daß der erbliche Adel allen denen, welche in der Hierarchie einen gewissen Rang bekleiden, sowie allen Officieren von Rechtswegen zustehe. Jeder Soldat kann seit der Zeit noch den Adel für sich und seine Nachkommen fordern, und hat der russische Adel deshalb viel von seiner Exclusivität eingebüßt, welches auch sowohl in seiner Organisation, als auch in seinen liberalen Anschauungen zu Tage tritt.

Die polnischen und litthauischen Fürstenhäuser sind jetzt sehr zusammengeschmolzen. Die bedeutendsten sind die Czartoryski, Lubomirski, Oginski, Radziwill, Sapiéha, Schouiski, Lubecki und einige andere.

Es gibt dann in Rußland noch einige fremde Fürstenhäuser, welche den Fürstentitel, aber nicht den russischen, führen. Es sind dies die Fürsten Cantacuzène, die Fürsten von Daghestan und die Fürsten Girey, welche noch bis vor nicht allzu langer Zeit Mohamedaner waren, Dundukoff-Korsakoff, Eristoff, Krusinsky, die beiden letzten Georgien und die Fürsten von Sayn-Wittgenstein, ein Zweig des Hauses Nassau. Der Adel dieser Familien steht dem der anderen fürstlichen Häuser nicht nach, die Familie Eristoff aber hat einen sehr unwürdigen Sprossen hervor-

gebracht, der vor einiger Zeit auch in Berlin Gastrollen in der Hochstapelei gab. Wir meinen den Prinzen Georg Cristoff, der nach seiner Verurtheilung begnadigt und ausgewiesen wurde. Er sitzt gegenwärtig in einem Gefängnisse in London, wo er ebenfalls bereits einmal eine Verurtheilung wegen Betrugs erfahren hat. Er ist angeklagt, in Frankreich, das seine Auslieferung verlangt, sich unter falschen Vorspiegelungen Geld und Waaren verschafft zu haben. In seinen Taschen fand der Gefängnißinspector 4 Pence, mehrere Briefe, sieben Pfandscheine, eine leere Börse und einen Paß auf den Namen Prinz Georg Cristoff. Der Prinz bestreitet seine Schuld; es ist ihm aber angekündigt worden, daß er vorläufig so lange im Gefängnisse zu bleiben hat, bis die Angelegenheit weiter aufgeklärt ist.

Es gibt außerdem in der russischen Gesellschaft noch eine ganze Anzahl von georgischen, armenischen und tartarischen Pseudo-Fürsten, die sich ihres Titels ungestraft erfreuen. Aus einer dieser Fürstenfamilien stammt auch Prinz von Lusignan, der Erbe der armenischen Königskrone, der jüngst in Mailand in aller Stille und nur auf den allerengsten Familienkreis beschränkt, seine Hochzeit feierte. Der Vater des Prinzen, der von Rußland eine glänzende Pension bezog, führte in Mailand stets ein großes Haus. Nach dem Tode des Zaren Alexander II. hörte jedoch diese Pension auf und der Prinz starb bald nachher in größter Armuth. Sein Sohn fungirt einstweilen als — Marqueur in einem Mailänder Kaffeehause,

während dessen Braut bisher Köchin in einer dortigen Restauration war. Bei der Hochzeit war kein europäischer Hof vertreten.

* * *

Die Elite des russischen Adels vereinigte sich letzthin in Franzensbad, wo die Trauung der Tochter des Ministers für die Auswärtigen Angelegenheiten Herrn von Giers, Olga, mit Herrn von Rosetti in der russischen Capelle im „Hotel Gisela" stattfand. Die gesammte Familie Giers hat daran theilgenommen. Der Zar schickte ein huldvolles eigenhändiges Gratulationsschreiben, Fürst Bismarck eine Glückwunschdepesche von 150 Worten und ein Bouquet für die Braut. Nach der Trauung durch Propst Labinski, bei welcher der Weimarer Capellensängerchor sang, fand in Kopp's Hotel „Königsvilla" ein Diner von 40 Gedecken statt. Unter den geladenen Gästen waren Baron Korff, Flügeladjutant des Zaren, die Familie Cusa, Fürst Urusow, Prinz Katussew, Fürst Dolgoruky, Fürstin Soltikow, Gräfin Stenbock-Fermor geb. Dolgoruky, Fürst und Fürstin Seremetew née Skobelew, Schwester des famosen Generals als Brautmutter, deren dreijähriges Söhnchen während der Kirchenfahrt ein Heiligenbild in Händen hielt, Prinzessin Galicin u. s. w. Unmittelbar nach der Trauung vor dem Diner fand nach russischer Sitte die Gratulationscour im Hotel „Königsvilla" mit Champagner statt. Minister Giers verehrte dem Hotelier Kopp einen kostbaren Becher russischer Arbeit von Sasikov; aus diesem

Becher hatte Herr von Giers dem Fürsten Bismarck zugetrunken.

Dabei fällt mir eine andere russische Hochzeit im Auslande ein, bei der auch der Champagner floß, und ich sogar die recht anstrengende Ehre genoß, während der Trauung und bei den Umgängen um den Altar als Brautführer die goldene Krone über dem anmuthigen Haupte der Braut zu halten. Solch 'ne Russenhochzeit hat ihre eigenthümlichen Reize! Besonders wenn, wie dies in diplomatischen Kreisen der Fall ist, die starren Formen der orthodoxen griechischen Kirche mit einer Versammlung contrastiren, deren internationaler moderner Charakter auf jedem Gesicht zu lesen ist. Ein himmellanger Amerikaner, Sekretär der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Constantinopel, kam bei dem Trauact in der Capelle der russischen Botschaft zu Berlin zu Seiten des Erzpriesters von Seredinski, der die heilige Handlung vornahm, zu stehen. Sein ungezwungenes Benehmen, seine sichtliche Unruhe, mit der er das Ende der Ceremonie erwartete, sein schlichter schwarzer Gesellschaftsanzug — alles Gegensätze zum feierlichen Ernst des ordengeschmückten, in sein priesterliches Gewand gekleideten Popen, der das mit Edelsteinen besetzte kostbare Kreuz seiner Kirche auf der Brust trug. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß neben dem langen Amerikaner ein kleiner, dämonisch dreinschauender Japaner stand, neben diesem aber ein nervös beweglicher Italiener mit feurigem Auge, scharfem Profil und fein geschnittenem Mund, daß endlich die Dame, die man mit

griechisch-katholischem Ritus in den Stand der Ehe hinüberführte, ein deutsches Edelfräulein war — so wird Jeder gern glauben, daß hier Einer, der sein Vergnügen daran hat, interessante Menschen zu beobachten, sich was zu Gute thun konnte.

Aber im Auslande hat doch Alles seine „gewiesenen Wege“ und russischem Uebermuth, ja russischer Tollheit sind Grenzen gesteckt. Ganz anders da drinnen im Lande des „weißen“ Zaren!

Eine Tochter aus dem Hause Demidow sollte Hochzeit machen mit einem vornehmen Adligen. Der Tag der Hochzeit war festgesetzt — es war zu Kaiser Nicolaus Zeiten — da traf beim Bräutigam ein Brief des alten Vater Demidow ein, worin dieser schreibt, er könne in Person bei der Hochzeit nicht erscheinen, er werde aber einen Stellvertreter schicken, und wünsche, daß diesem alle Ehren, welche dem Vater der Braut zukämen, erwiesen würden. Richtig fuhr denn auch zur festgesetzten Stunde der Stellvertreter in prächtigem Wagen mit reich gallonirten Kutscher und Lakaien vor. Als aber der Kutschenschlag geöffnet wurde, lag im Wagen — ein todtes Schwein. Das Thier war aber ganz und gar mit Goldstücken und Edelsteinen gefüllt und präsentirte sich so als das fürstliche Hochzeitsgeschenk des reichen Demidow.

Ein anderer zarter Scherz dieses Fürsten! Demidow hatte ein Gut gekauft und ließ dessen Verwalter zu sich kommen, um das Nöthige mit ihm zu besprechen. Nach der Unterredung lud er ihn zu Tisch ein, machte ihn

sinnlos betrunken, legte ihn in einen Sarg und schickte ihn auf einem Leichenwagen an die Angehörigen, die er vorher von dem Tode des Vaters benachrichtigen ließ. Jammernd empfingen Frau und Kinder den Verstorbenen und öffneten den Sargdeckel. Wie erschraken sie aber, als der vermeintliche Todte sie mit stieren, jedoch lebenden Augen, halberwacht und sehr verblüfft, ansah. Etwas half ihnen über den Schreck hinweg, daß der Sarg ganz mit Goldstücken gefüllt war. Mit dieser echt russischen zarten Aufmerksamkeit wollen wir Abschied nehmen von der russischen Gesellschaft, damit unsere Leser nicht die Empfindung überkommt:

„Etwas zu viel davon.“

IV.

Bei dem neunzigjährigen Kaiser.

Kaum ist ein Vierteljahr verflossen, seit das Buch „Am Hofe des Kaisers" erschienen ist, das sich zur Aufgabe gestellt hatte, das Leben und Treiben am Berliner Hofe zu schildern, und schon haben sich eine solche Fülle von interessanten Begebenheiten am deutschen Hofe zugetragen, daß es der Rahmen dieses Buches, in welchem der Hof des deutschen Kaisers nur als einer unter den vielen europäischen Höfen Berücksichtigung finden kann, nicht erlaubt, eingehender das Erzählenswerthe zu berichten.

Wir wollen deshalb nur eine kurze Chronik geben, die gewissermaßen als eine Fortsetzung obengenannten Buches zu betrachten ist.

Die wichtigste und erfreulichste Nachricht, welche wir bringen können, ist in dem Briefe des Generalarzt Dr. Lauer, des Leibarztes der Majestät, enthalten, in dem derselbe sich über den Gesundheitszustand des greisen Monarchen ausspricht, und worin er erklärt, daß alle Geisteskräfte des Kaisers ausgezeichnet functioniren, kleine Unpäßlichkeiten, wie sie von hohem Alter unzertrennlich seien, keine wesentliche Bedeutung haben und zur Zeit keinerlei Besorgniß rechtfertigen, und daß der Gesund-

heitszustand des Kaisers die Hoffnung rechtfertigt, er werde sich noch eine Reihe von Jahren des Lebens und der Thätigkeit erfreuen.

Begleiten wir nun zuerst den Kaiser auf seinen Badereisen! Wie seit vielen Jahren war das erste Ziel der greisen Majestät das heilkräftige Ems

..... wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt,
Der Greise wieder jüngt.

Der Umstand, daß Kaiser Wilhelm es unterließ, dem König Christian von Dänemark, der ihn dort in Ems besuchte, daselbst einen Gegenbesuch zu machen, hat zu mannigfachen Mißdeutungen Veranlassung gegeben.

König Christian von Dänemark nahm nämlich auf seiner Durchreise einen kurzen Aufenthalt in Ems, um die Gelegenheit zu haben, den greisen Kaiser zu begrüßen. Während des Besuches, der das Gepräge der größten Herzlichkeit trug, theilte König Christian dem Kaiser mit, daß er seine Reise sofort fortzusetzen beabsichtige, und daß er deshalb auf keinen Gegenbesuch von Seiten des Kaisers rechne. König Christian that dies, um dem greisen Herrn die Beschwerden eines Gegenbesuchs zu ersparen, und Kaiser Wilhelm hat diese delicate Aufmerksamkeit des Königs wohl verstanden. Unmittelbar nach seiner Heimkehr nach Kopenhagen empfing nun der König einen vier Seiten langen Brief des Kaisers, der in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßt war, und in welchem der Kaiser unter Anderem sich dahin äußerte, „ich hätte doch den Besuch Eurer Majestät

erwidern sollen.“ Der Brief ist vom Kaiser eigenhändig in der schönsten und erstaunend festen Handschrift geschrieben.

Von Ems aus begab sich Kaiser Wilhelm nach Gastein, begleitet vom Prinzen Wilhelm, dem Fürsten und der Fürstin Bismarck. Er traf dort mit Kaiser Franz Joseph zusammen und wurde von diesem und dem österreichischen Volke in altgewohnter herzlicher Weise begrüßt. Diese freundschaftliche Stimmung fand ihren Ausdruck auch in den Worten eines leitenden Wiener Blattes, das am Tag der Ankunft des Kaisers in Gastein schrieb: „Die Blicke der ganzen Welt sind heute auf Gastein gerichtet, woselbst unser erlauchtes Kaiserpaar, das ehrwürdige Oberhaupt des deutschen Reiches und dessen erstgeborener Enkel weilen, um durch innigen persönlichen Verkehr die zwischen den beiderseitigen Regentenhäusern und deren Völkern bestehenden Bande der Freundschaft aufs Neue zu befestigen. Die öffentliche Meinung erblickt in diesen regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften mit Recht eine bedeutsame Gewähr des Weltfriedens und begrüßt dieselben deshalb mit stetig steigender Sympathie.“

Zum dritten Male nach dem großen Kriege besuchte dann Kaiser Wilhelm das Reichsland Elsaß; Lothringen ebenfalls wiederzusehen, mußte der Kaiser, überangestrengt von den Straßburger Festlichkeiten, aufgeben. Das Heer der Beamten und Diener des kaiserlichen Hofes, die Armee, welche Graf Perponcher commandirt, wurde mobil gemacht und setzte sich von Berlin aus in Bewegung, um die Kaiserreise äußerlich glanzvoll zu gestalten. Straßburg

aber, dem zuerst der Besuch des Kaisers galt, legte sein festlichstes Gewand an.

Der König von Sachsen, die Großherzöge von Baden und von Hessen, Prinz Leopold von Preußen, Prinz Carl von Schweden und Feldmarschall Moltke hatten sich bereits in Straßburg zum Empfang des Kaisers eingefunden, der denn auch am 10. September mit der Kaiserin bei bestem Wohlsein dort eintraf.

Die Bevölkerung begrüßte die höchsten Herrschaften in einer Weise, wie sie wärmer und enthusiastischer in keiner anderen deutschen Stadt hätte gedacht werden können: rückhaltlos gab sich das Volk der Freude hin, das Kaiserpaar in seiner Mitte zu haben.

Durch den Mund des Kronprinzen beeilte sich der Kaiser, der Bevölkerung kund zu thun, welch' innige Freude ihm die deutsch-patriotische Haltung der Elsässer gemacht habe. Beim Galadiner am 12. September nämlich brachte der Kronprinz folgenden Toast aus: „Im Namen Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin spreche Ich den hier versammelten Vertretern dieser Lande die Freude aus, welche Allerhöchstdieselben empfinden, wieder unter Ihnen zu weilen. Gleichzeitig aber habe Ich der hohen Genugthuung Ihrer Majestäten über den herzlichen Empfang, der Ihnen hier in diesen Tagen bereitet ward, Ausdruck zu geben. Möge immer mehr und mehr in den Reichslanden die Erkenntniß sich befestigen, daß des Kaisers und Seiner Regierung unablässiges Streben auf das Glück, das Blühen und Gedeihen dieser schönen Provinzen gerichtet

ist, dann wird es wohl um dieselben stehen. Ich erhebe Mein Glas und leere dasselbe auf das Wohl von Elsaß-Lothringen und der Stadt Straßburg."

Die Festlichkeiten, die Paraden und Manöver des 15. Armeecorps, welchen letzteren der Kaiser in Person allerdings nicht beiwohnen konnte, nahmen einen glänzenden, allseitig vollbefriedigenden Verlauf. Die Schilderungen des Glanzes dieser Tage sind aber unseren Lesern noch frisch im Gedächtniß, wir wollen deshalb nur einiger rührenden Aufmerksamkeiten gedenken, die dem Kaiser erwiesen wurden und die eindringlich Zeugniß davon geben, wie man Alles aufbot, den hohen Gästen Freude zu bereiten, wie man in den Reichslanden mit den Herzen dabei war. So überreichte der Bürgermeister von Metz dem deutschen Kaiser zwei Originalbriefe des Kaisers Carl V., die letzten Briefe, welche ein früherer deutscher Kaiser an die Stadt Metz gerichtet hat.

Mit sichtlichem Interesse nahm der Kaiser diese historisch denkwürdigen Urkunden in Augenschein und dankte huldvollst für die ihm dargebrachte Gabe.

Auch die kleine oberelsässische Stadt Rappoltsweiler glaubte ein besonderes Anrecht auf die Anwesenheit ihres Kaisers zu haben. Der Gemeinderath dieser Stadt lud den Kaiser nämlich ein, bei Gelegenheit seiner Fahrt nach Kolmar auch der Stadt Rappoltsweiler einen Besuch abzustatten, denn in ihren Mauern habe die Urgroßmutter des Kaiserpaares, die Prinzessin Louise, Pfalzgräfin von

Birkenfeld, residirt. Auch seien ja die letzten Rappoltsteiner Verwandte der Hohenzollern gewesen.

Der Kaiser konnte dem Wunsch der guten Rappoltsweiler Bürger nicht willfahren — er konnte, seines Befindens wegen, nicht nach Kolmar und so auch nicht nach Rappoltsweiler kommen. —

Nachdem der Kaiser dann noch einige Wochen in Baden-Baden an der Seite seiner erlauchten Gemahlin der Erholung gewidmet hatte, rüstete er zum Aufbruch nach Berlin. Beim Abschied von Baden-Baden sagte er zu dem dortigen Oberbürgermeister ungefähr folgende Worte: „Ob ich nun noch einmal kommen werde, das steht in Gottes Hand. Bei meinem hohen Alter treten die Mahnungen von allen Seiten immer öfter an mich heran. Ich bin stets erfreut über die Freundlichkeiten, welche mir und der Kaiserin jeweils und auch jetzt wieder von der Stadt durch die Veranstaltung von Festlichkeiten und in anderer Weise erzeigt wurden. Sagen Sie der Bürgerschaft nochmals meinen Dank dafür. Ich würde mich freuen, wieder kommen zu können, und sage deshalb auf Wiedersehen — vielleicht!"

Mit dem Morgenzuge 8 Uhr 35 M. sollte der Kaiser am 21. October, von Baden-Baden kommend, in Berlin eintreffen. Eine erwartungsvolle Menge bildete an der Ausfahrtseite des Potsdamer Bahnhofes schon von acht Uhr an Spalier, um den geliebten Monarchen, den Herrscher, der, Nestor gleich, drei Menschenalter sah, nach monatelanger Abwesenheit bei seiner Ankunft in der

Kaiserstadt zu begrüßen. Jetzt sprengte der Oberst der Berliner Schutzmannschaft von Herquet in großer Uniform, gefolgt von berittenen Schutzleuten, an, stieg vom Pferd und begab sich auf den Perron. Nunmehr begann die Auffahrt der zum Empfang designirten Hofstaaten: der Oberstallmeister von Rauch, die Brust mit Ordenssternen besäet, Graf Lehndorff, der Generaladjutant Sr. Majestät, mit seiner jungen Gemahlin, Generaladjutant General der Cavallerie Graf v. d. Goltz, der trotz seiner schneeweißen Haare einen frischen, lebensvollen Eindruck macht, der elegante Oberstceremonienmeister Graf Perponcher und andere hohe Würdenträger.

Jetzt fuhren die zum Abholen bestimmten Hofequipagen an. Für die Majestät ein geschlossener und ein offener Wagen, um dem Monarchen die Wahl frei zu lassen. Eine kaiserliche Hofkalesche mit blauem Anstrich für den Prinzen Leopold, der dem Kaiser entgegengefahren war.

Auf die Minute lief der Zug in die Bahnhofshalle ein, dreifaches Hoch ertönte, ein Leibjäger winkte zur Enttäuschung des Publicums den geschlossenen Wagen heran, die Hoffnung der harrenden Menge, den Kaiser recht genau sehen zu können, stimmte sich merklich herab.

Da eilt der Oberstallmeister vor und winkt den offenen Wagen heran, indem er den bereits vorgefahrenen dem sommerlicheren Gespann Platz machen heischt. Eine freudige Bewegung im Publicum: der Kaiser tritt soeben aus der Flügelthür des Bahnhofgebäudes, zu seiner Seite der russische Militärbevollmächtigte in großer Uniform.

Der Kaiser steigt, ohne die Hilfe des Adjutanten in Anspruch nehmen zu brauchen, in die offene Kalesche, den grauen Feldherrnmantel umgeschlagen. Die durchfahrene Nacht hat den alten, hohen Herrn sichtlich ermüdet, doch dankt er freundlich für den jubelnden Empfang, den ihm die dichtgedrängten Schaaren der Berliner bereiten. Den zweiten Wagen besteigt Prinz Leopold und nun folgt Wagen auf Wagen, die den Hofstaat aufgenommen haben.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Berlin empfing der Kaiser in feierlicher Audienz den neuen französischen Botschafter, Herrn Herbette, welcher unter dem üblichen Ceremoniell sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Den französischen Rachepolitikern durchkreuzt dieser Act einen Theil ihres Concepts, denn in ihrer Presse werden die Lebenstage des deutschen Kaisers jetzt tagtäglich als gezählt dargestellt; so brachte die „France" in einem ihrer ständigen Lügentelegramme aus Berlin die Nachricht, das Mons. Herbette auf die Audienz beim Kaiser warte, indeß bei dem hoffnungslosen Zustande desselben wohl noch lange vergebens warten werde.

Welche unschätzbare Gewähr für den europäischen Frieden gerade die Persönlichkeit des betagten Monarchen bietet, geht übrigens auch aus einem Brief hervor, den ein russischer Diplomat unlängst noch schrieb. Es heißt da: „So lange Kaiser Wilhelm lebt, hält Rußland still; später werden alle Beziehungen der europäischen Staaten sich ändern, die Orientfrage wird in Wien entschieden werden, über Wien führt der Weg Rußlands nach Constantinopel."

Neu und überraschend wird die Mittheilung des russischen Diplomaten allerdings nur für Wenige sein. Wer den Auffassungen gewisser politischer und militärischer Kreise bei uns nicht fern steht, weiß seit Jahren schon, daß auf die deutsch-russische Freundschaft, die man in Rußland nur als ein lastendes Vermächtniß Kaiser Alexander's II., des treuesten Freundes Kaiser Wilhelm's, betrachtet, über einen gewissen Zeitpunkt hinaus, dessen Eintritt man auch außerhalb Deutschlands mit Bangen entgegensieht, sehr wenig Hoffnungen gesetzt werden, ja, daß man überzeugt ist, in Petersburg sei dieser Termin für den Beginn der slavischen Action bereits fest und unwiderruflich vorherbestimmt.

Der neue französische Botschafter, Herr Herbette, ist der vertrauteste Mitarbeiter des französischen Ministerpräsidenten Freycinet, und legt man seiner Mission eine friedliche Bedeutung bei. Jules Herbette bekleidete im französischen auswärtigen Amte den Posten des „directeur du cabinet et directeur du personel“, er hat den Rang und trägt den Titel eines bevollmächtigten Ministers erster Classe, auch ist ihm die Würde eines Staatsrathes verliehen. Allgemein wird dem neuen Botschafter eine ungewöhnliche Arbeitskraft zuerkannt; auch habe ich stets gehört, daß er „angenehme Formen“ habe, und daß die hier beglaubigten fremden Diplomaten gerne mit ihm geschäftlich verkehren. Der Nachfolger des Baron de Courcel ist verheirathet; Madame Jules Herbette gilt mit Recht

als eine der liebenswürdigsten und elegantesten Damen der hiesigen officiellen Gesellschaft. —

Bei der 59. Naturforscher-Versammlung, die im September in Berlin tagte und die Celebritäten der Naturwissenschaften und der Medicin aus allen Erdtheilen nach Berlin geführt hatte, war der deutsche Kaiserhof nicht vertreten. Der Kaiser weilte in Straßburg, der Kronprinz in Metz, später in Genua, und keiner der beiden hohen Herren konnte so der Eröffnungsfeier der hochgelehrten Gesellschaft beiwohnen. Aber der Kaiser ließ seine Huld durch ein Kunstgeschenk erkennen, das er den in Berlin versammelten Naturforschern machte, indem er ihnen achthundert Billets zur Aufführung der Walküre im Opernhause zur Verfügung stellte. Die deutsche Kaiserin aber richtete folgendes Handschreiben an die Versammlung.

„Die Eingabe der Geschäftsführer der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte und das derselben beigefügte Programm habe Ich mit aufrichtigem Dank entgegengenommen. Da Ich leider nicht in der Lage bin, der Einladung zu einer der Sitzungen zu folgen, so kann Ich Mein hohes Interesse an den Verhandlungen nur durch den Ausdruck der warmen Theilnahme bekunden, welche Ich für eine so ansehnliche Vereinigung hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft in der Reichshauptstadt empfinde, indem Ich lebhaft wünsche, daß der Meinungsaustausch über wichtige Fragen der Heilkunde weiteren Kreisen zum dauernden Vortheil gereichen, und der ganze Verlauf einen neuen, ehrenvollen Erfolg deutscher

Geistesarbeit bezeichnen möge, wozu die Namen der Theilnehmer die beste Aussicht gewähren.

Baden-Baden, den 10. September 1886.

Augusta."

Ihren Geburtstag feierte die Kaiserin wie seit Jahren an der Seite ihres hohen Gemahls im Kreise der Familie in dem ihr besonders ans Herz gewachsenen Baden-Baden. „Mit Genugthuung," schrieb die Kaiserin als Erwiderung auf das Glückwunschschreiben des Berliner Magistrats, „darf ich zu den freudigen Begebenheiten Meines zurückgelegten Lebensjahres die Huldigung zählen, welche im Reichslande Seiner Majestät dem Kaiser und König, Meinem Gemahl, entgegengebracht wurde und deren Eindruck im ganzen deutschen Vaterlande freudigen Widerhall gefunden hat. Dankbar blicke Ich auf jüngst vergangene Tage und mit Vertrauen auf Gottes gnädigen Schutz in eine friedliche Zukunft."

Da die Kaiserin eine besondere Freundin der Musik ist, so durfte diese Kunst bevorzugt den Geburtstag der hohen Frau verherrlichen helfen; ist sie doch selbst auf diesem Gebiete wiederholt mit eigenen Schöpfungen hervorgetreten. Außer einer Ouverture hat sie die Musik zum Ballet „Die Maskerade" und zahlreiche Märsche componirt, von denen einer als Armeemarsch No. 102 im Druck erschienen ist.

In Koblenz feierte am 18. October das 4. Garde-Grenadier-Regiment „Königin" in großartiger Weise das

25jährige Chef=Jubiläum der Kaiserin. Die Casernements des Regiments hatten hierzu ein festliches Gewand angelegt und prangten im Laub= und Fahnenschmuck. Auch die Stadt hatte zum Zeichen der guten Beziehungen zwischen ihr und dem Regiment prächtig geflaggt. In aller Frühe erschallten von der Karthaus ins Rheinthal hinab die feierlichen Klänge der Reveille, ausgeführt vom Musikkorps des Regiments. Um 10½ Uhr hielt der Regiments=Commandeur Oberst v. Schauroth auf dem Waffenplatz des Forts Alexander einen Regiments=Appell ab. Die Kaiserin, der es nicht vergönnt war, durch ihre Gegenwart die Feier erhöhen zu können, hatte einen Tagesbefehl erlassen, den der Regiments=Commandeur verlas und den das Regiment in Paradeaufstellung entgegennahm. Laut demselben schenkte die Kaiserin jedem Officier des Regiments einen prachtvoll verzierten Degen, der am Knopf das A. sowie die Zahlen 1861—1886 trägt. Darauf hielt der Oberst eine Ansprache, in der er hinwies auf die vielen Beweise der Gnade und Huld sowie auf das lebhafte Interesse, das die Kaiserin stets ihrem Regiment entgegengebracht, für das dieses nur danken könnte durch treue Pflichterfüllung, und schloß mit einem Hoch auf den erlauchten Chef, in welches das Regiment mit Begeisterung einstimmte. Nachdem darauf die Musik die Nationalhymne gespielt, folgte ein Parademarsch des Regiments, der den officiellen Theil des Festes beendete. Mittags fand großes Festessen statt, für die Officiere im Königin=Saale des Regimentshauses, für die Mannschaften in den festlich

geschmückten Exercierhallen des Casernements. Seinen Glanzpunkt fand jedoch das Fest am Abend in dem mit Draperien, Laubgewinden, Wappenschildern u. s. w. großartig ausgeschmückten Saale des Schützenhofes. Hier wurden zuerst die Bataillone nacheinander bewirthet. Darauf erschien ein Herold in mittelalterlicher Tracht, in der Hand eine Flagge mit dem deutschen Reichsadler und den Jahreszahlen 1861 bis 1886 tragend, auf der Bühne und sprach einen von Hauptmann v. Clöden gedichteten Prolog, der durch lebende Bilder illustrirt wurde. In diesem Prolog entwarf der Herold in schwungvoller Weise einen Ueberblick über die Geschichte des Regiments „Königin" von seiner Gründung bis zu unseren Tagen. —

Der Kronprinz verlebte seinen Geburtstag in Italien, und ließen es sich die angesehensten Blätter Roms nicht nehmen, dem deutschen Kronprinzen am 18. October in schmeichelhafter Fassung ihre Glückwünsche darzubringen. Die „Liberta" schrieb: „Heute vollendet der Kronprinz des deutschen Kaiserreichs sein 55. Lebensjahr. Wir sind seit langer Zeit daran gewöhnt, diesen ruhmreichen und doch so bescheiden auftretenden Prinzen als einen aufrichtigen, bewährten Freund zu betrachten. Wir können nicht vergessen, ihn bei feierlichen Gelegenheiten an der Seite unseres Königs gesehen zu haben, noch wie er beim Tode Victor Emanuel's als erster unter den Vertretern der Fürstenhäuser nach Rom eilte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm vereinigt mit der männlichen Tugend des unerschrockenen Soldaten die Eigenschaften eines Mannes von Geist und

Herz. Seine Gefühle sind die eines vollendeten Edelmannes; seine Bestrebungen sind ausschließlich erhabener Natur. Dieselbe Freundschaft, welche er für den König hegt, fühlt er auch für das italienische Volk, wurde er doch von demselben schon oft mit lebhaftem Beifall begrüßt. Dem wackern Soldaten, dem besten der Prinzen, dem uneigennützigen und treuen Freunde des Hauses Savoyen, dem treuen Freunde Italiens bringen wir unsere aufrichtigsten Glückwünsche dar!"

Seinen Aufenthalt hat der Kronprinz mit seiner Familie in Portofino gewählt und lebt dort so einfach als nur möglich; an jedem Morgen werden Ausflüge in die Umgegend gemacht, die um so ermüdender sind, als es an jedem Verkehrsmittel fehlt. Dabei unterhalten sich die Herrschaften aufs freundlichste mit der Fischerbevölkerung, die besonders die Kronprinzessin wegen ihrer zahlreichen Geldspenden ins Herz geschlossen hat. Die hohe Frau scheut es nicht, die Hütten der Armuth zu besuchen und überall die Noth zu lindern, soweit sie es vermag. Der übrige Theil des Tages wird mit Fischen, mit Seepartien und ländlichen Festen verbracht, die der Kronprinz der Bevölkerung gibt.

Man munkelt übrigens von einer geplanten Verlobung des Prinzen von Neapel (italienischen Kronprinzen) mit der Prinzessin Sophie, der am 14. Juni 1870 geborenen dritten Tochter des deutschen Kronprinzlichen Paares. Die Vermählung soll auf zwei Jahre hinausgeschoben werden, da der Prinz von Neapel am 11. November 1869 geboren,

jetzt nahezu 17 Jahr alt, für deutsche Begriffe also ein noch etwas sehr jugendlicher Heirathscandidat ist. Königin Victoria, Kaiser Wilhelm und Bismarck seien mit der Heirath sehr einverstanden; der königliche Prinz habe im strengsten Incognito die junge Prinzessin in einem kleinen Tiroler Orte gesehen. —

Hier möge ein Vorfall Erwähnung finden, der sich kürzlich im Hofstaate der Kronprinzessin ereignete. Unsere Kronprinzessin ließ vor einigen Tagen bei ihrem Lieferanten hundert Stück Visitkarten bestellen. Als diese geliefert wurden, zählte man sie nach und fand, daß es nur achtundneunzig waren. Sofort frugen Hofbedienstete bei dem Chef der Firma an, ob von den Visitkarten der Kronprinzessin zwei Stück weniger angefertigt worden oder auf welche Art das Fehlen derselben zu erklären sei? Die strengste Untersuchung wurde eingeleitet und in der diese Angelegenheit betreffenden Zuschrift des Secretariats der Kronprinzessin an den Chef der Firma heißt es: „Wollen Sie das Resultat Ihrer Nachforschungen sofort hierher berichten; wir sind sehr neugierig, es zu erfahren. Visitkarten Ihrer Kaiserlichen Hoheit sind Papiere von großem Werthe, durch deren Mißbrauch ungeheurer Schaden entstehen könnte.“ —

Am 1. October hat den Prinzen Heinrich ein Unglücksfall betroffen, der glücklicherweise noch gnädig ablief. Am genannten Tage begaben sich Prinz Heinrich von Preußen und Prinz Ludwig Wilhelm von Baden

nach dem Jagdschloß Kaltenbronn*), wo sie etwa drei Tage zu verweilen gedachten, und wohin sich auch der Großfürst Michael Sohn und Prinz Egon Ratibor am Sonnabend begeben sollten. Die Jagd wurde jedoch durch einen Unglücksfall unterbrochen, der die Herrschaften veranlaßte, das Unternehmen aufzugeben. Oberförster Müller, welcher den Prinzen Heinrich am Freitag Abend zum Pürschgang begleitete, wollte den bestätigten Hirsch durch Umgehung antreiben und kam dadurch in die Gefahr, in die Schußlinie zu gerathen, bei welchem Unternehmen er am Oberschenkel verwundet wurde. Den angestrengtesten Bemühungen des Prinzen Heinrich gelang es, den Oberförster Müller mit Hilfe von Jägern, Waldhütern und Waldarbeitern nach Kaltenbronn zu bringen, von wo der Verwundete am Sonnabend Vormittag, von den inzwischen eingetroffenen Aerzten begleitet, in einem Tragkorb nach Gernsbach in seine Wohnung gebracht wurde. Dort war inzwischen, vom Großherzog berufen, der Corps- und Generalarzt v. Beck eingetroffen, und der Verwundete ist nun von der sorgfältigsten Pflege umgeben. Prinz Heinrich begleitete den Oberförster Müller bis Reichenthal, von wo dann der Capitän und Flügeladjutant Freiherr v. Seckendorff die Begleitung nach Gernsbach übernahm. Prinz Heinrich, welcher den Verwundeten in der liebevollsten Weise bis zum Eintreffen der Aerzte pflegte, begab sich

---

*) Das Jagdhaus Kaltenbronn liegt am Hohlohberg zwischen Murg- und Enzthal, etwa 870 Meter ü. d. M.

nach Schloß Eberstein, wo er mit dem Großherzog und der Großherzogin zusammentraf und am Abend mit Prinz Ludwig Wilhelm nach Baden zurückkehrte. Der Großherzog begab sich von Schloß Eberstein zum Besuch des Oberförsters Müller nach Gernsbach und traf etwas später auf Schloß Baden ein.

Acht Tage später konnte jedoch das folgende beruhigende ärztliche Bulletin über das Befinden des Oberförsters Müller ausgegeben werden: „Die Verletzung besteht in einer Schußwunde des linken Oberschenkels, welche den Oberschenkelknochen durchbohrt hat, ohne größere Blutgefäße zu verletzen. Beim ersten Verband schon wurden die in der Wunde liegenden Knochensplitter entfernt, die Kugel hatte vollständig durchgeschlagen. Nach einem bisher völlig fieberfreien Verlauf bei gutem Allgemeinbefinden wurde am 6. Tage nach der Verletzung der Nothverband durch einen definitiven ersetzt, und jetzt am 8. Tage der Verletzung ist das Befinden des Patienten ein so ausgezeichnetes, daß mit Sicherheit auf eine normale Abheilung der Verletzung und völlige Wiederherstellung gerechnet werden darf. Eine Amputation ist nie in Frage gekommen.“ —

Prinz Friedrich Leopold, der Sohn des Prinzen Friedrich Karl, hat seine Universitätsstudien beendigt und tritt jetzt zum activen Dienste zunächst beim 1. Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam wieder ein. Das Abgangszeugniß der Universität für den Prinzen Friedrich Leopold bekundet zunächst, daß der Prinz wohl vorbereitet und mit einer sein Lebens-

alter überragenden geistigen Reife die Universität bezogen, ihr zwei Jahre hindurch angehört und während dessen mit solchem Ernste die Studien betrieben habe, daß sich an ihm die dem Hohenzollernhause eigene Ausdauer und dessen energisches Beharren bei der Verfolgung des gesteckten Zieles von neuem glänzend bewährt habe. Ausführlich mittheilenswerth erscheinen die Schlußworte des Zeugnisses: „Jam vero cum publicorum honorum cursus ab hac nostra universitate, cui adhuc decori fuit, eum ad maiora officia avocet, hoc sibi discedens persuadeat rogamus: eius biennii, quo inter nos commoratus est et aventi animo illa eruditionis praecepta imbibit, memoriam nobis laetam et caram omni tempore futuram. Veniet illud tempus, et ut veniat Deum precamur, quo iuvenis regius, quem universitatis nostrae alumnum vocare licuit, ad latus solii Regii stabit, ubi consilio et rebus gerendis domus suae et patriae saluti gloriaeque prospiciet. Tum universitati nostrae gloriari licebit, semina eius manu iacta pulcherrimos fructus tulisse. Eat igitur pede fausto Deo optimo maximo carus, quem enixe precibus nostris rogamus, ut eius incepta secundet et fortunet et ut augustissimam domum nostram Regiam, qua nihil in terris carius pectus nostrum novit, incolumem semper servet.“ (Bei seinem Scheiden von der Universität, der er zur Zierde gereichte und von der höhere Pflichten ihn jetzt abrufen, möge er die Ueberzeugung mit hinausnehmen ins Leben, daß wir seines Aufenthaltes in unserer Mitte und des Eifers, womit er sich der Wissenschaft befleißigt,

immerdar freudig und theilnahmvoll gedenken werden. Kommen wird die Zeit, und daß sie komme, darum bitten wir Gott, wo der königliche Jüngling, den wir unsern Zögling nennen dürfen, zur Seite des königlichen Thrones stehen wird, um mit Rath und That seines Hauses und des Vaterlandes Heil und Ruhm zu fördern. Dann wird unsere Universität sich rühmen dürfen, daß der Same, den ihre Hand ausgestreut, herrliche Früchte getragen. So gehe er hin, ein Liebling Gottes, den wir innig bitten, daß er sein Beginnen mit seinem Segen begleite, und daß er unser erhabenes königliches Haus, das uns so theuer ist wie nichts weiter auf Erden, immerdar unversehrt erhalte.) —

Nachdem wir so das Wissenswertheste der letzten Monate aus dem Leben der kaiserlichen Familie zusammengestellt haben, bleibt uns noch übrig zu sehen, was in dieser Zeit sich im Hofstaat zugetragen.

Da ist denn vor Allem des Todesfalles Erwähnung zu thun, der weit über die Hofkreise hinaus Mitempfinden hervorgerufen hat. Unsere Leser wissen, daß wir dabei an den Tod des Generalintendanten Botho von Hülsen denken.

Lassen wir hier einen ausgezeichneten Kenner der Berliner Theater- und Künstlerwelt, lassen wir Adolf Rosenberg über Hülsen's Verdienste zu Wort kommen. Wir entnehmen seiner trefflichen Charakteristik Hülsen's in der „Post" Folgendes:

„Wer die hohe, ritterliche Gestalt aufrechten Ganges

noch vor wenigen Wochen durch die Straßen Berlins schreiten sah, der wird die Nachricht, daß der Generalintendant der königlichen Schauspiele, der königliche Kammerherr Botho von Hülsen, heute früh verschieden ist, mit schmerzlicher Ueberraschung aufnehmen. Der schneidige, elegante Cavalier, über dessen Scheitel die Jahre spurlos dahingegangen zu sein schienen, hat der Natur seinen Zoll bezahlen müssen. Wir werden den imponirenden Mann, der souveräne Energie mit galanter Gewandtheit zu seltener Harmonie verband, nicht mehr sehen, wie er im Gewühl der Hof- und Subscriptionsbälle einherschreitet, die classische Verkörperung des ceremoniellen Hofdienstes; wir werden ihn nicht mehr sehen, wie er von seinen Logen im Opern- und Schauspielhause einer ersten Vorstellung folgt, weil er weiß, daß kein Rad in dem großen, von ihm geleiteten Organismus seine Functionen versagt; wir werden nicht mehr in dem „Commandanturbericht" lesen, daß Herr von Hülsen nach Hannover, Kassel oder Wiesbaden abgereist ist, um dort seinen Pflichten als oberste Aufsichtsbehörde zu genügen.

Durch seinen Tod wird ein Stück Berlin mit fortgerissen. Die principielle Opposition, welche sich sofort erhob, als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1851 den damals sechsunddreißigjährigen Gardelieutenant an die Spitze der königlichen Theater berief, und die erst seit dem, alle Verhältnisse umkehrenden Jahre 1870 allmälig ins Schweigen kam, hat der Popularität Hülsen's nichts geschadet. Er erkämpfte sie sich nach und nach und hielt sie

darum um so sicherer fest. Er war eine Art rocher de bronze in gutem Sinne. Er glaubte an sich selbst und an die guten Bestrebungen. Er wußte, daß er das Beste wollte, und er ließ sich durch keinerlei Angriffe in seinem Streben beirren.

Was sich seinen Gegnern als Mißgriff darstellte, war oft nur eine Folge seiner Doppelstellung als Hofbeamter und Theaterleiter. Das diplomatische Geschick, mit welchem er sich in dieser Doppelstellung fünfunddreißig Jahre lang zu behaupten wußte, steht einzig da. Durch strenge Pflichterfüllung hatte er sich das Vertrauen seines Königs und Herrn zu erwerben gewußt, und dieses Vertrauen war ihm der beste Schild gegen alle Angriffe, die er erdulden mußte, die er aber mit bewunderungswürdigem Gleichmuth ertrug. Er besaß die seltene Charaktereigenschaft, niemals Böses mit Bösem zu vergelten, und wo es sich darum handelte, seine Machtbefugnisse in den Dienst wohlthätiger Zwecke zu stellen, traten seine persönlichen Empfindungen zurück. Es gelang dem schneidigen Officier, dem kalten Hofbeamten, sich das Vertrauen der deutschen Theaterdirectoren und Schauspieler in vollem Maße zu erwerben. Beide Parteien wußten, daß ihre Interessen nicht in unparteiischere Hände gelegt werden konnten, als in diejenigen des Herrn von Hülsen. . . . . .

Noch keinem Bühnenleiter ist eine so umfassende und vielseitige Wirksamkeit beschieden gewesen. In jedem einzelnen dieser verschiedenen Verwaltungszweige würde dieser und jener Andere vielleicht mehr geleistet haben. Aber

es wird nur wenige Menschen geben, die genug Universalität des Geistes, Schärfe des Urtheils und Geschäftskenntniß besitzen, um so heterogene Stellungen ein Menschenalter hindurch mit Ehren auszufüllen......

Noch Eins soll ihm unvergessen bleiben. Daß der treue Diener seines Königs auch ein treuer Patriot war, ist selbstverständlich. Seine deutsche Gesinnung brachte er aber auch in seiner Theaterleitung mit zäher, durch nichts zu erschütternder Energie zum Ausdruck. Wenn auch die Wogen der Begeisterung für die französische Bühnenliteratur noch so hoch gingen, Herr von Hülsen, auch hier ein echter, edler rocher de bronze, blieb unentwegt bei seiner Meinung. Während das Hofburgtheater in Wien sich nicht gescheut hat, seine vornehme Bühne zum Tummelplatz seiner Halbweltstücke zu machen, hat Herr von Hülsen die Bühne des königlichen Schauspielhauses von solchen Flecken rein erhalten.

Wenn wir die Summe aus seinem langen Leben ziehen, erhalten wir das fleckenlose Bild eines Ehrenmannes, eines wackeren Patrioten, eines Beamten von musterhafter Diensttreue, der das Vertrauen seines erhabenen Herrn bis zum letzten Athemzuge gerechtfertigt hat und der das Bewußtsein mit sich ins Grab nehmen konnte, auch in seinen höchsten Zielen das Beste gewollt zu haben."

Wir haben Adolf Rosenberg's Nachruf hier citirt, da gerade er am besten durch seinen Beruf als Kunstkritiker im Stande ist, der schwierigen Lage, in der sich Hülsen

der leicht verletzbaren Künstlerwelt gegenüber befand, gerecht zu werden.

Ein seltsames Zusammentreffen wollte es, daß das Stück, mit welchem Herr von Hülsen sein Amt einleitete, Minna von Barnhelm, auch an seinem Todestage auf dem Repertoire des Schauspielhauses stand, wo es zu Ehren des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin in Scene gehen sollte. Auf besonderen Wunsch der letzteren jedoch blieben die königlichen Theater an jenem Tage, als am Todestage des Chefs sämmtlicher Hofbühnen, geschlossen.

Die Nachfolge des Herrn von Hülsen wurde nun in Berlin viel discutirt, die „Intendantenfrage" war als „brennende" an die Stelle der zu Tode gehetzten „Bulgarischen Frage" getreten.

Ein sehr schneidiger junger Kritiker schrieb: Der Generalintendant der königlichen preußischen Theater war es, welcher an der Spitze des deutschen Bühnenkartellvereins und als Beschützer der deutschen Bühnengenossenschaft in Theaterfragen allen Rechtsstreit schlichtete und die Schwachen vertheidigte. Diese Ehrenämter müssen auch dem neuen Intendanten zufallen; das fordern die Manen Hülsen's, das fordert die Bedeutung unserer Hauptstadt, das fordert die Machtstellung unseres Hofes.

Hof und Stadt aber fordern vom Nachfolger noch mehr. Der Generalintendant zählt zu den Ober-Hofchargen. Er versieht bei Hoffeierlichkeiten wichtige Aemter und muß hier das Ressort der Kunst mit Würde und Vornehmheit

repräsentiren. In all' diesen äußern Pflichten wird Herr von Hülsen schwer zu übertreffen sein, und, wie die Verhältnisse einmal liegen, kann der Ueberlieferung gemäß nur ein Standesgenosse, ein Sprößling aus dem alten Adel des Landes ihn ersetzen."

Die an höchster Stelle getroffene Wahl kam Allen unerwartet, man hatte ganz andere Namen in petto erwähnt. Hiermit sei jedoch nicht gesagt, der neuerwählte Graf Hochberg sei nicht zu den Berufenen zu zählen. Er ist ein begeisterter, und mehr als das, ein thätiger Musikfreund. Er ist der Gründer der schlesischen Musikfeste; wie die Magnaten alter Zeit unterhält er eine eigene Kapelle. Selbst Componist, ist er darin ein Anhänger der älteren Schule, ein Zögling von J. B. André und unserem Kiel. Unter den Pseudonymen J. H. Franz und B. Pelham hat er Lieder, eine Sinfonie und ein Streichquartett veröffentlicht, außerdem Opern: „Die Falkensteiner" und „Der Wehrwolf", der im vergangenen Jahrzehent in Hannover und in Dresden aufgeführt worden ist. Das sind die künstlerischen Titel des neuen General-Intendanten. Als Mitglied des hohen Adels, als ehemaliger preußischer Officier, wird Graf Bolko von Hochberg besonders gern als Inhaber eines hohen Hofamtes gesehen werden. Er ist der jüngere Bruder des Fürsten Pleß, 1843 geboren, Fideicommißbesitzer von Neuschloß (Kr. Militsch-Trachenberg), einer freien Minderstandesherrschaft, und Rohnstock (Kr. Bolkenhain), Herrenhausmitglied, Johanniterritter u. s. w. Seit 1869 ist er mit Eleonore Auguste zu

Schönaich-Carolath, einer Tochter des Prinzen Ferdinand, verheirathet.

Graf Hochberg hat dem Kaiser eine umfangreiche Denkschrift über gründliche Reformen der königlichen Bühnen unterbreitet, nach deren Durchsicht der Kaiser lächelnd bemerkt haben soll: „Da werden mir meine Theater im nächsten Jahre viel Geld kosten.“ Graf Hochberg hat nämlich die Generalintendantenwürde auf eigenen Wunsch erst auf die Dauer eines Jahres übernommen.

* * *

Unter Bismarck's „Leuten“, im Auswärtigen Amte, sind in den letzten Monaten wieder mehrere bemerkenswerthe Personalveränderungen vor sich gegangen. Zunächst wurde bekanntlich der Unterstaatssecretär Graf H. Bismarck zum Staatssecretär ernannt. Dabei hat der jetzige Staatssecretär jedoch seinen Rang als Wirkl. Geh. Leg.-Rath vorläufig noch beibehalten. Es ist ihm also, was sonst immer der Fall, bei seiner Ernennung zum Staatssecretär noch nicht die Würde eines Wirkl. Geh. Rathes mit dem Prädicate Excellenz verliehen worden. Aus der politischen Abtheilung des Auswärtigen Amts ist ferner das älteste Mitglied derselben Wirkl. Geh. Leg.-Rath Lothar Bucher ausgeschieden. Lothar Bucher gehört zu den gebildetsten, geistreichsten und arbeitsamsten Beamten, welche je der deutschen Bureaukratie angehört haben. Von ihm stammen zahlreiche Thronreden, diplomatische Noten, Zeitungsartikel,

welche die innersten Gedanken des leitenden Staatsmannes wiederspiegeln; jedenfalls hat in den letzten Jahrzehnten kein Mann in gleichem Grade das Vertrauen des Fürsten Bismarck und sein Ohr besessen wie Lothar Bucher. Ueber den Lebensgang des vielgewandten Mannes schreibt man von wohlunterrichteter Seite:

Von Hause aus nichts weniger als Regierungsmann, saß der Oberlandesgerichtsassessor Bucher aus Stolp in der preußischen Nationalversammlung vom Jahre 1848 auf den Bänken der Demokratie, und er war es, der in öffentlicher Rede die gegen das Ministerium Brandenburg gerichtete Denkschrift des Hauses der Staatsanwaltschaft empfahl, „auf daß sie ihre Schuldigkeit thue". Herr Bucher gehörte zu jenen Steuerverweigerern, welche mit Schultze-Delitzsch angeklagt und von einer Reihe Anwälten, unter ihnen von dem heutigen Geh. Justizrath Dorn in Leipzig und — Herrn Stieber, dem späteren Polizeidirector, vertheidigt wurden. Sämmtliche Angeklagte wurden freigesprochen, mit alleiniger Ausnahme von Lothar Bucher. Derselbe entzog sich der Abbüßung der langwierigen Freiheitsstrafe, indem er unmittelbar von der Anklagebank, noch vor Verkündigung des Urtheils, eine Reise nach England antrat. Mit scharfem, kritischem Blick, der mehr die Schattenseiten als das Licht des englischen Verfassungslebens erfaßte, schrieb Bucher von London aus seine fesselnden Briefe über den „Parlamentarismus, wie er ist" für die damals demokratische „Nat.-Ztg.". Dieselben sind auch in Buchform erschienen und enthalten unzweifelhaft

bereits die Keime zu den späteren Wandlungen des Flüchtlings. Bucher tritt hier als schneidiger Gegner des Liberalismus, des constitutionellen Systems, des Freihandels auf, aber freilich nicht zu Gunsten eines autokratischen Königthums, sondern einer stark socialistisch gefärbten Demokratie. Indessen, Bucher wurzelt mit seiner ganzen Bildung in vormärzlicher Zeit; er steht geistig jener junghegel'schen Schule nahe, welche sich der „absoluten Kritik" rühmte und in welcher die eigenthümlichsten Metamorphosen nicht zu den Seltenheiten gehören. Die „Neue Aera" brachte neues Leben unter die Exilirten. Lothar Bucher kam nach der Amnestie nach Berlin und bewarb sich um eine Rechtsanwaltstelle. Doch der Justizminister hatte kein Amt für den alten Demokraten. Mühselig erwarb sich Bucher durch schriftstellerische Arbeiten sein Brot. Er trat zuerst in das Wolff'sche Telegraphenbüreau ein, bis ihm der Ministerpräsident von Bismarck eine Hilfsarbeiterstelle verlieh. Das war in den ersten sechsziger Jahren, als Bucher noch in innigster Freundschaft mit Franz Ziegler und Ferdinand Lassalle lebte. Er galt noch immer als deren Gesinnungsgenosse, und erhielt auch zugleich mit ihnen die Aufforderung von dem Leipziger Arbeiterverein, ein Programm zur Lösung der socialen Frage zu entwerfen. Aus dieser Anregung ist dann die Socialdemokratie hervorgegangen, zu welcher Bucher noch lange Jahre nachher eine durchaus unklare Stellung einnahm. Lassalle vermachte seinem Freunde Bucher das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften und seine Bibliothek, und Bucher

hat noch vor wenigen Jahren das wissenschaftlich bedeutendste und den Socialismus mit seltener Gelehrsamkeit und Tiefe begründende Werk seines Freundes, „Das System der erworbenen Rechte,“ neu aufgelegt und mit einer überaus panegyrischen Vorrede, welche dem Liberalismus und dem Manchesterthum einige Seitenhiebe versetzt, bereichert. In späterer Zeit, als Herr Bucher schon von Stufe zu Stufe emporgestiegen war, entwickelte sich zwischen ihm und Carl Marx eine unerquickliche Polemik. Es wurde in der socialdemokratischen Presse behauptet, Herr Bucher habe die Socialdemokratie auch als Beamter noch immer mit Geld unterstützt und seinen regelmäßigen Beitrag als Mitglied eingeschickt. Außerdem hatte er Carl Marx die Mitarbeiterschaft am amtlichen „Staatsanz.“ angetragen, wie ja auch Herr Liebknecht, Redacteur der „Nordd. Allg. Ztg.“, bei dem Uebergange des Blattes in das Regierungslager die Aufforderung erhielt, ruhig in der Redaction zu bleiben und über Socialismus und Communismus zu schreiben, was und wie er wolle. Die „Nordd. Allgem.“ hat dieser Tage ihr Jubiläum gefeiert, ohne daß bei dem Festessen daran erinnert wurde, wie ihr Gründer, Herr Braß, im Jahre 1848 gesungen: „Wir färben roth, wir färben gut, wir färben mit Tyrannenblut.“ Jene Auseinandersetzungen zwischen den ehemaligen Freunden und Gesinnungsgenossen sind nicht ganz zum Vortheil des Herrn Lothar Bucher ausgefallen. In wie weit Herr Bucher an den staatssocialistischen Wandlungen des leitenden Ministers Antheil hat, wird erst die Zukunft lehren. Daß er an dem heutigen

Hasse des Fürsten Bismarck gegen das Manchesterthum nicht ganz unbetheiligt ist, steht wohl außer Zweifel. Herrn Bucher's Thätigkeit beschränkte sich nicht immer auf ein bestimmtes Ressort, er war der Rathgeber und Gehilfe des Kanzlers in allen Dingen, zumal nach der Entlassung des Geheimraths Wagner. Er war das, was Fürst Bismarck einst Herrn Wagner nannte, sein „Conversations-Lexicon", und Moritz Busch berichtet in seinen nächtlichen Aufzeichnungen der Brosamen, die von des Kanzlers Lippen fielen, Fürst Bismarck habe den Geheimrath „eine wahre Perle" genannt. Herr Bucher wird diese Bezeichnung verdient haben. In die Oeffentlichkeit ist er als Beamter sehr wenig getreten, in weiterem Umfange überhaupt nur auf dem Berliner Congresse. Sein scharf markirter Kopf, dessen Züge ein wenig den Menschenfeind verrathen, findet sich auch auf dem Werner'schen Congreßbilde. Von schriftstellerischen Leistungen liegen uns noch Reisebriefe, Ausstellungsberichte und eine Festrede über das juristische Element in Schiller vor, welche allesammt den tiefen Denker und ungemein gebildeten und belesenen Mann von Welt verrathen. Herr Bucher ging auf Urlaub, sobald die erste Nachricht von der beabsichtigten Ernennung des Grafen Herbert Bismarck zum Staatssecretär durch die Presse ging. Als Graf Bismarck endgiltig ernannt wurde, schied Lothar Bucher endgiltig aus der politischen Abtheilung des auswärtigen Amtes. Sein Nachfolger ist Herr Kayser. Ob dieser einen Mann wie Lothar Bucher voll ersetzen kann, wird gerechten Zweifeln

unterliegen, die ihm übrigens nicht zur Unehre gereichen. Denn Herr Bucher ist ein Mann von so eminenter geistiger Bedeutung, daß man schon sehr tüchtig sein kann, ohne ihm völlig gleichzukommen.“ Herr Kayser war übrigens vor nicht allzu vielen Jahren Stadtrichter hierselbst und pflegte die Mußestunden, welche ihm seine richterliche Thätigkeit ließ, damit auszufüllen, die jungen Herren, welche sich der diplomatischen Carriere widmen wollten, für das sogenannte diplomatische Examen vorzubereiten. In dieser Beschäftigung trat er der Familie des Fürsten Bismarck näher, und seine Geschicklichkeit, verbunden mit hervorragenden Kenntnissen, eröffnete ihm eine aussichtsvolle Laufbahn. Er wurde nach einigen Jahren zum Regierungsrath befördert und trat später in das Auswärtige Amt über, wo er zuerst bei der Rechtsabtheilung beschäftigt wurde. Man wird sich in der Annahme wohl nicht täuschen, daß er bestimmt ist, in dasselbe Verhältniß zum Grafen Bismarck zu treten, welches früher zwischen dessen Vater und Lothar Bucher bestanden hat. Die Wünsche Kayser's sind wohl längst auf eine diplomatische Thätigkeit gerichtet gewesen, wahrscheinlich konnten sie aber ihrer Befriedigung erst näher geführt werden, als er sich vor einigen Jahren entschlossen hatte, seinen Uebertritt zum Christenthum zu vollziehen.

* * *

Einen fast unbezahlbaren Schaden hat vor Kurzem ein tückischer Kobold einen Freund des Bismarck'schen Hauses erleiden lassen. Mehrere gelesene Thüringer Blätter brachten nämlich die Nachricht, daß der Professor Dr. Schweninger in Berlin in Folge Umstürzens einer Petroleumlampe mit dem auffällig hohen Schaden von einer halben Million abgebrannt sei. Der betreffende Telegraphenbeamte, der diese Nachricht weitergab, hatte wahrscheinlich einmal etwas von Schweninger's Heilanstalt gehört, abgebrannt aber war das Scheveninger Kurhaus. So konnte selbst Bismarck seinen Freund nicht vor jenem Unhold schützen, der oft in den Telegraphendräthen sein Unwesen treibt und der der rechte Bruder des Druckfehlerteufels ist.

Da wir nun doch einmal beim Anecdotenerzählen sind, und zwar solcher, die den Vorzug besitzen, nicht erfunden, sondern passirt zu sein, vom Präsidenten des preußischen Staatsministeriums außerdem auch kein großer Sprung zum Vicepräsidenten desselben ist, so wollen wir unseren geneigten Lesern eine kleine Episode nicht vorenthalten, die sich jüngst auf dem Bahnhof in Köln ereignete. Der allgewaltige Herr von Puttkamer spricht einen rauchenden Schutzmann an: „Sind sie im Dienst?“ Der gerade nicht an Sentimentalität leidende Diener der Ordnung erwidert: „Das geht Sie doch nichts an!“ — Die Cigarre soll dem Schutzmann sehr schlecht bekommen sein. —

* *
*

Das schwerste Leid, das einen Cavalier des kaiserlichen Hofes in letzter Zeit betroffen hat, war dem Grafen Hermann von Arnim, dem reichen Besitzer der Herrschaft Muskau, beschieden. Seit dem Hochverraths-Proceß des Grafen Harry Arnim, über den in dem Buche „Aus der Berliner Gesellschaft" eingehender geschrieben ist, hat die uralte Familie der Arnim so Schweres nicht erlitten, als den Tod der Gräfin Hermann Arnim. Diese Dame, eine geborene von Lotzbeck aus Bayern, hatte sich in einer Anwandlung von Schwermuth vom Schwarzwald-Curort Plättig bei Baden-Baden entfernt, und die eifrig angestellten Nachforschungen, welche in den Plättig umgebenden Waldungen vorgenommen worden, führten zu keinem Resultate. Der unglückliche Gatte setzte einen Preis von 3000 Mark auf das Wiederauffinden der Gräfin vergeblich aus. Von allen Seiten gingen Nachrichten ein, von Glücklichen, welche den Finderlohn verdient, die Unglückliche gefunden zu haben glaubten.

Durch Wanzenau im Elsaß geht eine fein gekleidete, mit Schmuck beladene Frau — barfuß, so hieß es. Der Graf eilt in das Dorf, findet jedoch nicht sein vermißtes Weib, sondern — eine Zigeunerin. Nun setzt der Graf eine Belohnung von 10,000 Mark aus. Wie in der Weltgeschichte so oft das Tragische und das Komische eng nebeneinander wohnen, so auch hier. Die Belohnung trägt nicht wenig dazu bei, manche geldgierige Seelen zu verwirren, die dann gleich jedes gut gekleidete fremde Frauenzimmer für die Verschwundene halten. Eine Frau

wird von einem Manne bei Oberachern angehalten und trotz des heftigen Widerstandes nach Illenau verbracht. Dort stellte es sich heraus, daß der Uebereifrige einen Fehlgriff gethan, und er fühlte sich auf einmal um 3000 Mark ärmer. Aehnlich erging es einem Ehepaar aus einem Dorfe in der Nähe Acherns. Saßen die beiden ganz gemüthlich beim Obstbrechen auf einem Baume, als eine junge Frau unten vorbeiging. Sie sehen und für die Gräfin Arnim halten, war eins. Sie sprangen gleichzeitig vom Baume, um die Dame einzufangen. Vergeblich betheuerte diese, aus dem Oberlande zu sein und sich bei einer Freundin, der Tochter des Wirths im Dorfe, zum Besuche aufzuhalten. Erst als sie mit einander im Dorfe eintrafen, wurden die Beiden, die von ihrem Funde nicht ablassen wollten, über ihren Irrthum aufgeklärt.

Ein Straßburger Steuerbeamter will die Gräfin entdeckt haben! Hören wir ihn selbst: „Ich ging gestern Abend nach 10 Uhr auf der Rheinstraße vom kleinen Hafen des Rheinbauamtes bis zum Wartehaus der Straßenbahn auf und nieder. Es hatte kurz vorher sehr geregnet und ich war während des Regens unter die Halle des Zollhauses getreten. Selten kam ich während meines Hin- und Herschreitens über die Grenze des Zollhauses hinaus, als dies aber einmal unwillkürlich geschah und ich beinahe bis zum Waldesrand schritt, bemerkte ich auf der Schwelle des Wartehäuschens der Straßenbahn eine Frauengestalt zusammengekauert sitzen. Ich schritt auf dieselbe zu und sah, daß ich eine vornehm gekleidete, etwa 30jährige Frau

vor mir hatte, die ein schwarz und weiß geblümtes Kleid, eine dunkle Jacke anhatte und um den Kopf geschlungen ein dunkles Seidentuch trug. Auf meine Mittheilung, daß in der Nacht kein Straßenbahnzug mehr fahren würde, erwiderte die Dame, sie warte auf keinen Straßenbahnzug. Was sie denn da machen wollte, so frug ich weiter, worauf sie erwiderte, sie wolle dort nächtigen, ich solle sie nur ruhen lassen, sie sei durch und durch naß. Mir kam der Gedanke an die Gräfin Arnim und daß der sehr starke Regen die Frau aus dem Walde getrieben habe. Ich versuchte nun die zitternde Frau aufzurichten, um sie mit in das Zollhaus zu nehmen, sie wehrte sich aber und rief: Bitte, lassen Sie mich zufrieden, sonst bekomme ich Krämpfe und dann muß ich sterben. Ich frug nun nach ihrem Namen; sie nannte keinen, und auf meine weitere Frage, wo sie denn zu Hause sei, meinte sie, 4 Stunden von da. Ich nannte Baden-Baden, worauf sie sichtlich erschrak und, sich verbessernd, sagte: „Mehr als 100 Stunden von hier." Ich fragte weiter, ob sie keine Verwandten habe, die sie beschützen, zu denen sie gehöre, ob sie einen Vater oder einen Mann habe. „Mein armer Vater! Lassen Sie den ruhen! Ich bin alleinstehend. Mich schützen die lieben Engel." Aus diesen Redensarten merkte ich, daß die Dame zwar sehr gebildet, allein geistesgestört sei. Ich ging nun zum Brückenhäuschen, um dort den Brückenwärter zu bitten, mit mir vereint die Dame in das Steueramt zu schaffen. Der Beamte ging mit mir. Als wir zu dem Straßenbahnhaus kamen, war die Dame

im Walde verschwunden. Wir durchforschten noch eine halbe Stunde lang den Wald, allein vergebens.“ So die Erzählung des Steueraufsehers. Auch hier lag ein Irrthum vor.

Endlich sollte der arme Graf aus seiner Ungewißheit gerissen werden. Ein Schneidermeister Merkel von Langenbrand vermißte seine etwas gemüthskranke Schwiegermutter, und als dieselbe auch während des Nachts nicht nach Hause zurückkehrte, ging Merkel mit seinen beiden Schwägern auf die Suche, in der Voraussetzung, die Schwiegermutter habe sich in der Murg ertränkt. Die drei Suchenden gingen nun an letzterem Fluß entlang, und als dieselben am sog. Auer Gumpen in der Hirschau, wo die Murg sehr tief ist, vorgingen, rief Merkel erschreckt aus: „Ach Gott, die Mutter!“ Sie gingen auf den am Rand der Murg im Gebüsch hängenden Leichnam zu, von welchem nur die Hand und ein Theil des ganz zerfetzten Kleides zu sehen war, und als sie das an der Hand befindliche goldene Armband erblickten, war ihnen sofort klar, daß dies die schon längst vermißte Gräfin Arnim sein würde. Auf sofort erstattete Anzeige in dem zunächst gelegenen Ort Weißenbach strömte in kurzer Zeit eine große Menschenmenge zusammen. Graf Arnim, in Bühl wohnhaft, wurde sofort telegraphisch berufen und traf mit Extrapost ein. Der Leichnam, welcher alsbald ins Wachtlocal nach Weißenbach verbracht wurde, war an Hand und Fuß verletzt. Die Gräfin hatte das mitgenommene Geld von drei Einhundertmarkscheinen noch bei sich, welche in Folge

des Wassers vollständig schwarz waren. Der Goldschmuck war noch vorhanden. Die Busennadel, welche die Verunglückte bei sich trug, lag etwa 3 Stubenlängen vom Ufer entfernt. Jedenfalls ist die Gräfin Arnim in einem Seitenbache der Murg verunglückt und vom letzten Hochwasser an diese Stelle geschwemmt worden. Die Scene, als der Graf seine Frau gesehen und wiedererkannt hat, soll unbeschreiblich gewesen sein.

Tags darauf begab sich der Flügeladjutant Major Müller im Auftrag des Großherzogs von Baden nach Gernsbach, um dem Grafen Hermann von Arnim die Theilnahme des Großherzogs und der Großherzogin an dessen schwerer Prüfung auszudrücken. Major Müller traf den Grafen in Weißenbach und konnte sich dort des höchsten Auftrages entledigen.

* * *

In Berlin war man derweilen auch auf Suche nach einem edeln Wild, aber hier war der Anlaß kein so tragischer. Die Nationalzeitung schrieb — wenn wir nicht irren aus der Feder des findigen, vielgewandten Max Horwitz — über diese Jagd auf den Lord Churchill voll Humor:

Steckbrief. Statur: klein; Haare: kurz und in der Mitte gescheitelt; Bart: kurzer englischer Ansatz an den Seiten; gedrehter Schnurrbart; Nase: Mittelgröße; Sprache: englisch; Besondere Kennzeichen: reist unter dem

Namen eines Lord. — Das war das Material, mit welchem ausgerüstet die Detectives der Zeitungen hinausgeschickt wurden, um — lebendig oder todt — den Schatzkanzler Englands, Lord Randolph Churchill, in den Gewahrsam der Redactionen abzuliefern. Die ersten und unerläßlichen Schritte zur Ausführung der Aufgabe wurde den bewährtesten Kräften überlassen; die Besetzung der Bahnhöfe, das Vigiliren auf die Hotels. Jeder carrirte Anzug wurde gemustert, jedes verdächtige „yes“ oder „no“ wurde bis an die Schwelle der Thür verfolgt. Denn wenn auch von England aus gemeldet worden, daß Lord Randolph Churchill eben im Begriffe stehe, nach dem Continent abzureisen, so blieb er von diesem Momente an so verschwunden, wie es nur die räthselhaften Damen der Concordia und vom Eden=Theater sein konnten. Von England abgereist war er; die Seeberichte meldeten von keinem untergegangenen Postdampfer. Ergo war er auf dem Continent angekommen. Aber wo, und wann und wie? Eine Ehrenwache mit gespitzten Bleifedern war bereit, ihn zu empfangen, die englischen Zeitungen erwarteten vergeblich Mittheilungen über ihren Randy . . . . .

Bis heute ist noch nicht aufgeklärt, ob der edle Lord durch Berlin kam.

Sicherere Auskunft hingegen können wir über den Besuch des marokkanischen Ministers des Auswärtigen, Si Einhamed Bargash, und seines Sohnes des Kriegsministers Hadj Mohammed Bargash in Berlin geben. Beide Herren sollten, nach französischen Zeitungen zu schließen,

als Ueberbringer eines eigenhändigen Briefes des Sultans von Marokko an Kaiser Wilhelm nach Berlin kommen und militärische Verhandlungen anknüpfen. Wie schaudervoll für Frankreich! Der gütige Leser kann sich denken, wie die französischen Zeitungen jammerten! Wie schade, daß nun die Unmöglichkeit solcher Botschaft und Verhandlung sich evident erwies: Hadj Mohammed Bargash, der marokkanische Kriegsminister, starb nämlich bereits am 16. August dieses Jahres und sein Vater folgte ihm am 2. October in den Tod. —

Ja, so etwas ist recht fatal!

V.

Am Hofe des letzten Kurfürsten.

Es wird heutzutage so viel ausgegraben, man wendet vorsündfluthlichen Geschöpfen ein so reges Interesse zu — warum sollten wir uns nicht auch einmal ein fossiles Höfchen etwas näher betrachten, besonders wenn es ein so idyllisches, niedliches, in einem so paradiesischen Ländchen, wie das gute Hessenland, gelegenes ist. Hessen ist das Land der Märchen, dort haben die Brüder Grimm ihre Kinder- und Haus-Märchen gesammelt, dort treibt die Frau Holle auf dem alten Weißner — modern Meißner — ihr Wesen, und an hessischen Fürstenhöfen haben sich auch manche märchenhafte Dinge zugetragen. Daß es aber nicht die hessischen Fürsten sind, sondern das Land, das den Sagen- und Märchenschleier webt, erkennt man recht deutlich am König „Morgen wieder lustick", dem Hieronymus Napoleon, der als König von Westphalen wie ein Fastnachtsprinz seine Narrheiten auf Wilhelmshöhe trieb und dann — verschwand.

Und ein halbes Jahrhundert später wieder eine Episode, wie aus tausend und einer Nacht: Ein mächtiger böser Zauberer wird im alten hessischen Fürstenschloß gefangen gehalten und muß büßen für seine Bosheiten, die er begangen hat. Er war einst ein großer Kaiser, und

seine Trabanten, Marschälle und Generäle, Herzöge und Grafen, theilten mit ihm die Gefangenschaft. Noch war es nicht lange her gewesen, daß ein anderer böser Geist im Hessenlande thronte; beim Gedanken an ihn zerreißt aber der Märchenschleier, wir fühlen uns wieder ganz in die rauhe Wirklichkeit versetzt, die nichts weniger als poetisch zu nennen war.

Kurfürst Friedrich Wilhelm soll von Natur kein böser Mensch gewesen sein, erst die Verhältnisse — und zwar ganz speciell das Verhältniß seines Vaters zur Gräfin Reichenbach und das seinige zur geschiedenen Frau Lehmann, machten aus ihm den Unhold, unter dem Hessen litt.

Der Vater des Kurfürsten, der 1821 zur Regierung gelangte Kurfürst Wilhelm II., hatte in Berlin Emilie Ortlöpp, die Tochter eines Gewerbetreibenden, kennen gelernt. Diese war ihm 1820 von dort nach Cassel gefolgt und unter Ernennung zur Gräfin von Reichenbach in officieller Weise an den Hof gezogen. Darüber war nicht bloß der preußische Hof verstimmt, da die Gemahlin des Kurfürsten, Auguste, eine Schwester König Friedrich Wilhelm's III. war, sondern auch der Kurprinz Friedrich Wilhelm, was wir zu seiner Ehre nicht unerwähnt lassen wollen. Eine Zeit lang wurde er auf Reisen geschickt; als aber der Einfluß der Gräfin Reichenbach übermächtig geworden war und ein Versuch, ihn auf einem Maskenball zu vergiften, auf die Umgebung der Gräfin zurückgeführt worden, verließ der Kurprinz mit seiner Mutter und seiner Schwester Karoline das Land. Er weilte längere

Zeit in Bonn und lernte hier Gertrude, die Gemahlin des Lieutenants Lehmann, kennen. Sie war in Bonn 1800 als Tochter eines Herrn Falkenstein geboren, ließ sich von Lehmann scheiden und siedelte nach Fulda über, wo inzwischen auch die Kurfürstin Auguste sich niedergelassen hatte. Dorthin begab sich nun auch der Kurprinz, nachdem er der feierlichen Ueberreichung der Verfassung von 1831 durch seinen Vater beigewohnt hatte. Der später preußische General v. Radowitz, damals Haupt der kurprinzlichen Partei in Hessen, beschwor den Kurprinzen, von der Verbindung mit der Lehmann abzustehen; dieser aber erwiderte, unter den in Hessen obwaltenden Verhältnissen könne er doch nicht darauf rechnen, die Hand einer Prinzessin zu erlangen.

Am 20. August 1831 machte der Kurprinz dem Officiercorps in Fulda von seiner Vermählung Mittheilung. Er hatte sich ganz im Stillen zu Romshausen in einer Dorfkirche trauen lassen. Der Kurfürst gab nachträglich seine Einwilligung und ernannte die Schwiegertochter zur Freifrau von Schaumburg. Bald darauf mußte die Gräfin Reichenbach vor dem Unwillen der Bevölkerung von Wilhelmshöhe flüchten. Kurfürst Wilhelm eilte ihr nach Hanau nach und war zur Rückkehr nach Cassel nicht zu bewegen. Nachdem in Folge dessen der Kurprinz 1831 zum Mitregenten bestellt war, bestand seine erste Regentenhandlung in der Erhebung seiner Gemahlin zur Gräfin von Schaumburg. Die Kurfürstin kehrte nun nach Cassel zurück, war aber der Schwiegertochter sehr abgeneigt und

wurde in Folge dessen vom Regenten ungebührlich behandelt. Als das Volk für die Kurfürstin Partei nahm, verhinderte der Mitregent eine seiner Mutter vor dem Theater zugedachte Ovation dadurch, daß er durch seine Leibwache plötzlich auf das Volk einhauen ließ. Hierdurch entstand die erste der vielen Mißhelligkeiten mit der Landesvertretung. Auch fernere Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen in Hessen hingen, ohne daß dies äußerlich besonders hervortrat, mit dem Streben der Gräfin zusammen. Sie hatte auf die Geschicke Kurhessens den größten Einfluß, zwar nicht durch directe Einmischung in politische Angelegenheiten, wohl aber durch die Thatsache ihrer Existenz als unebenbürtige Gemahlin des Landesherrn. Es gilt längst als ausgemacht, daß dem Lande der größte Theil seiner vielen inneren Kämpfe hätte erspart bleiben können, wenn nicht das ganze Streben dieser Frau darauf ausgegangen wäre, für ihre Kinder ein großes Vermögen zu sammeln; und ferner, daß die Geschicke des Fürstenhauses sich anders gestaltet hätten, wenn sich nicht der Kurfürst Friedrich Wilhelm gegen die anderen deutschen Höfe abgeschlossen hätte, wozu er wegen seiner Familienverhältnisse sich genöthigt glaubte. Auch der Adel des Landes entfremdete sich dem Hofe, weil er seine Töchter nicht zu Hofdamen bei dieser Gräfin hergeben wollte. Große Freude herrschte am Hofe, als 1843 der zum Besuch in Cassel weilende Erzherzog Stephan sich herbeiließ, die Gräfin zu Tisch zu führen. Als sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm 1851, nach

Niederwerfung der Verfassung, auf dem Gipfel der Souveränetät fühlte, erhob er seine Gemahlin zur Fürstin von Hanau. Als dieselbe 1882 starb, hinterließ sie aus ihrer Ehe mit Lehmann einige Söhne, welche der Kaiser von Oesterreich zu Baronen Scholley erhoben hatte und die im österreichischen Militär dienen. Aus der Ehe mit dem Kurfürsten waren acht Kinder hervorgegangen: die Prinzen Friedrich Wilhelm, Moritz, Wilhelm, Karl, Heinrich und Philipp, sowie die Prinzessinnen Auguste, vermählt mit dem Fürsten Ferdinand von Isenburg-Büdingen-Wächtersbach, und Marie, vermählt mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, von welchem sie geschieden wurde und später vom König von Preußen den Titel einer Prinzeß von Ardeck erhielt. Prinz Moritz, früher in preußischem Militärdienste, war vermählt mit Anna von Loßberg, Tochter eines hessischen Generals und Oberbefehlshabers im Kriege von 1866. Prinz Wilhelm von Hanau ist geschieden von seiner Gemahlin Elisabeth von Schaumburg-Lippe (Bückeburg). Prinz Karl lebt auf seinen Gütern in Hessen, vermählt mit einer Gräfin Grote.

Wie wir sehen, war in all' diesen Zuständlichkeiten am kurfürstlichen Hofe nicht viel Frieden und Segen, und doch lebte man in Hessen und auch in der unmittelbaren Nähe des Kurfürsten, in der Residenz Kassel, ein recht gemüthliches, geistig anregendes Leben. Ein tüchtiger Volksstamm, der früh die Segnungen der Reformation an sich erfahren hatte, ein fruchtbares Land, das gediegenen Wohlstand förderte, tüchtige Regenten in früheren Jahr-

hunderten, deren Wirken noch in Gesetzgebung und Verwaltung fortlebte, kamen zusammen, um den Hessen die Existenz doch erträglicher zu gestalten, als der Außenstehende unter der Mißwirthschaft der letzten Fürsten hätte vermuthen sollen.

Das Leben in einer kleinen deutschen Residenz — am kurfürstlichen Hofe hätte man zwar nimmer zugegeben an einem „kleinen" deutschen Hofe zu weilen, man rechnete sich zu den „mittleren" — hatte schon durch die Anwesenheit der Gesandten einen gewissen Reiz. An dem kurhessischen Hofe waren Preußen, Frankreich, Oesterreich, Bayern ꝛc. durch „außerordentliche Gesandten und bevollmächtigte Minister" vertreten, die in Cassel residirten. In den letzten Jahren der Selbständigkeit des Kurfürstenthums bis zu dem Zusammensturz des „Thrones" vertrat der General von Röder den preußischen Hof, derselbe Diplomat, der später das Deutsche Reich beim Bundesrath in Bern vertrat. Herr von Röder war mit einer Schweizerin vermählt, die in ihrer Heimath am Genfer See eine schöne Besitzung, „la Farace", ihr eigen nannte. In dem Hause des preußischen Gesandten verkehrte viel Graf Paar, der österreichische Gesandte; man sprach sogar einmal ganz im Geheimen von einer bevorstehenden Verlobung — da kam der große Krach von 66, kurz vorher noch hatte Graf Paar bei Röders auf einem Maskenballe flott getanzt, seine Maske hatte eine äußerst komisch lange Nase — ob Herr von Röder sie ihm gedreht hatte? Graf Paar kam später, glaube ich, als Gesandter an den Vatikan.

In dem bayrischen Gesandtschaftshotel — es stand in der Wilhelmshöher Allee, gerade gegenüber dem der französischen Gesandtschaft, in der Graf Bondy residirte — hatte sich als Vertreter Bayerns der königl. Kämmerer Freiherr von Thüngen mit seiner Familie häuslich niedergelassen. Der blonde schlanke Herr verschmähte es nicht, mit seinen beiden Söhnen die schöne Umgebung Cassel's zu Fuß zu durchstreifen und dann wohl am Waldesrand Rast zu machen und auf dem „grünen Teppich der Natur" ein ländliches Frühstück einzunehmen, das den Knaben sorglich von der Mutter zu Hause in die Botanisirbüchsen gepackt worden war. Das Familienleben in dem freiherrlichen Hause konnte überhaupt als ein geradezu mustergiltiges bezeichnet werden. Einfachheit der Lebensgewohnheiten, verbunden mit einer vornehmen Gesinnung, dem Erbtheil eines seit Jahrhunderten auf eigenem Grund und Boden waltenden reichsfreien Geschlechts, das gleich fern von dummem Adelsstolz wie von höfischer Kriecherei mit Freude auf die lange Reihe hoher Ahnen sah, die theils im geistlichen Gewande, theils als Krieger und Staatsmänner dem Vaterlande in Ehren gedient hatten. Das uralte Geschlecht der Reichsgrafen von Castell, die Hutten und die Rotenhan sind vielfach dem Hause der Reichsfreiherrn von Thüngen verschwägert, wie auch die Gemahlin des Gesandten eine Freiin von Rotenhan war. Ihr ältester Sohn Hans hat sich später mit einer Reichsgräfin von Giech vermählt.

Die Beziehungen unter den Vertretern der verschiedenen

Höfe wurden durch den Bruch von 1866 ebenfalls betroffen; ja sogar den Söhnen der einen wurde der Umgang mit denen der anderen Familien untersagt. An dem Hotel der bayrischen Gesandtschaft besagte ein mit dem Gesandtschaftssiegel versehenes Schriftstück, daß dieses Haus Eigenthum der bayrischen Gesandtschaft sei — um es auf diese Weise vor den einrückenden bösen Preußen zu sichern. Der Kurfürst wurde in die Festung Stettin gebracht, und eines schönen Morgens verließen auch die bayrischen Herrschaften, der österreichische Gesandte Graf Paar und die Tochter des Kurfürsten, Prinzeß Ysenburg, Cassel auf Nimmerwiederkehr. Die Gesandten fuhren über Cöln und dann den Rhein hinauf nach Mainz. Das tückische Schicksal wollte, daß der Dampfer, der sie nach Bingen trug, „Prinz von Preußen" hieß. In Bingerbrück ließen preußische Landwehrtruppen einige Schüsse über das Schiff hingehen, die Passagiere mußten aussteigen und per Wagen die Reise nach Mainz fortsetzen, wo die Excellenzen Nachts vor verschlossenen Thoren ankamen, die sich aber auf ihre Pässe hin öffneten.

Der Name einer der ältesten hessischen Adelsfamilien ist in letzter Zeit öfters in den Zeitungen genannt worden. Ein Riedesel Freiherr von Eisenbach hat treulich als Freund und als Hofmarschall den Fürsten von Bulgarien durch alle Fährlichkeiten begleitet. Die Riedesel waren Erbmarschälle wie die Dörnberg Erbküchenmeister, die Schenke von Schweinsberg Erbschenken der alten Landgrafen von Hessen. Diese Geschlechter standen in dem

alten hessischen Adelsbuch als Träger der Erbämter vorn an. Von dem übrigen hessischen Uradel, der in der Geschichte Hessens eine Rolle spielte und Kriegshelden und Räthe in großer Zahl an den streitbaren und für seine Kleinheit ziemlich gewichtigen Hof, der besonders zu Philipp des Großmüthigen und zu Landgraf Karl's Zeiten in hohem Ansehen in Deutschland stand, sandten, nennen wir die Herren von der Malsburg, die Baumbach — wegen der weiten Verbreitung der Familie im Scherze die „Waldstroms“ genannt — die Boineburgs, die Bischoffshausen, die Berlepschs und die Bodenhausen, die Hanstein, Schachten, Eschwege, Hundelshausen.

In dem alten Schwurgerichtsgebäude an der Fulda in Cassel befindet sich ein Bild, das den Landgrafen Philipp den Großmüthigen darstellt, umgeben von seinen Räthen; da finden wir all' die Namen, die wir eben aufführten, getreulich am Rande des Bildes verzeichnet und noch viele andere mehr, die heute verschollen und vergessen.

Ein Verschen, das in Hessen in der „Gesellschaft“ im Schwange war und das die alten hessischen Familien charakterisiren wollte, lautet etwa:

les Eschwegs sont beaux
les Malsburgs sont hauts
les Dörnbergs sont sots
les Baumbachs sont faux.

Ich kann aber nicht dafür stehen, daß den betreffenden Familien durchweg die richtigen Attribute beigegeben sind,

und bitte, falls eine Verwechslung vorgekommen sein sollte, gleich im Voraus um Verzeihung.

Im letzten Jahrhundert trat dann noch ein jüngerer Adel diesen alten Familien zur Seite, der meist dem fürstlichen Hause Hessen seine Abstammung verdankt, wie dies Wappen oder Namen der betreffenden Familien verrathen. Hierhin gehören die Grafen von Hessenstein, die Haynaus, die Cornbergs, die Heimrots u. A. m., aus denen viele wackere Militairs hervorgegangen sind. —

Es gab unter dem hessischen Adel viel herzerquickende Erscheinungen, Männer, die durch geraden derben Sinn wie durch Schönheit der Gestalt gleichmäßig imponirten. Zu diesen Recken gehörte besonders der Oberst der hessischen Garde, Christian Wallenstein von Marschall, eine brave Soldatennatur, die vor dem Kurfürsten kein Blatt vor den Mund nahm und von diesem stets respectirt wurde. Ein Vergnügen war's, die hohe Gestalt mit dem frischen Antlitz, dem schneeweißen Schnurrbart und dem elastischen Gang auf der Parade auf dem Friedrichsplatz commandiren zu sehen. Auch der General Schenk von Schweinsberg war eine solche ritterliche Gestalt, die um Haupteslänge über das gewöhnliche Mittelmaß hinausragte.

Einer liebenswürdigen alten Dame aus der hessischen Gesellschaft möchte ich hier gedenken, die mir noch so lebhaft vor Augen steht, und die doch schon Jahrzehnte in der kühlen Erde ruht. Sie gehörte zu denjenigen förmlich-höflichen Menschenkindern aus dem vorigen Jahrhundert, denen das anerzogene freundliche Lächeln, wie wir es in

der Schönheitsgallerie im Schloß Wilhelmsthal auf den Lippen aller Hoffräulein sehen, zur Gewohnheit geworden war, denen aber auch eine tüchtige Portion echter Menschenliebe im Herzen saß. Warum sollten diese harmlosen Menschen, die vom bittern Kampf ums Dasein, wie er heute tobt, so wenig zu kosten brauchten, warum sollten sie nicht wohlwollend sein? „Leben und leben lassen“, war ihr Wahlspruch. Weder allzugroßer Ueberfluß an irdischen Gütern, noch niederdrückender Mangel hatte den Menschen in ihnen verdorben. Auch war keine Ueberfülle von Eindrücken in ihrem Leben auf sie eingestürmt; Alles, was man erlebte, konnte ausgefühlt, in sich verarbeitet werden. Man liebte die engere Heimath, über die hinaus einen Blick zu werfen sich selten Gelegenheit bot, man fühlte sich „heimisch“ in ihr. Das von den Vätern ererbte Besitzthum, die Bilder theurer Vorväter, die liebgewonnenen Hausgeräthe, Alles hob den Familiensinn, ließ an dem an sich Werthlosen Freude empfinden. Der Geldeswerth kam erst in letzter Reihe in Betracht, jedes Möbel, jede Nippsache hatte ihre Geschichte, ihre Bedeutung für die Familie, die Kostbarkeiten standen nicht todt, beziehungslos herum wie in den meisten Wirthschaften moderner reicher Leute. Es hatte Alles mehr Sinn, die Menschen waren sinniger. Sie hatten mehr Muße, freuten sich der schönen Natur, gedachten der Vorvordern und — hielten noch das „Dämmerstündchen“. Dann saß die alte Dame, deren Andenken mich zu diesen Betrachtungen führte, im alterthümlichen Lehnstuhl unter

den „Tischbeins", als wäre sie selbst aus einem der Rahmen herabgestiegen. Mit milder Stimme erzählte sie mir dann wohl, vorgebückten Hauptes, von ihrem lieben „Osterhausen", ihrem schon lange vor ihr zu Grabe gegangenen Gemahl, der Hofmarschall am hessischen Hofe gewesen war, „nicht Oberhofmarschall, lieber Junge, wie Du gern sagst". Auf dem mit Metallbeschlägen reich verzierten Secretär, der nach dem Fenster zu neben ihr stand, ließ eben eine Kunstuhr, das Geschenk eines hessischen Fürsten, ihr Glockenspiel ertönen — es war schon acht Uhr und ganz dunkel geworden. Ich verabschiedete mich mit Handkuß von der ehrwürdigen Dame, denn um diese Stunde pflegte zuweilen der Prinz Georg von Hessen, ein Herr ebenfalls noch ganz im Rococostil erbaut, die Klingel zu ziehen, um bei Frau von Osterhausen den Thee zu trinken.

VI.

Am Hofe des Siegers von Sliwnitza.

Woher kommt denn eigentlich der Name „Prinz von Battenberg“, den Alexander I., Fürst von Bulgarien, führte? Jeder weiß, daß Alexander's Vater der Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt ist und daß seine Mutter eine Tochter des kgl. polnischen Kriegsministers, Generals der Artillerie, Wojwoden Grafen Moritz von Hauke ist. Das besagt auch alles sehr schön der Gothaer Hofkalender und fügt hinzu, daß die Prinzen und Prinzessinnen von Battenberg das Prädicat „Durchlaucht“ führen. Aber auf die Frage, warum denn gerade „Battenberg“, gibt er keine Auskunft. Wollte einer recht schlau sein, so könnte er mit einiger Berechtigung antworten: ganz einfach, weil ihre Mutter so geheißen hat, denn diese wurde bei ihrer morganatischen Vermählung zur Gräfin und später zur Fürstin von Battenberg erhoben. Aber dies hilft uns doch nicht darüber hinweg, warum man damals bei dieser Standeserhöhung auf den Namen Battenberg verfiel. Ist er etwa einfach aus der Luft gegriffen, ein Spiel der freien Phantasie? Durchaus nicht, diesen Namen führte vor mehr als einem halben Jahrtausend ein tapferes Dynastengeschlecht, das auf dem Schlosse Kellerburg residirte, das bei dem ehemals darmstädtischen, jetzt preußischen Städtchen Battenberg liegt.

So lebte um 1265 ein Graf Widekind von Battenberg aus dem Hause Witgenstein, dessen Bildniß uns noch auf einem alten Siegel erhalten ist, wo er auf seinem gepanzerten Streitroß männiglich einher sprengt, den Schild der Witgenstein zur Deckung vor die Brust haltend. Diese Grafen von Battenberg waren seit 1227 Vasallen der Landgrafen von Hessen; sie starben in späteren Jahrhunderten gänzlich aus. Nun ist es aber eine Gepflogenheit der hessischen Fürsten, ihre morganatischen Gemahlinnen und deren Sprößlinge nach solchen alten ausgestorbenen Herrengeschlechtern, deren Länder durch Erbvertrag oder sonst das hessische Besitzthum bereicherten, zu nennen, und so das junge Reis, das zwar nicht ebenbürtig und deshalb nicht berechtigt ist, den Namen des gesammten Landes Hessen zu führen, durch Verleihen des Namens eines ehemals mit Hoheitsrechten begabten Dynastengeschlechtes, dessen Herrschaften einen Theil des Hessenlandes bilden, zu ehren. Auf diese Weise kommt die Zusammengehörigkeit der neuen Linie mit dem souveränen Hause Hessen für den Kundigen zum Ausdruck. So erklären sich z. B. auch die Namen der morganatischen Gemahlin des letzten Kurfürsten von Hessen, denn auch die alten Grafen von Schauenburg und die Grafen von Hanau sind ausgestorben, ihre Lande aber fielen an Hessen.

Wenn es nun auch fraglich erscheinen mag, ob die alten ritterlichen Herren in allen Fällen ihr Ja und Amen sagen würden, könnte man sie in ihren Grüften, in die ihnen ihr zerbrochenes Wappen nachgeworfen

worden, befragen, ob sie einverstanden seien mit dieser Auffrischung ihres ehrwürdigen Namens und Wappens*), so haben doch speciell die alten Battenberger allen Grund, stolz auf ihre jungen Namensvettern zu sein. Denn ganz abgesehen vom Sieger von Sliwnitza, dessen Ruhm die Welt erfüllt, haben auch die Brüder desselben der Familie hohe Ehren eingebracht. Sein ältester Bruder hat eine Tochter der Großherzogin Alice von Hessen, also eine Enkelin der Königin von England geehelicht. Sein jüngerer Bruder aber hat es sogar zur „Königlichen Hoheit" gebracht, indem er sich mit Beatrix, Prinzessin von Großbritannien und Irland, der Tochter der Königin von England und Kaiserin von Indien, vermählte.

Der jüngste Bruder Franz Joseph aber hat tapfer an der Seite seines Bruders gegen die Serben gekämpft und im Unglück ausgehalten.

Kann man sich bei diesen nahen verwandtschaftlichen Beziehungen des Hauses Battenberg zu der englischen Königsfamilie noch wundern, daß Kaiser Alexander von Rußland diesen Prinzen abhold ist? Trotzdem wollte der Zar seiner Zeit ein Auge zudrücken, wenn nur Alexander

---

*) Anmerkung. Auch die berüchtigte Gräfin von Reichenbach, von der a. O. in diesem Buche die Rede ist, wurde nach einem alten reichsgräflichen Geschlecht genannt, aus welchem Godefried comes de Richenbac 1209 den Reichstag zu Würzburg besuchte, woselbst Kaiser Otto IV. sich mit Beatrix verlobte. Mit diesem Godefried starben die Reichenbach aus, ihr Land fiel an die Grafen von Ziegenhain, nach deren Erlöschen an Hessen.

von Battenberg seinem Wunsch willfahre und sich mit einer Tochter des griechisch-katholischen Fürsten von Montenegro vermählt hätte. Das wäre doch ein zuverlässiges Band gewesen, dachte man wohl in Rußland. Als nun aber Alexander von Bulgarien zur Zeit der Moskauer Krönung seine stricte Weigerung dem Wunsche des Zaren entgegensetzte, und von jener Heirath absolut nichts wissen wollte, verkehrte sich die Nachsicht des Zaren in dauernden Haß. Zwar hatte die Tante des Battenbergers, die verstorbene Kaiserin Maria, dem Prinzen testamentarisch zwei Millionen Rubel vermacht, die ihm jedoch erst bei seiner Verheirathung auszuzahlen seien, wenn er auch bis dahin schon die Revenüen dieses Capitals beziehen sollte. In Moskau bei der Krönung soll nun der Prinz um vorzeitige Zahlung des Capitals den Kaiser gebeten haben. Die Antwort lautete: „Erst heirathe, und zwar die Montenegrinerin," und man behauptet, es hätte auf beiden Seiten dieserhalb viel Aerger gegeben; der Fürst trat sehr mißgestimmt seine Rückreise an.

Schon im Jahre 1879 war vergeblich der Versuch gemacht worden, den Fürsten von Bulgarien zu einer Verbindung mit einer russischen Fürstin zu bewegen. In diesem Falle soll es sich um die junge Prinzessin Jussupow gehandelt haben, welche damals kaum 14 Jahre zählte. Der Vater dieser Prinzessin Tatiana Jussupow, Fürst Nicolai Borissowitsch Jussupow, ist der Repräsentant einer der reichsten Aristokraten-Familien Rußlands. Er besitzt eine sehr sorgfältige Erziehung und ist mit seiner durch

ihre Schönheit und ihren Reichthum bekannten Cousine, der Gräfin Ribeaupierre, verheirathet. Fürst Jussupow hat sich in der Nähe Genfs angekauft und lebt daselbst auf dem Gute „Tatjana", das er nach seiner Gattin benannt hat, eifrig mit der Landwirthschaft beschäftigt. Sein durch das zurückgezogene Leben noch vermehrter Reichthum soll ihn in den Stand gesetzt haben, seiner ältesten Tochter, die mit dem Grafen von Sumarokoff-Elston vermählt ist, als Mitgift 10 Millionen in Brillanten und ein ebenso großes Capital zu geben. Eine gleich reiche Mitgift sollte nun auch die jüngere Schwester erhalten, welche, wie es allgemein hieß, sich durch Schönheit, Grazie und alle weiblichen Tugenden auszeichnet. Aber auch diese Bemühungen, den Prinzen Alexander ins eheliche Joch zu bringen, scheiterten. Sowohl der Prinz Battenberg, wie die Prinzessin Jussupow sind bis heute unvermählt.

Um unsere Leser aber auch gar nicht über die Stimmung im Zweifel zu lassen, die man in der Verwandtschaft des Prinzen Battenberg gegen Rußland hegte, wollen wir einen Brief der Großherzogin Alice an ihre Mutter aus dem Jahre 1877 Zeugniß ablegen lassen. Dieser Brief ist aus dem Seebade Houlgate vom 25. Juli datirt, also nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges geschrieben.

„Ich verfolge so lebhaft wie irgend Jemand in England die Fortschritte der Russen, und mit herzlicher Abneigung — sie können niemals Helfer gegen geschehenes

Unrecht, noch Beförderer der Civilisation und des Christenthums sein. Was ich befürchte, ist — selbst wenn sie Constantinopel nicht nehmen und jetzt keine großen Forderungen als den Preis ihrer Siege stellen — daß die Unabhängigkeits-Erklärung Bulgariens aus diesem Lande dasselbe machen wird, was Rumänien jetzt für Rußland gewesen ist, und deshalb werden sie in weiteren zwanzig Jahren Alles bekommen, was sie haben wollen, — es sei denn, daß die anderen Mächte in so später Stunde das noch ändern können. Es wäre schlimm für England für Oesterreich und für Deutschland, wenn dieses russisch-slavische Element in Europa überwiegen sollte, und die anderen Staaten müssen früher oder später von dem Standpunkt der Selbsterhaltung aus dagegen handeln. Was sagen jetzt die Freunde der „Atrocity meetings“? Wie haben sie der Regierung ihre Aufgabe erschwert, und wie blind sind sie gewesen. Alles dies muß Dir beständig Sorge und Aufregung verursachen. Die Kinder sind hier so glücklich, — die See thut ihnen wohl. Ich bin sehr froh, daß ich sie hergebracht habe . . .“ Von welch’ unvergleichlichem Interesse ist dieser Brief der edlen Schwester unserer Kronprinzessin, welch’ prophetische Worte hat die scharfsichtige hohe Frau in diesen Zeilen ausgesprochen!

Der Vater des Prinzen Alexander von Battenberg, Prinz Alexander von Hessen und bei Rhein, k. k. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, hat sich in seiner

Jugend schon in russischen Diensten, besonders im Kampf gegen die Bergvölker des Kaukasus sehr ausgezeichnet, trat später in österreichische Dienste und entwickelte in der Schlacht bei Solferino Umsicht, Ausdauer und große Tapferkeit. Die Tapferkeit des Sohnes kann also als ein väterliches Erbtheil betrachtet werden.

Mit welcher unbedingten Liebe und Verehrung das bulgarische Volk an seinem Fürsten Alexander hing, hat die Geschichte gelehrt. Dem Fürsten aber mag es anfangs etwas schwer angekommen sein, sich in die geradezu eigenthümlichen Situationen zu finden, die ihm gegenüber durch einzelne seiner von der Cultur noch sehr wenig beleckten Unterthanen geschaffen wurden. Der einstige elegante preußische Gardeofficier verstand es aber vortrefflich, diesen Factoren Rechnung zu tragen, sich den patriarchalischen Sitten anzubequemen, ohne sich, selbst bei der ungezwungensten Weise des Verkehrs, dabei etwas zu vergeben. Wir wollen hier einige kleine Mysterien vom Hofe Alexander's von Bulgarien ausplaudern, die dies voll bestätigen.

Vor nicht allzulanger Zeit waren einige Deputirte zur fürstlichen Tafel geladen. Einer der Geladenen erschien mit zwei „lieben Verwandten“, Leuten aus dem Volke, die ihm kurz vor der Dinerstunde ins Haus gefallen waren, stellte sie seinem Souverän vor und bat ohne alle Ceremonie, doch noch zwei Couverts für die Mitgebrachten einlegen zu lassen, eine Bitte, der anstandslos sofort in freundlicher Weise gewillfahrt wurde. Man

kann sich denken, mit welchen stolzen Gefühlen diese Gelegenheitsgäste in ihr Dorf zurückkehrten und was sie Alles ihren Landsleuten von der Leutseligkeit des Fürsten erzählten. —

Bei der aufopfernden Liebe der Russen für die Bulgaren und bei dem edlen Streben der ersteren, Alles aufzubieten, den jungen Bulgarenstaat der Kultur zu erschließen, nimmt es nicht Wunder, wenn wir hören, daß russische Menschenfreunde, die zugleich Handel mit Messern und Gabeln treiben, en masse nach Bulgarien zogen, um ihre Waaren dort abzusetzen und auf diese Weise ihr Scherflein zur Emancipation des Bulgarenvolkes beizutragen.

Aber, siehe da, welch' heller Undank! Wie die Russen sich im Allgemeinen bei den Bulgaren stark verrechnet hatten, so auch in diesem Falle: die Messer und Gabeln fanden wenig Absatz, denn die braven Bulgaren verstanden diese Instrumente noch nicht recht zu verwenden. Kam es doch auf Bällen der guten Gesellschaft, die auch der Fürst mit seiner Gegenwart beehrte, vor, daß am Buffet einige kühne Fingergriffe in die Schüsseln gewagt wurden, und daß einzelne besonders flotte Bulgarentänzer, denen die Temperatur gar zu hoch war, ihre Schuhe unter ihren Stühlen deponirten und dann schlankweg, zum nicht geringen Schrecken Mancher, aber zum großen Amusement des Fürsten, in Strümpfen das Tanzbein schwangen. Gerade dieses Rechnungtragen der Situation von Seiten des Fürsten, sein schnelles Erlernen der Landessprache und

der damit verbundene Vortheil, sich mit dem Geringsten seiner Unterthanen persönlich unterhalten zu können, hat ungemein zu seiner großen Popularität beigetragen. In Rußland rechnen es ihm allerdings Viele als Sünde an, daß er nicht auch zugleich Russisch lernte.

Jetzt nach der bulgarischen Katastrophe soll Fürst Alexander die schön gelegene Besitzung Charlottenfeld bei Schaffhausen zu erwerben im Begriff sein. Der Hofprediger Koch zu Sofia, der früher längere Zeit Gymnasiallehrer in Schaffhausen war und noch kurz vor Ausbruch der bulgarischen Bewegung mit seiner Gattin — einer früheren Krankenpflegerin, die er im bulgarisch-serbischen Kriege kennen gelernt hatte — auf der Hochzeitsreise in Schaffhausen weilte, hat die bezüglichen Verhandlungen angebahnt. Charlottenfeld — das bisher erbstreithalber nicht verkäuflich gewesen ist — liegt zwischen der Stadt und Neuhausen hoch am Berge und bietet eine liebliche Aussicht auf das Rheinthal. Es war Eigenthum eines in Rußland reich gewordenen Uhrenfabrikanten und soll nahe an eine halbe Million Franken im Werth stehen.

Der Gemeinderath der City von London aber soll dem Exfürsten das Ehrenbürgerrecht der City zu verleihen beabsichtigen, und zwar in Anerkennung seiner in dem bulgarisch-serbischen Kriege bewiesenen Tapferkeit.

Am Schluß unserer Aufzeichnungen über den Fürsten Alexander von Bulgarien mögen hier noch einige Notizen über das Geschlecht des Mannes stehen, der als Vertreter

Rußlands seit der Abreise Alexander's auf dem bulgarischen Schauplatz erschienen ist, über das Geschlecht des Generals Kaulbars nämlich.

Im Jahre 1653 erhielt der damalige Rittmeister bei dem Leibregiment, Johann Kaulbars, aus Pommern gebürtig, die schwedische Adelschaft und das Gut Lehova in Livland als Lehen. Sein Enkel, der Hauptmann bei dem Upländischen Infanterie-Regiment, Hermann Johann von Kaulbars, zog nach dem Frieden mit Rußland im Jahre 1721 nach Livland, wo er als Rittmeister in russische Dienste trat. Sein jüngster Sohn, der russische General-Lieutenant Karl Ludwig von Kaulbars, der Lehova nebst zwei anderen Gütern, Raggafahr und Mödders, in derselben Provinz besaß, starb im Jahre 1788, und mit ihm erlosch das adelige Geschlecht auf der Schwertseite. Der Vetter seines Vaters, General Johann Frederik v. Kaulbars, war indessen im Jahre 1751 in freiherrlichen Stand erhoben worden. Sein jüngster Enkel Freiherr Reinhold August v. Kaulbars, geboren im Jahre 1761, von dem vorerwähnten General-Lieutenant v. Kaulbars vor dessen Tode zum Erbherrn der obengenannten Güter ausersehen, zog aus dieser Veranlassung nach Livland und wurde dort Rittmeister und russischer Unterthan. Der Abkömmling dieses Mannes ist der gegenwärtig so viel erwähnte General Freiherr von Kaulbars, der also in eben angeführter Weise aus Schweden nach Rußland gekommen ist. Doch wird auch die freiherrliche Familie von Kaulbars in Schweden als ausgestorben angesehen, da der einzig

noch bestehende männliche Zweig derselben, die Abkömmlinge des oben erwähnten Reinhold August von Kaulbars, schwedisches Mitbürgerrecht nicht besitzt und sich auch nicht in die Genealogien des schwedischen Ritterhauses hat eintragen lassen. Die in Schweden gebliebene Familie erlosch auf der Schwertseite im Jahre 1874 mit dem Major Freiherrn Gustav Wilhelm von Kaulbars, dessen Tochter die einzige dieses Namens in Schweden noch ist.

Diese Nachrichten sind der „Smalands Allehanda“ entnommen.

VII.

An Carmen Sylva's Königshof.

Nicht weil sie eine Krone trägt,
Den Purpur um die Schulter schlägt;
Nein, weil durch eignes Weh gefeit
Sie tief empfindet Andrer Leid;
Weil ihres Geistes Flügelwehn
Sie höher trägt, als Throne stehn;
Weil ihres Auges Zauberlicht
Der Seelen düstre Nacht durchbricht
Und dort erkennet, was da blieb
Der Menschheit noch an Leid und Lieb, —
Drum ist die Kronenträgerin
Die Gott geweihte Dichterin.

Ihr gab ein Gott zu sagen was sie leidet — und sie hat viel Leid im Leben durchzukämpfen gehabt! —

Das kleine Prinzeßchen Elisabeth von Wied, das am 29. December 1843 im Schlosse zu Neuwied geboren worden war, entwickelte sich bald zu einem wahren Wunderkind, dessen Körper und Geist um die Wette rasch wuchsen. Schon mit dem dritten Jahre lehrte man ihm das Lesen, war man doch froh, für den kleinen unruhigen Wildfang eine Beschäftigung gefunden zu haben, die ihn fesselte. Die ersten glücklichen Jahre der Kindheit verlebte das Prinzeßchen unter der Obhut liebender Eltern, winters im Schloß zu Neuwied, sommers im Jagdschloß Monrepos, das oberhalb Neuwied's im Walde liegt. 1850

siedelte die fürstliche Familie nach Bonn über, damit das seit kurzem angekommene Brüderchen der Prinzessin, das gleich nach der Geburt operirt werden mußte, stets unter ärztlicher Aufsicht sei. Das elfjährige hoffnungslose Leiden dieses Brüderchens wirkte bestimmenden Einfluß auf die Sinnesart des empfänglichen Mädchengemüthes. Auch die Mutter wurde jahrelang an das Krankenlager gefesselt, und der Vater, Fürst Hermann, ein Mann von vielseitiger Bildung, begann immer mehr an einer Lungenkrankheit zu leiden, der er endlich 1874 zum Opfer fiel. Als der Prinz Otto, Elisabeth's Bruder, von seinem Leiden erlöst wurde, warf sich die unglückliche Mutter mit den Worten „Gott sei ewig Dank", über die kleine Leiche. Ein Jahr darauf verlor Elisabeth ihre einzige wahre Jugendfreundin, Maria von Bibra. Und als die kleine Prinzessin eine große Königin geworden war, verlor sie ihr einziges, kaum vierjähriges Kind.

Dieser gehäufte Schmerz verinnerlichte, vertiefte, klärte die schon von Natur große Seele:

Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
— — — — — — — — — — —
Zu Perlen reiften Dir all' Deine Thränen:
So wardst Du Deutschlands größte Dichterin.

Diese von Heyse an Annette von Droste-Hülshoff gerichteten Worte charakterisiren auch Carmen Sylva, die Königin von Rumänien.

„Seiner Ahnen werth" ist keine leere Phrase; wohl dem, der stolz sein darf auf seine Väter!

Elisabeth von Wied kann auf eine Reihe bedeutender Vorfahren zurückblicken, deren geistige und körperliche Vorzüge in ihr vereint zur Blüthe kamen. Sie, die erste Königin in ihrem Hause, krönte dieses auch mit dem Lorbeer der Dichterin. Damit aber unsere Leser nicht denken, wir sagen zu viel, spreche sie. Der Vater war ihr nun auch genommen:

Sie haben ihn hinausgetragen
Ganz stille,
Und es ist — ich will nicht klagen —
Dein Wille.
Muß denn Alles, was auf Erden
Ich habe,
Bald hinausgetragen werden
Zu Grabe?
Und ich geh', wenn ich geblieben
Alleine,
Zu den Gräbern meiner Lieben
Und weine.

— — — — — — — — —

Ein schweres Loos für eine so feinfühlige Menschenseele muß es auch sein, so viel sich öffentlich gelobt zu hören; das muß schmerzen; wir wollen deshalb nur berichten, nicht urtheilen.

1878 schrieb die Königin in poetischer Prosa:

Ich wollte die Wahrheit finden, da nahm mich das Leiden bei der Hand und sagte: „Komm' mit mir, ich will

Dich zur Wahrheit führen, aber Du mußt Dich nicht fürchten auf dem Wege!" „Nein, ich fürchte mich vor Nichts, denn ich bin stark."

Wie ein Freund dem Vollendeten ein bezeichnendes Wort auf den Grabstein setzt, so durfte Mita Kremnitz der freudigeren Pflicht genügen und der lebenden, sich entfaltenden Freundin das angeführte Wort an den Anfang des Lebensabrisses der Dichterin stellen, deren Herzens-Herz es offenbart.

Das Dichten war schon lange das Steckenpferd der Wieder Fürstinnen gewesen. Elisabeth's Urgroßmutter, die Fürstin Luise von Wied, war Dichterin, und das „Großtäntchen", wie die Königin von Rumänien sagt, schrieb ebenfalls Poesieen. Ein Bruder von Carmen Sylva's Großvater war der bekannte Reisende und Naturforscher Prinz Maximilian von Wied; ein anderer Großonkel war Maler.

In ihrem fünften Lebensjahre kam Elisabeth zum ersten Mal in die weite Welt: nach England, auf die Insel Wight. Vorher hatten die Eltern sie schon einmal nach Heidelberg mitgenommen. In Bonn lauschte sie dann den begeisterten patriotischen Reden des alten Ernst Moritz Arndt, der sie auf den Schooß nahm und den in ihr schlummernden Funken des Patriotismus weckte.

Nach ihrer Confirmation wurde Prinzessin Elisabeth auf einige Monate nach Berlin an den preußischen Hof gesandt, um dort all' das Leid im elterlichen Hause ein wenig zu vergessen. Trotzdem man aber recht entgegen-

kommend gegen sie in Berlin war, die Königin Augusta sich sogar huldreichst für sie interessirte, sehnte sich die junge Prinzessin ins elterliche Haus zurück mit der Leidenschaftlichkeit ihrer jungen feurigen Seele. Bei diesem Berliner Aufenthalte sah die Prinzessin zum ersten Mal ihren jetzigen Gemahl, den Prinzen Karl von Hohenzollern, späteren Fürsten, jetzigen König von Rumänien.

Wieder zu Hause in Monrepos, pflegte sie den armen todtkranken Vater, der noch im Frühjahr 1863 zum ersten und zum letzten Mal die Freude hatte, sein Töchterchen tanzen zu sehen.

Im Herbst 1863 finden wir Elisabeth in Begleitung der geistvollen Großfürstin Helene von Rußland in Ouchy, später in Petersburg. „Dem Kreise, den die Großfürstin, wo sie auch immer war, um sich zu sammeln wußte", schreibt Mita Kremnitz, „hat Carmen Sylva ihre große Welt- und Menschenkenntniß zu verdanken. Eines lernte sie der Großfürstin unbewußt ab: die seltene Gabe, aus Jedem, wer es auch sei, der in ihre Nähe kam, das Beste, was in ihm ist, heraus zu ziehen. Wohl nie standen einer Königin so alle Register der Seele zu Gebote, wie der Königin Elisabeth: sie weiß Jeden so zu empfangen, daß es ihm wohl wird, daß der Verlegenste seine Scheu vergißt."

In den folgenden Jahren — ihr Vater war inzwischen gestorben — besuchte Elisabeth theils mit ihrer Mutter, theils in Gesellschaft der Großfürstin Italien,

Schweden und Paris. Im Herbst 1869 lernte sie den Fürsten Carol von Rumänien näher kennen, verlobte sich mit ihm und folgte ihm schon nach einmonatlichem Brautstand in die neue Heimath.

Lange vor ihrer Verlobung soll Elisabeth einmal geäußert haben, als ihre Freundinnen der Ansicht Ausdruck gaben, sie sei für einen Thron geboren: „Ach was, ein Thron! der einzige, der mich entzücken könnte, wäre der rumänische, denn dort gäbe es etwas für mich zu thun."

Die ersten Jahre mögen dem „Waldkind", das den Vater Rhein und das traute Elternhaus missen mußte, in der Einsamkeit der Fremde — ihr Gemahl war in Regierungsangelegenheiten fast den ganzen Tag in Anspruch genommen — oft recht bang verflossen sein. Ernst und Arbeit herrschten auch im Residenzschloß zu Bukarest, das waren alte Bekannte, aber sie trugen unbekannte Kleider. Da mag die junge Königin wohl manchmal bang hinausgeschaut haben auf die weißen Zinndächer der Häuser, die so nah' bis an das Palais gebaut sind, das nur an der einen Seite einen kleinen Garten hat. „Wozu das große Schloß? wir sind nur Zwei"; diesen bitteren Vers schrieb sie im Anblick des großen Königsschlosses in Sinaia. Aber ihr Dichten und ihr königlicher Beruf füllten ihre starke Seele immer mehr aus. „Du bekommst eine schöne Mission: Du sollst milde trösten, wenn ich zu hart war, und für Alle bitten dürfen", so hatte ihr der Bräutigam am Verlobungstage gesagt.

Im Mai 1881 wurde Carmen Sylva zur Königin

gekrönt. Lassen wir uns die Krönungsfeierlichkeiten von einem Augenzeugen erzählen:

Im südöstlichen Theile der weit ausgebreiteten Stadt Bukarest erhebt sich, von allen Seiten ziemlich steil, der Berg der Metropolie. Auf seiner Krone trägt er die im siebzehnten Jahrhundert erbaute Metropolitankirche, die Wohnung des Metropoliten, dessen Gärten sich den südlichen Theil des Abhanges hinabziehen, und noch das Gebäude, in welchem die Kammer tagt. Die Mitte des Berggipfels nimmt die Kirche ein, eine einfache, rumänische Kirche, deren Hauptreiz, die Alterthümlichkeit, ihr die Wiederherstellung im Anfang dieses Jahrhunderts genommen hat.

Auf diesem Metropolieberg spielte sich der Hauptact der Krönungsfeierlichkeit ab. Er ist auch wie geschaffen zu einem Krönungsberge, herrlich, wie eingelegt in ein unendlich großes, zartgrünes Beet, steigt die große Stadt um ihn herum aus frisch belaubten Bäumen herauf; ihre zahllosen Kirchthürme in dem glänzenden, silberflimmernden Gewande streben mit dem stolzen Doppelkreuz ihm zu, und in endloser Ferne verliert sich von hier aus der Horizont der Donauebene.

Um halb 1 Uhr Mittags am 10. Mai war es, als hier oben auf dem Metropolieberge auf der hohen Estrade, unter dem prächtigen Baldachin, dem Kirchenportale gegenüber, König Carol I. von Rumänien mit der Königin und seinem Bruder, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, die Krönungsacte feierlich unterzeichnete, die Ru-

mäniens Erhebung zum Königreich officiell vollendete. Jung und kraftvoll stand er da, der König, bedeckt mit all' den Abzeichen seiner ruhmreichen jüngsten Vergangenheit, mit der Ruhe und dem Ernst, die ihn stets auszeichnen, ihm zur Linken die Söhne seines Bruders, die Prinzen Ferdinand und Karl, zu seiner Rechten, in glänzender Schönheit, die edle Gestalt der Königin Elisabeth, neben ihr in rumänischer Uniform, wie sein königlicher Bruder, der Erbprinz Leopold von Hohenzollern. Schmerzvoll zuckte es um den Mund der Königin, den sonst das lieblichste Lächeln schmückt: das eigene Kind ruht draußen auf dem Hügel hinter dem Park von Cotroceni schon seit sieben Jahren, und mit ihr unter dem Krönungsbaldachin standen die jungen Prinzen, ihre Neffen, weil kein Ersatz für den verlorenen Liebling ins leere Schloß gekommen ist. Aber der traurige Zug um den feinen Mund verklärte ihre Schönheit nur; hoch aufgerichtet mit der großen, schlanken königlichen Gestalt, die tiefblickenden Augen auf die Geistlichkeit gerichtet, die am Fuß der Estrade das Evangelium vorlas, stand sie da, die wundervollen „Märchenhaare" fielen lockig in die Stirn, geschmückt mit dem Diadem von Brillanten, wellig bis in den Nacken, den ein in Perlen und Gold gestickter Medicikragen umschloß; das mit vieil-or, dunkelblauen und dunkelrothfarbenen Perlen bestickte weiße Atlaskleid hatte eine mit rothem Atlas gefütterte und mit Zobelpelz besetzte weiße Atlasschleppe, ein Fächer von schönsten Straußenfedern hing vom Gurt herab, das rosa Band des russischen

Katharinenordens ging von Schulter zur Taille, und auf der linken Schulter hing der rumänische Orden für literarische Verdienste.

Die Stufen, die von der königlichen Estrade, auf dem ein blumengeschmückter Tisch mit dem Krönungsdocument stand, hinab bis an das Kirchenportal führten, waren mit den begleitenden Damen der Königin, unter ihnen immer lieblich und vornehm die Erscheinung der Palastdame Madame Mavrogeni in weißer Toilette, Frauen der Minister und einigen Damen der Gesellschaft besetzt. Zwischen ihnen die Minister, die Präsidenten des Senats und der Kammern, die Flügeladjutanten und andere hervorragende Persönlichkeiten. Hinter der Estrade war die Tribüne für die Damen der Deputirten und Senatoren und für vornehme Fremde, rechts von ihr für das diplomatische Corps, den Cassationshof, die Officiere, links für die Deputirten, Senatoren ꝛc.

In der Loge des diplomatischen Corps fiel die Gemahlin des deutschen Ministers, Gräfin Wesdehlen, in weißer Atlastoilette, mit hellblauer Schärpe, einem Hütchen aus Stahlperlen mit hellblauen Federn, auf, neben ihr die englische Ministerin Mrs. White in weiß mit rosa, die österreichische, Gräfin Hoyos, in crêmefarbener Toilette dunkler Nuance mit brauner Garnitur, der Hut von derselben Farbe mit blauen und rosa Federn.

Im Kirchenportal hatte die gesammte hohe Geistlichkeit Platz genommen, links von ihr der Chor der Sänger, die in den wenig melodischen Melodien der orientalischen

Christenheit die Messe begleiteten. Um 11 Uhr, als der königliche Zug sich vom Sommerschloß Cotroceni aus in Bewegung gesetzt hatte, ertönte durch den Donner der Kanonen hindurch auch der Donner des Himmels. Ein kleines Gewitter entlud sich über Bukarest, das aber die festliche Procession nicht störte, im Gegentheil zur Feierlichkeit derselben beitrug, denn als der Zug am Fuße des Metropolieberges anlangte, von wo aus er sich zu Fuß weiter in Bewegung setzte und wo die Geistlichkeit mit Kreuz und Evangelium die Majestäten empfangen hatte, um sich dann an die Spitze des Zuges zu stellen, hatte der Regen schon nachgelassen, und so konnten Alle trocken auf dem rothen Teppich, der den ganzen Berg hinauf gebreitet war, bis zu den Tribünen gelangen.

Nach der Unterzeichnung des Krönungsactes setzte sich der Zug im hellsten Sonnenschein wieder in Bewegung, die Minister und die fremden Gesandten schlossen sich ihm unmittelbar an. Voran Gendarmen und eine Escadron rother Husaren, der Präfect der Hauptstadt, der Hofmarschall mit zwei Flügeladjutanten, dann der König, der von enthusiastischen Jubelrufen begleitet wurde, zu Pferde, hinter ihm das militärische Gefolge. Unmittelbar ihm folgend, mit zwei Vorreitern der achtspännige, von Rappen gezogene offene Wagen der Königin, der einem großen Blumenkorbe glich, so schön und geschmückt, überschüttet mit Blumen war er. Die Königin, nach allen Seiten freundlich lächelnd, sich mit dem großen Straußenfächer vor der Sonne schirmend, saß in der rechten Seite des

Wagens, links von ihr der Erbprinz Leopold von Hohenzollern, auf dem Rücksitze die beiden jungen hohenzollernschen Prinzen, schöne, blonde Knaben, die allgemein einen sympathischen Eindruck machten. Dem Wagen folgten die Damen und Herren des Hofes, sowie die zur Krönung hergekommenen ausländischen Gäste, dann die Minister und die Gesandten.

Dem königlichen Zuge folgte bald darauf der eigentliche Festzug, welcher die Kronen von der Metropolitankirche in den Palast führte. Voran, nach der Escadron Soldaten und der Musik, welche den Krönungsmarsch spielte, die Veteranen des Jahres 1848, manche schon in hohem Alter, dann, stürmisch von der Menge begrüßt und mit Kränzen und Blumen überschüttet, die Verwundeten aus dem letzten Kriege. Ihnen ist Rumänien zu höchstem Dank verpflichtet, denn was wäre es ohne die Kämpfer auf den bulgarischen Schlachtfeldern geworden! Dann folgten im Galawagen des Hofes die beiden Metropoliten, der der Moldau, Josef, in langem grauen Bart, ein Anhänger alter Orthodoxie, rechts von ihm der Metropolit-Primas Calinik. Hinter ihrem Wagen zu Fuß die Mitglieder des Senats mit ihrem Präsidenten, dem Fürsten Demeter Ghika an der Spitze, ihnen folgten, umgeben von vier Fahnen, die beiden Kronen, auf roth ausgeschlagenem Gestell, von vier Generälen getragen, unter ihnen General Cerchez, dem sich nach dem Fall von Plewna, December 1877, Osman Pascha gefangen gab. Die Krone des Königs ist aus Stahl, aus einer der vor

Plewna genommenen Kanonen gefertigt, diejenige der Königin, um Bedeutendes kleiner, ist aus Gold mit Blatt=ornamentation desselben Metalls am unteren Reife, sehr einfach, ganz in der Form der stählernen. Das Volk hatte naiver Weise gehofft, der König und die Königin würden mit der Krone auf dem Haupte zurückfahren, und war enttäuscht, als es die Krone nur vorbeitragen sah. Den Kronen folgten die Abgeordneten der Kammer, die Mitglieder des Cassations= und Rechnungshofes, dann die Bürgermeister Bukarest's, Jassy's, Craiova's und die Delegirten der Universitäten und höhere Beamte. Hinter diesen begann der interessanteste, weil specifisch nationale Theil des Zuges. Die Delegirten einer jeden Gemeinde des Landes, die meisten in Bauerntrachten, mit der Fahne ihres Bezirks voran. Sie hatten mit den Soldaten Spalier gebildet für den Krönungszug. Da waren die Hochländer, der Bezirk von Piatra, die kräftigen, frisch und frei blickenden Bergbewohner, in den echt national erhaltenen, kostbaren Bauerntrachten, ihre Fahne, die drei Tannen trägt, hoch emporhaltend. Wie verschieden nahm sich dagegen Braila aus, die Stadt des Handels, der Griechen und Bulgaren. Der Gesichtsausdruck ihrer Vertreter ließ es schon im Voraus erkennen, ehe man noch den Namen auf dem Banner gelesen; schlaue, verschmitzte Gesichter, nichts Rumänisches mehr. Hinter ihnen wurden die Männer, welche die Dobrudscha gesandt, weil sie zum ersten Mal die Hauptstadt des neuen Vaterlandes betraten, mit lauten Zurufen begrüßt; meist waren es

Türken mit dem Turban und den regungslosen Zügen, erstorbenen Auges, nicht wie die Rumänen nur traurig, sondern hoffnungslos in die Welt schauend, doch auch tartarische Physiognomien sind darunter, und ein Ober-Hodscha, mit einer von einem Goldreif umfaßten Kopfbedeckung, der einem Chinesen zum Verwechseln ähnlich sieht. Einen lebhaften Contrast zu ihnen bilden die Olteni, die Bergbewohner der kleinen Walachei, welche die muntersten Soldaten abgegeben haben und stets als Typus der echten Rumänen citirt werden. Weit ärmlicher als die Bewohner der Bergdistricte erscheinen die der Ebene, kraftloser ist ihr Aussehen, unschöner ihre Tracht. Und alle diese Bauern, über 4000 an Zahl, zogen mit hin zum Palaste, stiegen mit die Marmortreppen hinauf und präsentirten ihre Banner vor ihrem König und ihrer Königin, sahen sie von Angesicht zu Angesicht, damit sie in ihr armes Heimathsdorf die Kunde tragen konnten, daß die Rumänen jetzt wirklich einen König hätten! Und wenn sie in Zukunft auf der Ofenbank ihren Kindern und Enkeln die alten Märchen erzählen werden, wird ihnen die Fee vorschweben unter den Zügen der hohen Frau, die, wie einem Märchen entstiegen, vor ihnen unter dem Thronhimmel gestanden, deren seltene Schönheit den Glanz reinster Herzensgüte trägt. —

Besondere Fürsorge widmet die Königin den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Sie gründete die Société de bienfaisance, dann einen deutschen Frauenverein, eine Speiseanstalt und endlich die Scala Elisabeta Doamo.

In dieser Schule lernen Kinder aus dem Volke die alten, nationalen Arbeiten, um die Nationalcostüme herzustellen, die nach byzantinischen Mustern Zeugniß vom Geschmack des rumänischen Volkes ablegen. In diesem Nationalcostüm finden sich auch die Gäste zu den Wohlthätigkeitsbällen im Winter ein. So lange die Königin im Sommer in Sinaia weilt, erscheint sie ebenfalls in dem farbenprächtigen rumänischen Nationalcostüm.

Aus den Salons der Königin bleibt die Politik verbannt, „sie hat ihr eigenes Reich, das der Kunst und der Güte." —

Wir wollen nun einen Landsmann begleiten, dem kürzlich die hohe Ehre zu Theil wurde, von dem rumänischen Königspaare huldreichst empfangen zu werden.

„Der deutsche Gesandte am rumänischen Königshofe hatte mich bei den Majestäten angemeldet oder „eingeschrieben." Wenige Stunden später empfing ich durch ihn eine Einladung ins Schloß zum nächsten Tage zum Dejeuner bei dem Könige und der Königin, die noch einmal in einem durch einen Fourier überbrachten französischen Schreiben des Hofmarschalls direct an mich gerichtet wurde. Um 1 Uhr Mittags; im Ueberrock.

Um die bestimmte Stunde fuhr ich den Weg zum Kloster hinauf, durch dessen Hofthor auf die Waldstraße zum Schloß und an dessen Nordseite vor. Ueber die mit dicken rothen Smyrna-Teppichläufern belegte Stiege zum hohen Erdgeschoß führte mich der Lakai in blauer silberbordirter Livree zu einem Corridor, welcher vom Innenhofe

her durch die Fenster mit gemalten und Butzen-Scheiben beleuchtet, mit alten Schränken, Truhen und Rüstungen decorirt war. Dort empfing mich einer der Herren Adjutanten.

Wenige Schritte führten uns zu der offenen Thür eines großen, langgestreckten Saales, mit vier auf die Pfeilergallerie hinausgehenden hohen Fenstern in der südlichen Langseite, an denen gestickte Vorhänge von ganz zartblauem Seidenplüsch über den Spitzenshawls herabwallten; — ein Stoff und Ton, der sich in den Möbelbezügen und Drapirungen dieses Raumes vielfach wiederholte. Die Holzdecke schmückte ein anscheinend gemaltes, eingefügtes Bild, daß sich bei genauerer Betrachtung als ein sehr schöner moderner Pariser Gobelin erwies. Thüreinfassungen, Getäfel, Decoration, Möbel, — Alles in diesem Raum war in einem mit Freiheit und nach individuellem Geschmack behandelten und modificirten neumünchener Renaissancestil gehalten. Doch ich hatte wenig Muße, mich mit der Erscheinung des Saales zu beschäftigen. Die der Persönlichkeiten, welche in demselben in Gruppen beisammen standen, absorbirten zunächst die Aufmerksamkeit vollständig. Es waren etwa acht Damen verschiedenen Alters in reichfarbigen rumänischen Nationaltrachten, und sechs oder sieben Herren; nur zwei von ihnen in bürgerlicher Tracht, dunkelm Ueberrock und hellen Beinkleidern: Excellenz Busch und Dr. Kremnitz; die anderen in glänzenden militärischen Uniformen. Der eine dieser Officiere, eine nur mittelgroße Gestalt mit scharf-

geschnittenem Gesicht, kurzem schwarzen Vollbart und Haar, trat mir gleichzeitig mit dem deutschen Gesandten rasch einige Schritte entgegen und reichte mir die Hand mit freundlicher Begrüßung. Es war König Carol. Ein brünetter Hohenzoller, — es ist eine so ungewöhnte Erscheinung! Im Gesichtsschnitt aber ist die Aehnlichkeit mit seinem Bruder, dem Fürsten Leopold (dem „Spanier“) unverkennbar. Ohne meine etiquettemäßige Vorstellung abzuwarten, redete mich der König an und hieß mich in seinem Hause mit gütigen Worten willkommen. . . . . . Er führte mich dann zu der Gruppe der Damen, um mich seiner Gemahlin vorzustellen. Sie stand im Gespräch mit der Gattin unseres Gesandten und der vielgenannten Mitarbeiterin an den, unter der Devise „von dito et idem“ statt eines Autornamens erschienenen, jüngsten Novellen und Romanen Carmen Sylva's, der braunäugigen Frau Dr. Kremnitz, der Gattin des anderen Herrn in bürgerlicher Tracht mit dem langen dunkeln Vollbart, des in Bukarest ansässigen deutschen Arztes jenes Namens, und umgeben von mehreren jungen Fräulein. Die Königin, ebenso wie jede der beiden deutschen Damen, trug statt des Kopfputzes einen feinen, mit goldnen Pünktchen durchstickten weißen Gazeschleier, welcher den Scheitel bedeckte und um die Schultern drapirt war. Ihre wohlgeformte, für eine Frau ziemlich hochgewachsene Gestalt kleidete das nach Schnitt und Art hier bereits geschilderte rumänische Nationalcostüm vortrefflich: der Oberrock oder die rückseitige Schürze aus zartrothem, silberdurchwirktem Damast

vom farbigen Gürtel abwärts über dem hier besonders reich an Brust, Hals, Aermeln und Säumen gestickten hemdartigen Kleide aus feinem, weichfließendem, weißem Halbwollenstoff. Das aus photographischen Bildnissen wohlbekannte Gesicht mit der an der Wurzel tief eingesenkten Nase und den für eine so geniale Natur merkwürdig tiefliegenden Augen, mit einer kleinen Narbe auf der linken Wange, überraschte mich dennoch durch die zarte und frische, blühende Hautfarbe, welche die Königin dem steten Aufenthalt in dieser Wald- und Bergluft dankt, und durch das völlig ergraute Haar, welches ungeflochten und wenig lang getragen, in vollen großgelockten Partien an Schläfen, Ohren und Hals unter dem Schleier hervorquoll. Mit diesem grauen Haar bilden die, wenn sie die Gläser des Kneifers nicht bedecken, in jugendfrischem Glanze strahlenden großen lichtblauen Augen und die beiden Reihen herrlicher Zähne einen interessanten Contrast. Nur die ersten gnädigen Begrüßungsworte und Fragen waren von ihr an mich gerichtet und von mir erwidert, der herzlichen Theilnahme an dem herben Geschick des armen Fürsten Alexander seitens der Königin phrasenloser, wahr empfundener, schlichter Ausdruck gegeben, als der Aufbruch zur Tafel dem Gespräch ein vorläufiges Ende machte. Die Gesellschaft trat in den benachbarten, jenseits des Corridors und längs dessen Westseite gelegenen Speisesaal. Dieser Speisesaal mit seinem dunkelbraunen Holzgetäfel, mit dessen reicher Simsdecoration, mit Majolika-, Glas- und Metallgefäßen, seinen

Kronleuchtern, seinen lederbezogenen Lehnsesseln gleicht völlig dem eines reichen Patricierhauses der Renaissance in einer deutschen Reichsstadt. Der König nahm vor der Mitte der Langseite der Tafel zur Linken der Gattin unseres Geschäftsträgers Platz; die Königin ihm und den Fenstern gegenüber; Herr v. Busch zu ihrer Rechten; neben diesem Frau Dr. Kremnitz. Mir selbst war mein Sessel zwischen dieser „werthen Collegin" und der schönen Ehrendame der Königin, Fräulein Livia Majorescu, angewiesen. Mit meiner interessanten Tischnachbarin zur Linken war ich selbstverständlich sehr bald in lebhaftem Gespräch, dessen Hauptgegenstände eben so selbstverständlich überwiegend literarische und speciell die Werke, das Schaffen und die gesammte dichterische und menschliche Persönlichkeit Carmen Sylva's bildeten. Daß letztere in neuerer Zeit sich mit Frau Dr. Kremnitz zu gemeinsamer Production verbunden hat, war mir nicht unbekannt. Aber erst hier erfuhr ich, in welcher Art dieses Zusammenarbeiten in der Praxis geschieht. Der vielgelesene Roman: „Aus zwei Welten" — bekanntlich ein Roman in Briefen — ist gleichsam mit genau „vertheilten Rollen" geschrieben. Die Königin hat die der geistreichen und herzenswarmen Prinzessin Ulrike, der Tochter aus mediatisirtem Fürstenhause, übernommen und durchgeführt; Frau Kremnitz die des Greifswalder Professors, mit welchem die geist- und phantasievolle junge Dame jene Correspondenz beginnt, die schließlich zur Entflammung der leidenschaftlichen Liebe Beider für einander führt. Das Hoffräulein zu meiner Rechten an

der Schmalseite der Tafel betheiligte sich von Zeit zu Zeit mit kurzen Zwischenbemerkungen in deutscher Sprache an unsrer Unterhaltung, und jeder Satz hatte Hand und Fuß, zeugte von scharfer Beobachtung, von Klarheit und Klugheit im Urtheil über Menschen und Kunstwerke. Spott und Bewunderung waren da, wo sie dieselben spendete, durchaus verdient.

Die fünf oder sechs Gänge der Tafel folgten rasch auf einander. Nach kaum dreiviertelstündiger Dauer wurde sie aufgehoben. Die Gesellschaft begab sich in den Salon zurück. Die Königin mit den Damen trat in das große quadratische Gemach in dem vierseitigen Eckthurm, um dort den Kaffee zu nehmen; der König mit den Herren auf die Pfeilergallerie hinaus. In kleinen Täßchen wurde der auf türkische Art bereitete Mocca präsentirt. An der Holzbrüstung lehnend, auf welcher die Pfeiler der Loggia aufsetzen, und hinaus blickend auf das großartige und liebliche Naturbild, das sich dort vor uns am Fuße des, mit dem frisch gemähten Rasen bedeckten Schloßhügels gegenüber und ringsum ausbreitete, äußerte sich der König zu mir eingehend über die Entstehung des Schlosses an dieser Stelle und die Geschichte seiner Erbauung.

Während des Schloßbaues hat, wie der König erwähnte, Ludwig II. von Bayern sich wiederholt an ihn mit dem Ersuchen um Zusendung der Zeichnungen des Gebäudes und von Detailangaben über dasselbe gewendet. Ja, er hatte sogar einmal seinen persönlichen Besuch in Sinaia

in Aussicht gestellt, da er das dringende Verlangen hege, das hier geschaffene Waldschloß durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Bekanntlich ist er nie zur Ausführung dieser Absicht gekommen.

Durch die in nächster Nähe auf die Gallerie mündende Thür des Thurmzimmers sah ich in dessen vielfarbig prächtig schimmerndem Raum die Königin mit den Damen plaudernd sitzen. Auf die an mich gerichtete Aufforderung des Königs trat ich zu ihnen ein. Dieser Salon gewährt einen ganz eigenartigen Anblick. Seine Wandbekleidungen, seine Vorhänge, Decken, Polster, Möbelbezüge, ja sogar sein Plafondschmuck bestehen aus Stoffen, die in höchst kunstvoller Weise mit bunten, prächtigen, türkischen Ornamentstickereien in Plattstich und applicirter Arbeit bedeckt werden. Alle decorativen Gefäße, die Rahmen, Sessel, Ampeln, Laternen, sind in dem entsprechenden saracenischen Stil gehalten. Der Gallerietür gegenüber öffnet sich in der Westwand der Zugang zu dem, durch eine bogenförmige Glaswand geschlossenen, zum Wintergarten eingerichteten Verbindungsraum, zwischen dem Thurm und dem westlichen Schloßflügel. Die durch Vorhänge gedämpfte, durch das große Südfenster einstrahlende Nachmittagsonne verbreitete ein warmes, farbiges Halblicht in dem Raum des großen Zimmers, während der Wintergarten dahinter in dem hellen goldigen Grün seiner Blattpflanzen leuchtete. Keine Umgebung hätte harmonischer zu den hier gruppirten Frauen- und Mädchengestalten in ihren geschmackvollen vielfarbigen, an den nahen Orient

mahnenden rumänischen Trachten stimmen können, als dies Gemach mit seinem Hintergrunde.

Die Königin hatte durch Frau Dr. Kremnitz und Fräulein Majorescu bereits davon gehört, daß Turgenjew während seines halben Lebens mir herzlich befreundet gewesen sei und ich viel und oft mit ihm zusammen gelebt hätte. Sie wünschte Näheres über ihn und unsere Beziehungen zu einander von mir zu hören und gab dabei ihrer innigen Bewunderung für den großen Poeten schönen, begeisterten Ausdruck. Wie Alles, was ich sie sprechen hörte, und wie ihr ganzes Verhalten gegen ihre Umgebung, war auch letzterer dabei durchaus frei von jenen künstlich gemachten, auf Stelzen gehenden verschnörkelten „Airs", welche hohe und höchste Damen gewöhnlich, besonders aber bei dergleichen Gesprächen und Meinungskundgebungen über Dichter und Künstler und ihre Werke, anzunehmen und zur Schau zu tragen pflegen.

Von literarischen Gegenständen ging das Gespräch auf künstlerische über. Die Königin hatte bereits von der Porträtbüste manches Rühmliche gehört, welche mein Sohn Paul, ohne anderen Anhalt als einige photographische Bildnisse ihres Kopfes, modellirt und zur Jubiläums-Ausstellung gegeben hat. Ich konnte ihr mit gutem Gewissen die gute Meinung davon nur bestätigen. Freilich mochte ich nicht mit der Bemerkung zurückhalten, daß keine Büste und kein gemaltes Bildniß, auch von des größten Meisters Hand, eine wirklich genügende vollständige Anschauung von der Erscheinung ihres Antlitzes, wie

ich es heute gesehen und kennen gelernt, geben könne. — Weshalb das unmöglich sei? — Aus dem einfachen Grunde, weil keine Büste das strahlende lichte Blau von Ew. Majestät Augen, und weil weder Büste noch Bild jenen unvergleichlich köstlichen Besitz auch nur anzudeuten vermögen, um welchen selbst Goethe Carmen Sylva beneidet haben würde. Gesteht er es doch selbst ein, daß er diese Eigenschaft eines Menschenantlitzes nie ohne Neid ansehen könne. — Welche das wäre? — Natürlich Ew. Majestät Zähne!

Die Lippen der Königin öffneten sich unwillkürlich zum liebenswürdigsten Lachen; und mit innigem Wohlgefallen konnte ich mich überzeugen, daß diese gleichmäßige und vollkommene Schönheit sich keineswegs nur auf die Vorderglieder der beiden, keine einzige Lücke aufweisenden Perlenketten beschränkt. — „Das sagen Sie .... und doch höre ich, daß man behauptet, dies Beste, dies wirklich Gute, was ich habe, sei nicht mein eigen."

Daß die Königin nicht nur dichterisch begabt und thätig ist, sondern auch mit hervorragendem Talent für die Musik und die bildende Kunst gesegnet sei und beide mit Neigung und Erfolg ausübe, wußte ich. Meinen Bitten, mich eine Probe ihrer Malereien sehen zu lassen, willfahrte die Königin erst nach längerem Widerstreben. Was sie male, sei so unbedeutend, so dilettantisch. Aber ich ließ nicht nach und endlich gab sie einer der sie umgebenden jungen Damen den Auftrag, einige von den „Evangelienblättern" herbeizuholen. Diese Fräulein sind

nicht, wie meine schöne Tischnachbarin Majorescu, im Dienste der Königin angestellte Hofdamen, sondern Töchter aus rumänischen Notabelnfamilien und für die Zeit der Hofhaltung in Schloß Pelesch eingeladen, daselbst in der nächsten Umgebung der Königin zu leben, die schönste Sommerfrische zu genießen, mit der Herrin zu musiciren, zu malen, ihr Gesellschaft zu leisten." So erzählt der vielgewandte „L. P.", der, ein moderner Odysseus, vieler Städte und Länder Menschen sah und dem sich selbst die Pforten des hohen Königsschlosses öffnen, das als herrlichsten Schmuck Carmen Sylva in seinen Mauern birgt. —

Ja, mit solch' einer Königin möchte wohl Mancher und Manche gern ein paar Wörtchen plaudern dürfen, um Herz und Sinn zu laben! Nun, die Königin Carmen Sylva hat es Jedem erleichtert, ihre nähere Bekanntschaft zu machen: in ihren Werken hat sie von ihrem Besten Vieles der Welt zugänglich gemacht. Aus diesen Schriften hat schon Mancher Freude, Trost, ja Erbauung geschöpft, d'rum: gehet hin und thuet desgleichen!

VIII.

Beim heiligen Vater.

Die Bischöfe der ganzen Welt hatten sich im Jahre 1870 in Rom zum allgemeinen Concil eingefunden, und mancher von ihnen erlebte eine große Enttäuschung. Denn viele sahen zum ersten Mal die „heilige Stadt", die sie sich in ihrer Phantasie so herrlich ausgemalt hatten. Und wie finden sie die „Hauptstadt der Welt"?

Die Straßenpolizei ließ viel zu wünschen übrig, die Reinlichkeitsmaßregeln beschränkten sich im Wesentlichen auf die belebtesten Straßen, den Corso, Via Condotti, Babuina und Piazza di Spagna. Biegt man in eine der kleineren Seitenstraßen des Corso ein, dann erhält man den richtigen Eindruck vom heutigen Rom. Vor den Fenstern hängt die Wäsche, meist von unheimlich gelblicher Färbung; die Straße starrt von Schmutz; ab und zu muß man Pfützen umgehen, deren verdächtige Flüssigkeit nicht immer von Jupiter Pluvius herzurühren scheint. Betrachtet man das Panorama der Stadt von einem erhöhten Punkte, so gewahrt man ein einziges neues Gebäude, welches nicht gerade in vortheilhafter Weise von der Umgebung absticht. Es ist die große Tabakfabrik in Trastevere, ein colossaler Bau im modernen Casernenstil. Die weiße Farbe des Baues steht in merkwürdigem Con-

traste zu den gelblichen oder gräulichen Tönen der Umgebung; die eintönige Façade macht in dem pittoresken Gewimmel der sonstigen Häusermassen einen unangenehm frostigen Eindruck. Das Leben und Treiben auf den Straßen bietet im Allgemeinen dasselbe Bild dar, wie vor zehn oder zwanzig Jahren. Nur sieht man wegen des Concils noch mehr Geistliche als damals. Außerdem tritt die Demimonde, die früher eine bescheidenere und mehr zurückgezogene Existenz geführt hatte, in emancipirterer Weise an das Tageslicht. Man trifft diese Damen öfter auf dem Corso, dem Monte Pincio und den belebtesten Spaziergangsorten, die sie früher gemieden hatten. Ob diese Erscheinung mit der allgemeinen Zeitströmung oder mit dem Concil zusammenhängt, bleibe dahingestellt. Die Römer behaupten das Letztere. Ja, es geht sogar die Rede, daß die fine fleur der Pariser Loretten, die eben gerade von der Eröffnung des Suezcanals zurückkehrten, wo sie bei den Beamten des Vicekönigs unglaubliches Glück gemacht haben sollen, in Rom Station machen, um zu versuchen, ob das Concil etwas für sie abwirft.

Je elender aber auch das Volk in Rom unter der Papstherrschaft hinkümmerte, je pomphafter lebte die Aristokratie, je größeren Luxus konnten sich die hohen geistlichen Würdenträger leisten. Auch die Botschafter am päpstlichen Hofe verliehen der Stadt einen besonderen Glanz. Eben zur Zeit des Concils wohnten wir einem solennen Ricevimento des österreichischen Botschafters Grafen

Trautmannsdorf bei, das wir zur Einführung in die Gesellschaft des päpstlichen Roms etwas beschreiben wollen.

Die prachtvoll ernste Façade des Palazzo Venezia am Ende des Corso machte bei der mäßig, aber geschickt vertheilten Beleuchtung einen imponirenden Eindruck. Zu den Seiten des Eingangs befanden sich auf hohen, mit gewirkten Teppichen ausgeschlagenen Gerüsten zwei Musikbanden, welche abwechselnd spielten. Eine unendliche Menschenmenge wogte auf dem Platze auf und ab und ließ die lange Reihe der in das Portal einfahrenden Wagen nur langsam vorrücken. In den Sälen bewegte sich eine buntgemischte Gesellschaft. In keiner Stadt, weder in Paris, noch in Petersburg, zu geschweigen von unsern deutschen Hauptstädten, hatte die Gesellschaft einen so großartig kosmopolitischen Charakter, wie in Rom. Nirgends herrschte dieser Zusammenfluß der verschiedenartigsten Nationalitäten; nirgends boten sich so mannigfache Gesichtspunkte dar, die geeignet waren, Leute der verschiedensten Richtungen anzuziehen. So erklangen in den Sälen des Palazzo Venezia wohl alle europäischen Sprachen. Amerika war durch zahlreiche Besucher vertreten; sie trugen meist das einfache Gesellschaftscostüm, schwarzen Frack und weiße Cravatte. Die Diplomatie war reich vertreten; die äußere Erscheinung des preußischen Gesandten, Herrn von Arnim, machte einen sehr vortheilhaften Eindruck: ein südlicher Typus mit schwarzem Vollbart, wie er sonst ganz gegen die Traditionen der Diplomatie ist. Auch an geistlichen Herren fehlte es nicht; die stattliche Gestalt des

Fürstbischofs Schwarzenberg überragte um Hauptes länge die meisten Anwesenden. Zu den glattrasirten Gesichtern der römisch-katholischen Geistlichkeit bildeten zwei Bischöfe orientalischen Ritus, ein Armenier und ein Maronit, mit ihren lang herabwallenden Haaren und Bärten einen eigenthümlichen Contrast. Vielfach machten die geistlichen Herren, um sich zu verständigen, von der lateinischen Sprache Gebrauch; der preußische Cardinal, Fürst Hohenlohe, unterhielt sich in dieser Weise mit einem Geistlichen, der nach seinem Typus ein Südslawe zu sein schien; allzu flüssig ging die Unterhaltung nicht von Statten. Einen besonders pikanten Eindruck machten einige Personen in Nationaltrachten, wie sie verschiedenen Völkern der österreichischen Monarchie eigenthümlich sind, namentlich ein Graf Apponyi in der reichen Tracht der ungarischen Magnaten, den Oberrock von einer Agraffe zusammen gehalten, auf der ein colossaler Granat erglänzte. Da der Botschafter die gute Idee gehabt hatte, den ganzen deutschen Künstlerverein in corpore einzuladen, so war dieses wichtigste Element der hiesigen deutschen Colonie in reichster Weise vertreten. Von wissenschaftlichen Notabilitäten bemerkte man die beiden Secretäre des preußischen archäologischen Instituts, außerdem de Rossi und Gregorovius. Man denke sich dann die Spitzen der römischen Civil- und Militärbehörden, die Vertreter der Malthesers und anderer geistlicher Orden, so ergibt sich ein Bild von der buntesten Mannigfaltigkeit, mag man die geistige Richtung der verschiedenen Elemente, die sich vereinigten, oder ihre äußere

Erscheinungsweise ins Auge fassen. Der Glanzpunkt des Festes jedoch strahlte von den anwesenden Damen aus. Möge Paris und Petersburg an Eleganz der Toiletten, d. h. Kleider, Spitzen u. s. w., Rom übertreffen, so hat die ewige Stadt in einer Hinsicht den Vorrang, nämlich in der Pracht des Schmuckes der Damen. In der hiesigen Aristokratie sind die Diademe, Halsketten, Armbänder, Agraffen zum Theil Fideicommiß, welches unveräußerlich ist, und von Generation zu Generation vererbt wird. Gewisse Schmuckgegenstände sind daher historische Monumente im eigentlichsten Sinne des Wortes. Die Fülle von Brillanten und Perlen, welche man an gewissen römischen Damen sah, ist unbeschreiblich. Der größte Brillantenschmuck war der der Fürstin Corsini. Sein Werth war so bekannt, daß die Dame, wenn sie, mit ihm geschmückt, ausfuhr, in der Regel Vorsichtsmaßregeln für ihre Sicherheit traf. Sie ließ ihren Wagen vielfach von Dragonern begleiten — da ihr Palais in dem etwas öden Trastevere liegt, vielleicht eine nicht ganz überflüssige Vorsicht. —

Die erste Rolle nach dem Papst selbst spielte im dritten Viertel dieses Jahrhunderts in der römischen Gesellschaft der kluge Staatssecretär, Cardinal Antonelli, Pius' IX. rechte Hand.

Seine Zeit theilte Antonelli zwischen ernster Tagesarbeit in den apostolischen Congregationen und zwischen Galanterien, die stadtkundig waren. Er hinterließ ein halb Dutzend Kinder, die er alle bei Lebzeiten anständig

bedachte. Eine seiner Töchter sollte den jüngeren Sohn Garibaldi's, Ricciotti, heirathen, und nur die schmutzige Habgier des Vormundes des Mädchens machte diese eigenthümliche Verschwägerung Garibaldi's und Antonelli's rückgängig, denn Antonelli hatte keinerlei Einspruch dagegen erhoben. Noch in seinen alten Tagen, nach dem Einzug der Italiener in Rom, pflegte er jeden Abend seine letzte Geliebte, eine reizende Putzmacherin, die am Corso nahe an der Piazza del Popolo wohnte, zu besuchen, obwohl er Fremden gegenüber versicherte, daß er seit dem 20. September 1870 niemals den Vatican verlassen habe. In den letzten zwei Jahren war aber der vert galant im Cardinalstalar durch sein Gichtleiden verhindert, diese Abendbesuche fortzusetzen.

Wie und wodurch der galante Prälat sich dem sittenstrengen Pius IX. so sehr empfahl, daß dieser ihn schon im nächsten Jahre nach seiner Thronbesteigung zum Cardinal und im März 1848 zum Staatssecretär ernannte, ist niemals bekannt geworden. Ist es doch notorisch, daß Antonelli dem Papste während ihres so langen Zusammenlebens niemals persönlich sympathisch war und daß Pius IX. oft genug in seinem engern Kreise gegen den „brigante di Sonnino“ — Antonelli war in der That der leibliche Neffe des Briganten Gasberrone — zeterte, wenn Antonelli irgend einen Lieblingswunsch des Papstes nicht erfüllte oder vereitelte. Aber Pius IX. hatte sich an Antonelli gewöhnt und, ungeachtet der Feindseligkeit anderer Günstlinge des Papstes gegen Antonelli, mochte er sich von ihm

doch nicht trennen. Lady Bloomfield war nicht entzückt von Antonelli; sie schreibt über ihn: „Cardinal Antonelli ist ein kräftiger schöner Mann, mit einem auffallend klugen Auge, aber er hat einen bösartigen Gesichtsausdruck, und ich habe seine Bekanntschaft nicht gemacht.“

Man kann nicht sagen, daß Antonelli sich durch die gewöhnlichen Höflingskünste in seiner Stellung erhielt. Freundlich, leutselig, ja liebenswürdig, wie er im Umgange war, wird er es selbstverständlich auch seinem erlauchten Gebieter gegenüber gewesen sein; aber wo er nicht nachgeben zu können glaubte, gab er ihm doch nicht nach. Pius IX., der sonst keinen Widerspruch duldete, machte seinem Unwillen mit der ihm eigenen Heftigkeit und oft in unköniglichster Weise Luft; Antonelli aber ließ den Sturm vorübergehen und vollzog die erhaltenen Befehle nicht. Schließlich pflegte der Papst doch sein Unrecht einzusehen und begütigte selbst den schmollenden Staatssecretär. Antonelli war durchaus Verstandesmensch; das Urbild eines echten Italieners, verständig, herzlos und kaltberechnend, soweit nicht seine beiden einzigen Leidenschaften für schöne Weiber und für das Gold im Spiele waren. Aber für den Besitz eines schönen Weibes, welches auf ihn Eindruck gemacht hatte, oder eines Kunstwerkes, das ihm gefiel, gerieth er ins Feuer und war ihm kein Preis zu hoch. Bekannt ist seine Vorliebe für Edelsteine, von denen er eine Sammlung besaß, zahlreich und kostbar, wie kaum eine zweite. Für drei Brillanten seiner Sammlung, einen schwarzen, einen rosenrothen und einen gelben,

wurden einige Tage nach seinem Tode seiner Familie 1 200 000 Franken angeboten. Seine größeren und kostbarern Edelsteine ließ er in Ringe fassen, von welchen 120, je zwanzig in einem dunkelblauen Sammetetui, in einer prächtigen Cassette von Ebenholz mit Elfenbein-Intarsia aufbewahrt waren und Freunden und wohlempfohlenen vornehmen Fremden bereitwillig gezeigt wurden. Die Fassung jedes Ringes mußte verschieden sein. Ein römischer Goldschmied mußte ihm die Zeichnungen dazu liefern, die der Cardinal mit dem feinsten Verständniß der dem Steine angemessensten Stilart zu wählen oder selbst anzugeben wußte. Als Antonelli von den bewundernswürdigen russischen Goldschmiedearbeiten hörte, schickte er seinen römischen Goldschmied nach Rußland, damit dieser auch diese Fassungsarbeiten erlerne, nachdem er alle antiken und Renaissanceformen erschöpft hatte. Außerdem sammelte er antike Gemmen und Cameen mit eben so großem Verständniß und Geschmack, und besaß außerdem eine unübersehbare Menge höchst kunstvoller prächtiger Goldschmiedearbeiten aus dem Quattro- und Cinquecento, venezianische Gläser und namentlich ein aus dem Familienschatz der Farnese in den Besitz der Bourbonen von Neapel gelangtes Trinkservice von Bergkrystall mit eingegrabenen Figuren und Ornamenten von vorzüglichstem Stil und unschätzbarem Werth. Wie hoch sich sein Vermögen belief, wird man wohl niemals erfahren, da die Erben es wegen der hohen Erbschaftssteuer gewiß nicht vollständig angaben. Die 30 oder 40 Millionen, von denen man

spricht, dürften nur eine Redensart sein, jedenfalls aber beläuft es sich auf eine erkleckliche Anzahl von Millionen, denn man weiß, daß die Banca Romana im eigentlichen Sinne des Wortes eine Antonelli'sche Bank war.

Sein Reichthum mußte natürlich viel Neid erregen und ihm die übelste Nachrede zuziehen. Er war ein self-made man: wie sollte er ihn auf redliche Weise erworben haben? So heißt es, Antonelli habe den heiligen Stuhl an fremde Mächte verrathen und verkauft und, Gott weiß es, von wie vielen fremden Staaten reiche Pensionen bezogen. Antonelli's Erklärungen beschwichtigten das Mißtrauen des Papstes. Aber kaum war Antonelli todt und hatte der Papst sämmtliche Papiere des Staatssecretärs aus dessen Wohnung in seine eigenen Appartements schaffen lassen — die natürlichste Maßregel von der Welt beim Tode eines Mannes in der Stellung Antonelli's —, so hieß es gleich, der Papst habe diese Maßregel ergriffen, um sich in den Besitz der Beweismittel hinsichtlich des Verrathes Antonelli's an dem heiligen Stuhl, und nebenbei in den Besitz der unzähligen Liebesbriefe zu setzen, die der Cardinal erhalten und sorgfältig aufbewahrt haben soll.

Ein Staatsmann im großen Stile war Antonelli allerdings nicht, aber es wäre ungerecht, ihm die staatsmännischen Eigenschaften abzusprechen, die er wirklich besaß. Er diente einer verlorenen Sache, denn an die Restauration der weltlichen Herrschaft des Papstthums glaubte er sicherlich nicht, und wenn er keine Erfolge aufzuweisen hatte, lag dies mehr an dieser Sache selbst, als an

seiner persönlichen Befähigung. Eben so ungerecht wäre es, ihm alle die politischen Fehler Pius' IX. zur Last zu legen, die er nicht zu verhindern im Stande war, weil er es nicht mit einem weltlichen Fürsten zu thun hatte, sondern mit einem Mann, der nicht blos sich selbst für unfehlbar hielt und von 180 Millionen gläubiger Katholiken dafür gehalten wurde, sondern sich vom heiligen Geiste und der heiligen Jungfrau direct inspirirt glaubte. Protestanten werden dies niemals begreifen können, weil sie es nicht glauben; aber der Staatssecretär des heiligen Stuhles, der zugleich Cardinal der römischen Kirche ist, muß mit dem Glauben seiner Glaubensgenossen rechnen. Dies muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die Wirksamkeit Antonelli's billig beurtheilen will.

Antonelli war der letzte Staatssecretär des Heiligen Stuhles als geistlicher und weltlicher Macht.

Er wurde ohne Sang und Klang begraben. Seine Leiche wurde bei Nacht und Nebel auf den Friedhof geführt. Nur Pius IX. benahm sich gegen seinen Staatssecretär anständiger; er ließ ihm ein Requiem in der Capella Paolina im Vatican singen und befahl eine glänzende Todtenfeier für ihn in der Kirche Santa Maria in Traspontina im Borgo nuovo. Heute spricht Niemand mehr von Antonelli, dem Staatssecretär der römischen Kirche, sondern höchstens von seinem auf 20 oder 40 Millionen geschätzten Nachlaß in Geld, Edelsteinen und Kunstschätzen. Es ist doch ein recht trauriges Loos, eine so lange Reihe von Jahren hindurch eine so hohe Stellung

eingenommen zu haben und sich gar kein Andenken bei den überlebenden Zeitgenossen zu stiften! —

Die lange Geschichte des Pontificates Pius' IX. zeigt ein ununterbrochenes Wachsthum des päpstlichen Ansehens und eine stetig fortschreitende Wiederbelebung der Ideen, welche im Mittelalter die Weltherrschaft der Kirche bedingten. Die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä, der Erlaß der Encyclica und des Syllabus vom 8. December 1864 beweisen, daß Pius IX. das Ziel der Kirche nur im schroffsten Gegensatz zum modernen Staat und der modernen Weltanschauung zu finden glaubte.

Die Verkündigung des päpstlichen Universalepiskopats und der päpstlichen Unfehlbarkeit (1870! — welche Ironie des Schicksals, im Jahre der Aufrichtung des protestantischen deutschen Kaiserreiches!) erhob den Papst zum unbedingten Beherrscher der Kirche und der Gewissen aller Gläubigen und besiegelte zugleich den Triumph der kirchenpolitischen Tendenzen des Jesuitenordens. Unter jesuitischen Einflüssen vollzog sich jene moderne Restauration des mittelalterlichen Katholicismus, welche alle Frömmigkeit in der Andacht zum Papst, dem irdischen Vice-Gott, gipfeln läßt.

Was aber die Fürsten und die Völker von den Jesuiten zu gewärtigen haben, sobald diese irgendwo festen Fuß gefaßt, geht aus den „speciellen geheimen Ermahnungen für einzelne Mitglieder unserer Gesellschaft, aus dem Lateinischen in das Romanische übersetzt", hervor, in die wir bei dem

hohen Interesse des Gegenstandes kurz einen Blick werfen wollen.

Diese „Ermahnungen" zerfallen in sechzehn Abschnitte mit folgenden Ueberschriften: Wie sich die Gesellschaft bei einer neuen Gründung zu benehmen hat — nothwendige Maßregeln, um zu dem vertrauten Umgange von hochstehenden Männern und Fürsten zugelassen zu werden — wie wir diejenigen Herren und Fürsten uns nutzbar machen müssen, welche zwar kein Geld, dafür aber großes Ansehen im Staate haben — was den Predigern und Beichtigern vornehmer Männer und Fürsten zu empfehlen ist — Verhaltungsmaßregeln denjenigen Ortsgeistlichen gegenüber, welche uns in manchen Beziehungen ähnlich sind und daher unserer Ausbreitung schaden — Mittel, reiche Wittwen für uns zu gewinnen — Mittel, um unseren Einfluß auf die für uns gewonnenen Wittwen zu bewahren und die Verfügung über ihr Vermögen und ihre Einnahme in die Hände zu bekommen — auf welche Weise die Kinder der für unseren Orden gewonnenen Wittwen dazu zu bringen sind, in Klöster zu gehen — von den Einnahmen, welche unseren Stiftungen zu verschaffen sind — was dem Publicum über die Strenge unserer Ordenszucht mitzutheilen ist — wie mit den aus unseren Orden Ausgestoßenen zu verfahren ist — von den Fehlern der in unsere Collegien aufgenommenen jungen Leute und den Mitteln, um diejenigen darin fest zu halten, welche als passend dazu erscheinen — wie sich die Mitglieder unseres Ordens gegen die Nonnen zu benehmen haben — von den Gründen, aus

welchen Viele aus unserem Orden gestoßen werden — auf die Erhaltung welcher Mitglieder der Orden Werth legt — von der Verachtung des Reichthums, welche wir zur Schau tragen.

Geld zu erwerben wird in den „Ermahnungen" als höchstes Ziel des Ordens anempfohlen; am bequemsten ließe sich dies Ziel bei vermögenden Wittwen erreichen: „Zu dieser Dienstleistung sind Beichtväter von mittlerem Lebensalter und schönem Teint (color fino) auszuwählen. Dieselben haben die Wittwen zu besuchen und ihre Aufmerksamkeit auf den Grad der Neigung zu richten, welche sie unserem Orden widmen. Sie werden ihnen häufig Anerbietungen in Betreff der Führung ihrer Geschäfte durch unsere Mitglieder machen. Nimmt eine Wittwe diese Anerbietungen an und beginnt unsere Kirchen zu besuchen, so gibt man ihr sogleich einen Beichtvater, welcher sie in der richtigen Weise leitet und bewirkt, daß sie in dem Wittwenstande verbleibt.

Das kann er dadurch erreichen, daß er ihr die zahlreichen Vortheile des Wittwenlebens und besonders die Freiheit und Unabhängigkeit desselben auseinandersetzt. Ist diese Grundlage gelegt, so ist sie zu einer Veränderung ihres Hausgesindes zu veranlassen, durch welche erreicht werden kann, daß wir von allen Vorkommnissen in ihrem Hause Kenntniß und besonders Diejenigen in der Hand haben, welche ihr Vermögen verwalten und ihre häuslichen Angelegenheiten leiten.

Hauptsächlich hat der Beichtvater darauf zu achten,

daß die Wittwe stets seinem Rathe folgt. Er muß ihr häufige religiöse Uebungen zur Pflicht machen, und wöchentlich zwei bis drei Male an die Vortheile der Wittwenschaft erinnern, indem er die Unannehmlichkeiten, Gefahren und Schwierigkeiten einer zweiten Ehe darlegt. Ferner kann er ihr einige hochgestellte Männer in Vorschlag bringen, von denen er überzeugt ist, daß jeder derselben ihr als Gatte genehm sein würde. Geht sie auf den Gedanken ein, so setzt er ihr die Laster und den tadelnswerthen Charakter des betreffenden Mannes auseinander, damit die Wittwe durch diese Beispiele abgeschreckt wird und allmälig den Gedanken einer zweiten Heirath aufgibt.

Sieht man, daß sich die Wittwe mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, auf eine zweite Ehe zu verzichten, so ist sie dazu zu bewegen, religiöse Gelübde und besonders das Gelübde der Keuschheit abzulegen, damit die Möglichkeit einer Wiederverheirathung gänzlich abgeschnitten wird.

Mittlerweile ist darauf zu sehen, daß allmälig alle jungen Männer aus dem Hause entfernt werden, welche sie angenehm zu unterhalten verstehen. Es sind überhaupt nur wenig Gäste zuzulassen, und mit ihrer Bewirthung dürfen nicht viele Umstände gemacht werden. Ferner muß die Verwaltung sämmtlicher Besitzungen der Wittwe nach und nach in die Hände von Leuten kommen, die ihre Stellen entweder uns verdanken oder doch von uns abhängig sind. Dann geht man weiter und überredet die Wittwe mit Hilfe ihres Beichtvaters dazu, gute Werke zu thun.

Eine Wittwe, welche ein Testament zu unseren Gunsten macht oder sich freigebig gegen uns zeigt, muß mit besonderer Vorsicht behandelt werden. Hat sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt, so muß dasselbe alljährlich zwei Male erneuert werden. Sie soll ferner zwei Male monatlich und außerdem an allen hohen Kirchenfesten beichten. In ihren Umgang sind Leute zu bringen, die ihre Fehler beachten und darüber ausführlich Bericht erstatten. Geheime Gespräche oder verdächtige Zeichen sind nicht zuzulassen.

Die Wittwe muß häufig besucht und mit geistlichem Zuspruche versehen werden. Nur ist dabei zu beachten, daß sie in der Beichte nicht hart behandelt werde, es sei denn, daß die Hoffnung, von ihr Geschenke zu erhalten, geringer geworden ist. Ist sie freigebig und also bei guter Laune zu erhalten, so müssen ihr allerhand Aufmerksamkeiten erwiesen werden. Kommt sie zum Beispiel in unser Haus, so darf sie sich mit jedem der Unsrigen, so oft sie will, unterhalten. Ferner muß man ihr gute Rathschläge geben, wie den, sie solle nicht bei schlechtem Wetter ausgehen, um nicht krank zu werden, und Aehnliches. Veranstaltet sie eine Gedächtnißfeier für ihren verstorbenen Mann, so muß der Katafalk reich, aber doch so geschmückt werden, daß er recht traurige Gedanken erweckt. Dabei kann auch ihre erste Ehe durch Gedichte gefeiert werden. Ueberhaupt muß Alles geschehen, was die Sinne in Flammen setzt und was sich die Sinnlichkeit wünscht, jedoch immer unter der Voraussetzung, daß die Wittwe in genauer Verbindung mit uns steht und sehr freigebig gegen uns ist. Außerdem

muß Alles vorsichtig geschehen und so eingerichtet werden, daß kein Aergerniß erregt wird.

Um ihr Vermögen ganz in die Hände zu bekommen, muß der Wittwe die Vollkommenheit der Heiligen als Beispiel vorgehalten werden, welche, ohne etwas auf irdische Freundschaften zu geben, ihre Habe den Armen Christi schenkten. Ebenso sind ihr als Vorbild andere Wittwen hinzustellen, die dadurch in kurzer Zeit vollkommene Heiligkeit erlangten, daß sie unserer Lehre folgten und ihren Willen unter unsere Leitung stellten. Es ist auch stets von Seiten der Beichtväter einzuschärfen, daß Almosen nur unter Vorwissen des Beichtvaters und wo möglich durch ihn selbst zu geben sind ....

Damit sie nicht etwa in Verlegenheit ist, was sie mit ihren Einnahmen machen soll, ist ihr vorzustellen, wie arm und schmucklos unsere Kirchen sind, und wie schön es für sie sein würde, wenn sie ihr Geld zum Ankauf von Meßgewändern und kirchlichem Schmuck verwenden wollte, der ihr Andenken auch nach ihrem Tode lebendig erhalten könnte. Ebenso ist ihr vorzustellen, wie ruhmvoll die Gründung neuer Ordenshäuser oder Kirchen und die Dotirung derselben für sie wäre."

Um Einfluß bei hochgebietenden Fürsten zu erhalten, geben die „Geheimen Ermahnungen" die nachstehenden Rathschläge: „Die Erfahrung lehrt, daß die Fürsten für diejenigen Geistlichen Zuneigung empfinden, welche ihre Fehler nicht mit Härte ansehen, sondern dieselben beschönigen. Ein häufig vorkommendes Beispiel ist der Fall, daß ein

Fürst eine Ehe mit einer Person schließen will, die Bedenken gegen sich hat und gegen welche sich die öffentliche Meinung sehr stark ausspricht. In diesem und ähnlichen Fällen wird dem Fürsten, der uns geneigt ist, stets das zu verstehen gegeben werden, was seinen Wunsch lebhafter macht. Man wird ihm zur Erreichung seines Zweckes behilflich sein und ihm auseinandersetzen, daß gerade die in Rede stehende Heirath zum Ruhme Gottes beitragen muß.

Ein anderes Beispiel ist der Fall, daß der Fürst einen Schritt thun will, den seine Rathgeber, Minister u. s. w. sämmtlich mißbilligen, etwa einen Krieg anfangen. Auch in diesem Falle ist es unsere Aufgabe, ihn in seinem Vorsatze zu bestärken, wobei seiner Umgebung gegenüber darauf Nachdruck zu legen ist, daß wir Alle sammt und sonders unserem Fürsten zu gehorchen haben. Hierbei ist jedoch jedes Eingehen auf Einzelheiten und den besonderen Fall zu vermeiden, damit nicht der etwaige schlechte Ausgang der Sache uns in die Schuhe geschoben werden kann.

Ist der Fürst nicht verheirathet, so muß ihm eine Jungfrau vorgeschlagen werden, welche mit Mitgliedern unserer Gesellschaft verwandt ist oder sonst in Verbindung steht. Dieselbe wird ihm mit schönen Redensarten (colores retoricos) und als so beschaffen geschildert werden, wie der Fürst sie sich wünscht. Hat er eine derartige Jungfrau geheirathet, so wird sie uns andere Verbindungen und Freundschaften verschaffen, wie es sich in dem Hause Oesterreich gezeigt hat, dessen Töchter nach Polen, Frankreich

und anderen Ländern geheirathet und die Gesinnung ihrer Gatten beeinflußt haben. Die Zuneigung dieser Damen muß dankbar anerkannt und ihre Umgebung durch gute Dienste oder Geschenke dazu vermocht werden, uns in Betreff aller Geheimnisse auf dem Laufenden zu erhalten.

Die Gewissensräthe der Fürstin dürfen keine mönchische Strenge beobachten; vielmehr sind die freiesten Ansichten für sie maßgebend. Eine erhebliche Hilfe in derartigen Verhältnissen wird die von den Prälaten zu erlangende Ermächtigung für uns sein, auch schwierigere Gewissensfälle selbständig entscheiden zu können, wie zum Beispiel Dispensation von Fasten, Schuldenbezahlen, ehelichen Pflichten und Ehehindernissen zu ertheilen.

Fürsten und vornehme Männer werden ersucht, unsere Schulen zu besuchen, mit Gedichten begrüßt und durch Dedicationen geehrt. Besuchen sie unsere Speisesäle, so werden sie durch eine Redeübung in verschiedenen Sprachen gefeiert, und bestehen Feindschaften zwischen derartigen Männern, so werden dieselben durch unsere Vermittelung beigelegt.

Hat der Monarch einen Günstling oder ersten Minister, der noch nicht mit uns in Verbindung steht, so ist demselben die Erhaltung der Gunst seines Herren und die Gewährung zahlreicher Ehren durch unsern Einfluß zu versprechen." *

* Diese Mittheilungen über die „Geheimen Ermahnungen", welche die Hamburger Stadtbibliothek verwahrt, verdanken wir dem höchst interessanten Aufsatz „Die Jesuiten in Spanien" von F. Eyssenhardt.

Die „Geheimen Ermahnungen“ schließen mit den Worten: „Die im Obigen aufgesetzten genauen Vorschriften sollen nur wenigen und besonders Zuverlässigen der Unsrigen mitgetheilt werden. Dieselben werden die Uebrigen danach instruiren, ohne jedoch zu erkennen zu geben, daß jene Verhaltungsmaßregeln durch die Schrift fixirt worden sind; vielmehr soll die Annahme nahe gelegt werden, daß sie lediglich der Ausfluß natürlicher Klugheit sind. Sollten dieselben verloren werden — was ein großes Unglück wäre — und Fremden in die Hände fallen, welche sie in übelwollender Weise auslegen könnten, so muß behauptet werden, sie bezögen sich nicht auf unsere Gesellschaft und seien untergeschoben. Dabei sollen zum Beweise unsere allgemeinen Regeln vorgezeigt werden, welche mit jenen geheimen nichts zu thun haben.“

Nachdem „Fremden“ durch Auffindung dieser ehrwürdigen Documente eine Auslegung in „übelwollender Weise“ möglich geworden ist, haben wir es nicht verabsäumen wollen, uns bei Betrachten des päpstlichen Hofes die Grundsätze Derer, die denselben leiteten, recht deutlich ins helle Tageslicht zu rücken, nachdem dieselben schon gar zu lange im Verborgenen geblüht haben. Wir werden uns dann auch nicht wundern, wenn wir hören, wie zur Zeit Pius' IX. unter jesuitischer Leitung eine wohlorganisirte, über die verschiedenen Länder verbreitete Presse und ein polypenartig verbreitetes Vereinswesen die Verbreitung der ultramontanen Ideen in allen Schichten des katholischen Volkes und die Fanatisirung der Massen besorgte. Immer

von Neuem wurden Deputationen von nah und fern organisirt, welche dem Unfehlbaren ihre Huldigungen und werthvolle Geschenke, die Erträgnisse ununterbrochener Sammlungen in allen Welttheilen, zu Füßen legten.

Persönlich war Pius IX. ein liebenswürdiger Herr, der auch die öfters von uns citirte Diplomatin, die Lady Bloomfield, begeisterte, die von dem „bezaubernden Wesen des Papstes“ schreibt. Pius IX. war außerdem ein guter Italiener, dem vermuthlich die Einigung Italiens gar nicht so große Schmerzen bereitet hat. Er unterhielt sich einmal mit einem Gesandten über Victor Emanuel ohne jedes Uebelwollen und wünschte dem Prinzen Humbert zu seiner damals projectirten Heirath alles Glück.

In den letzten zehn Jahren seiner weltlichen Herrschaft hatte Pio nono seine einzige Lebensfreude am Soldatenspielen, ja er segnete die Kanonen ein, mit denen seine Unterthanen niederkartätscht werden sollten. Nach Einverleibung des Kirchenstaates in das Königreich Italien erschöpfte er sich in ohnmächtigen Verwünschungen und Drohungen gegen dasselbe.

Schon zu seinen Lebzeiten begann sich die „schwarze“ — päpstliche — und die „weiße“ — königliche — römische „Gesellschaft“ miteinander zu vertragen. Man fand wohl noch Familien, in welchen sich traditionell die conservative papale Gesinnung des Vaters auf die späteren Mitglieder vererbt hatte, aber selten. Das Rom Gregors XVI. wurde in dieser Zeit des Ueberganges nur noch durch wenige Menschenexemplare repräsentirt. Erfahrungsgemäß waren

aber solche vom neuen Geist nicht angefressene sogenannte „Codini", wie sie der fortschrittliche Römer nennt, fast immer höchst ehrenhafter und erprobter Art. Sie lebten zurückgezogen und von jedem liberalen Umgang fern in ihren abgelegenen Behausungen, in denen man entsprechende Zirkel und merkwürdig originelle Käuze traf, welche, wie mit der Localität verwachsen, echt römischen Charakter sowohl äußerlich zur Schau trugen als auch mit Solidität in sich bargen. Aber dies waren doch nur Ausnahmen, die man suchen mußte. Der Papst schmollte, aber er sah ein, daß ein Kampf gegen das Gesellschaftsbedürfniß insonderheit der Frauen schließlich doch zu einer Niederlage der Kirche führen würde, und that, als höre und sehe er nichts. Die Häupter der römischen Aristokratie, welche in langjährigen persönlichen Beziehungen zu Pius IX. gestanden hatten, fühlten sich allerdings verpflichtet, dem Königthum gegenüber eine würdevolle Zurückhaltung an den Tag zu legen, die neue Generation aber hielt es in überwiegender Mehrzahl wie der greise Fürst Torlonia, der sich noch bei Lebzeiten Pius' IX., mit welchem er persönlich eng befreundet war, ein eigenes Gleichgewichtssystem zurechtgelegt hatte. Er ging am Sylvestertage dem Papste, am Neujahrstage dem Könige seine Glückwünsche abstatten. Pius IX. nahm dies sehr übel, Fürst Torlonia aber bemerkte, als ihm dies gesagt wurde, daß es ihm sehr leid thun würde, wenn der Papst es ihm unmöglich machen wollte, ihm nach wie vor seine Huldigung darzubringen. Der Papst verstand richtig den Sinn dieser

Rede, und nachdem er einige schlechte Witze über die Feigheit und Undankbarkeit der Reichen gemacht hatte, ließ er den Fürsten zum Kommen auffordern. Da Fürst Torlonia fortfuhr, seine Besuche im Vatican und im Quirinal zu machen, darf man annehmen, daß er den Papst von der Vernünftigkeit und Schicklichkeit seines Gleichgewichtssystems überzeugte.

So leicht wie in diesem Falle hat sich allerdings der Uebergang vom päpstlichen zum königlichen Rom im Allgemeinen nicht gestaltet; es waren lange Jahre dazu nöthig, um ein erträgliches Verhältniß zwischen den beiden feindlichen Hoflagern zu erzielen.

Männer und Frauen benahmen sich anfänglich mit ausgesuchter Ungezogenheit nicht nur gegen den König und den Kronprinzen Humbert, sondern auch gegen die Kronprinzessin Margherita. Wenn die in Jugend und Schönheit strahlende Kronprinzessin in ihrem Wagen auf dem Corso, dem Pincio oder in der Villa Borghese erschien, verhöhnten sie jene fürstlichen und herzoglichen Weiber und befahlen ihren Kutschern, demonstrativ sogleich umzukehren und nach Hause zu fahren. Daß die Männer nicht grüßten, war noch die geringste ihrer Unhöflichkeiten. Glücklicherweise hat das savoyische Königshaus ein so lebhaftes Bewußtsein seiner Würde, daß es sich über diese Dinge zu erhaben fühlte, um dadurch verletzt zu werden. Eine einfache Verordnung des Polizeipräfecten von Rom konnte dem Unfug steuern; der König gestattete es nicht. „Auch einer meiner Vorfahren, scherzte einmal König Victor

Emanuel bei einem Hofdiner, hat die Tiara getragen (Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, der als Papst den Namen Felix V. führte), machte sich aber aus ihr so wenig, daß er sie dem Gegenpapst (Eugen IV.) vor die Füße warf. Und die Nachkommen derjenigen, die sie aufhoben, dünken sich mehr als die Nachkommen derjenigen, die sie weggeworfen! Laßt die Tölpel laufen, mich stören sie nicht.“ Dies stolze Ignoriren brachte sie jedoch zu sich; die Ungezogenheiten, die im ersten Jahre eine Regel waren, wurden schon im zweiten Jahre eine Ausnahme und hörten endlich gänzlich auf.

Die „Weißen“ erließen Einladungen an die „Schwarzen“, und ein Theil der „Schwarzen“ fand sich alsbald ein. Man that gegenseitig, als ob nichts vorgefallen wäre, als ob man sich erst gestern gesehen hätte.

Die Gesellschaft hatte sich freilich stark verändert. Anstatt der Cardinäle, Prälaten und päpstlichen Söldlinge traf man italienische Minister, Senatoren, Deputirte, Generale und jüngere Officiere, und mußte sich gestehen, daß diese neue Gesellschaft mindestens so viel werth war als die alte.

Wie sich die „Gesellschaft“ gründlich veränderte, so wurde auch Rom, die Stadt selbst, eine andere.

Wenn es Jahrtausende bedurft hat, um Denkmäler, Figuren, Gewohnheiten und Alles, was auf die heidnische Physiognomie der antiken Roma Bezug hat, nach und nach vergehen zu lassen, wenn aber immer noch außer den sofort in die Augen fallenden welthistorischen Ruinen bei

genauerer Beobachtung auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die Vorzeit in Steinen, Gestalten und Sitten bei uns wachgerufen werden, so wird es zwar auch ohne Zweifel eines gleichen Zeitraumes bedürfen, ehe das mittelalterliche Papst-Rom und dessen bis in die jetzige Zeit hineinreichender Typus, wie solcher trotz der alltäglichen Vernichtung sich uns noch offenbart, durch das moderne Italien vollständig verdrängt sein wird.

Aber der Charakter, wie ihn die Stadt vor 1870 an sich trug, ist mit einem Schlage wesentlich ein anderer geworden, und was Säcula nicht vermochten, das bewirkte der Abzug einiger Compagnien Franzosen, deren man kaum bei ihrer Innehabung Roms gewahr wurde, man hätte denn einmal an der von ihnen besetzten Engelsburg vorübergehen und sie zufällig beobachten müssen.

Sobald aber Victor Emanuel auf dem Quirinale den Thron bestieg, veränderte sich diese Todtenstadt, diese Heimath der Unglücklichen, der Lebensmüden, der Priester, Künstler und Schwärmer, diese Stätte der stillen Liebesabenteuer, dieser die frommen Gemüther der Gläubigen durch das „Roma locuta est“ beherrschende Papstsitz wie durch einen Zauber; denn symbolisirt durch die piemontesische Armee paradirte durch die Porta pia in glänzendster Prachtfülle die Politik des neuen Italien mit ihrem Gefolge: der Bureaukratie, dem Militarismus, dem Lärm, der Ungezügeltheit der Presse und aller sonstigen modernen Errungenschaften, um erst an den Säulen des Vatikans Halt zu machen, an welchem rocher de bronce ihr der

Weg vorläufig gesperrt blieb. Seit jener Zeit nahm die Stadt fast sichtlich, man möchte sagen, täglich ein anderes Bild an und strebt von nun an mit Rapidität der Gestaltung amerikanischer Metropolen zu; die neuangelegten Straßen, besonders die Via nationale, gleichen den Boulevards von San Francisco aufs Haar; die engen, charakteristischen Gassen, einst als nothwendiges Correlat südlicher Städte zur Abwehr von Hitze erachtet, werden eine nach der andern verbreitert, herrliche Paläste fallen den neuen Regierungsbauplänen zum Opfer, und bald wird das Rom Michelangelo's, Rafael's und Bramante's nur noch alten Leuten in Erinnerung sein.

Das Rom verflossener Jahrhunderte ist also größtentheils dahin und beschränkt sich immer mehr auf entlegene Gassen und Winkel.

Wie es sich nun mit den Gebäuden verhält, so auch mit dem Straßenleben. Den alten malerischen Typen begegnen wir immer seltener; die Mönche bleiben, wo sie es nur vermögen, murrend und knurrend hinter ihren hohen Mauern; das Schaugepränge der höheren Geistlichkeit, die Cardinalscarrossen und der bunte, doch immerhin dem Auge liebsame Gewänderluxus und Flittertand machen fortschrittlich dem profanen Cylinderthum und Fracke Platz; die Originalcostüme der Landleute aus den verschiedenen Gebirgsstädtchen, so mannigfaltiger Art, die schon seit Jahren spärlicher auftauchten, verschwinden gänzlich, und überhaupt Alles, was uns Nordländern als italienisch-romantisch imponirte, wird in Bälde kaum mehr schaubar sein.

Wie sich durch Aufrichtung der Herrschaft der Savoyer in der Stadt Rom das öffentliche wie das Salonleben umgestaltet hat, so ist durch den Tod Pius' IX. und die Besteigung des päpstlichen Stuhles durch Joachim Pecci das Leben im Vatican einschneidend verändert worden. Das sagt den italienischen Herren Cardinälen durchaus nicht zu. Diesen Kreisen ist jede Abweichung von der herkömmlichen Routine, die das Leben im Vatican seit beinahe drei Jahrhunderten beherrscht, ein Greuel. Gewohnt, gedankenlos in den Tag hineinzuleben, für kleinliche Interessen ohne übermäßige geistige und physische Anstrengung zu intriguiren, möglichst viel Geld zusammenzuscharren, entweder blos um es zu besitzen oder um sich das Leben möglichst angenehm zu machen, platonische Wünsche für die Wiederkehr der alten goldenen Zeiten, nicht gerade zu hegen — denn im Herzen befindet man sich auch in den bösen Zeiten von heute ganz wohl und sehnt sich kaum nach einer Veränderung der Lage — aber gewohnheitsmäßig zu äußern, um nicht in den Verdacht liberaler Gesinnung zu fallen, lachen diese Säulen der Kirche den romantischen Papst aus, der philosophische Grillen fängt und darauf große Summen verwendet, welche nach altem Herkommen dem päpstlichen Hofstaate und dessen außerhalb des Vaticans lebenden Anhange zukommen sollten und ihm daher widerrechtlich entzogen werden. Den einzigen Trost finden sie in dem Gedanken, daß aller menschlichen Voraussicht nach dies Intermezzo päpstlicher Romantik nicht mehr lange dauern könne und

ein Pius X. die guten alten Gewohnheiten der Curie wiederherstellen werde.

Aber der Mann, der für sich selbst so peinlich sparsam ist, scheut selbst die größten Ausgaben nicht, wenn er glaubt, die Interessen des Papstthums dadurch zu fördern. Seit Menschengedenken werden die Nuntiaturen nicht so reichlich mit Geldmitteln zu politischen Zwecken versehen, wie seit dem Pontificat Leo's XIII. Von der Million, welche Papst Leo zu der politischen Demonstration gegen den König Humbert, zur Gründung seines Cholera-hospitals bestimmte, will ich hier nur im Vorbeigehen Erwähnung thun. Die großen Kosten, welche die Neu-ordnung der vaticanischen Bibliothek und des vaticanischen Archivs, die Gründung der vaticanischen Schule für Paläo-graphie und Diplomatik, die Herausgabe der sämmtlichen Werke des Leibphilosophen Papst Leo's, des heiligen Tho-mas von Aquino, in Anspruch nehmen, sind auf alle Fälle gerechtfertigter, als die Unsummen, welche Pius IX. für seine Soldatenspielerei vergeudete; denn wenn auch der Erfolg dieser Unternehmungen die Absichten Papst Leo's nicht erfüllen wird, beweisen sie doch, daß Leo XIII. ein Denker ist, der die Nothwendigkeit einsieht, den verzwei-felten Vertheidigungskampf der katholischen Kirche gegen Geschichte und Wissenschaft nicht mit blindem Darein-schlagen mit Anathemen und Fäusten, sondern mit geistigen Mitteln zu führen. Im Cardinalscollegium und in der Prälatur hat man kein Verständniß für diese Kampfes-weise des Papstes und beklagt das Geld, welches dieser

aussichtslose Kampf gegen Windmühlen verschlingt, um so mehr als an die Möglichkeit, daß der oder die nächsten Nachfolger Leo's XIII. diese Einrichtungen beibehalten oder weiter entwickeln werden, Niemand in diesen Kreisen glaubt. Papst Leo kennt diese Meinungen, aber bei all' seiner sonstigen Willensschwäche läßt er sich dadurch nicht beirren und verfolgt seine Ziele mit Consequenz und Ausdauer; man möchte sagen, daß er als fünfundsiebenzigjähriger Greis Eile hat, seine Einrichtungen wenigstens so weit zu führen und zu sichern, daß ein unwissender Nachfolger sie nicht mit einem Federstrich zerstören kann.

Ueber die Umgebung des Papstes, über die „Vaticanische Gesellschaft" gab vor fast zwei Jahren der berühmte Correspondent der Nationalzeitung in Rom, dessen Ausführungen wir bereits mehrfach gefolgt sind, sein schwerwiegendes Urtheil dahin ab: „Ich kann es nicht verhehlen, daß, wenn ich auf den Vatican blicke oder innerhalb seiner Mauern den Troß dieser vielfarbigen geistlichen Mediocritäten und Nullitäten ansehe, mich ein vernichtendes Schamgefühl befällt. Keine dieser schwarzen, violetten und purpurnen Gestalten wäre in England oder im protestantischen Deutschland im Stande, die Stelle eines Gymnasiallehrers, eines Werkmeisters in einer Fabrik oder eines untergeordneten Büreaubeamten in einer öffentlichen Administration auszufüllen, weil ihnen das hierzu nöthige bescheidene Ausmaß von allgemeiner und Fachbildung fehlt.

Und doch sind es diese Menschen, welche im Vatican

Regen und Sonnenschein machen, das heißt, den Verstand und das Gewissen einer Religionsgenossenschaft von 180 Millionen aller Völker der Erde leiten und beherrschen, oder, wie es in der herkömmlichen Terminologie genannt wird, „die Kirche regieren“. In der Ferne, wo man die Wirkungen, nicht aber den Mechanismus sieht, der sie hervorbringt, nimmt sich dies bisweilen imposant aus; in der Nähe betrachtet, ist es freilich anders, und nicht nur nicht imposant, sondern armselig und kümmerlich. Und so wie heute wird es wohl auch früher gewesen sein. Wenn das Papstthum eine Weltmacht geworden ist, verdankt es dies nicht so sehr der geistigen Größe einzelner Persönlichkeiten, als der gewandten Ausbeutung seines Anspruches auf göttliche Einsetzung, auf fortwährende göttliche Inspiration und göttlichen Beistand, und der Consequenz, mit welcher es den darauf begründeten Anspruch festhielt, über allen irdischen Mächten zu stehen und ihnen seinen Willen als göttliches Gebot aufzuerlegen. Diese Ansprüche wurden zwar durch das Schisma des Orients, durch die Reformation und die fortschreitende Emancipation der Menschheit von der Dictatur der Kirche stetig erschüttert, und werden heute nur noch von einer des Denkens unfähigen und aller humanen Bildung baren Masse anerkannt und als Parteiwaffe von einer Anzahl politischer Streber und Intriguanten ausgebeutet. Aber das Papstthum fährt fort, sich den Anschein zu geben, als ob alle Weltereignisse, welche die europäische Menschheit seit länger als einem Jahrtausend bewegen, blos eine Phantasmagorie

wären, die das Papstthum gar nicht zu bemerken brauchte, da sie es nicht berühren können. Und dies glaubt es um so mehr thun zu können, als die Mehrzahl der europäischen Regierungen, aller geschichtlichen Erfahrung zum Trotz, fortfährt, sich einzubilden, daß conservative politische und sociale Interessen keinen festeren Stützpunkt haben können als das Papstthum in seiner Eigenschaft als eine mit dem Autoritätsprincip stehende und fallende Institution, welche gleichwohl, um die Autorität des Staates zu brechen und den Staat der Autorität der Kirche zu unterwerfen, das Bündniß mit den extremsten, jeder Autorität feindseligsten Parteien nicht verschmäht und selbst den Königsmord unter Umständen nicht blos erlaubt, sondern zur Gewissenspflicht ihrer Gläubigen stempelt und sich das Recht anmaßt, ihre Gläubigen von der Erfüllung jeder aus einem Eide hervorgehenden Verpflichtung zu befreien, wenn sie diese Verpflichtung als ihren Interessen abträglich ansieht. Dies ist nicht etwa eine esoterische Lehre des Sündenbockes des politischen Papstthums, des Jesuitenordens, denn die Lehre Mariana's ist niemals von der Kirche als solcher zurückgewiesen und verurtheilt worden, sondern ist die constante Norm der katholischen Kirche, welche sich in der vielberufenen Aeußerung des Nuntius und späteren Cardinals Meglia zu Herrn von Varnbüler und in der Verurtheilung der österreichischen Verfassung durch Pius IX. noch in jüngster Zeit ausspricht."

Um uns nun den Vorwurf zu ersparen, in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben, wollen

wir Herrn des Houx begleiten, der mit einer französischen Pilgerschar von Leo XIII. Anfang dieses Jahres in Audienz empfangen wurde. Die Audienz der Pilger fand in dem großen herzoglichen Saale, einer Art großer Gallerie, statt, welche aus den Loggien der zweiten Etage zum königlichen Saale führt, einem Vorzimmer der Sixtinischen Capelle. Die Schweizer in ihrem malerischen Costüme, das aus gelb und blau auf rothem Grunde bunt zusammengesetzt ist, mit ihrem spitzen Helm, den ein weißer Federbusch bedeckt, die Hellebarde in der Hand, haben den Ordnungsdienst. Die Kämmerer, stolz auf ihren Faltenkragen, ihr schwarzseidenes Wamms, das mit Sammet überladen ist, auf ihr seidenes, fest anschließendes Tricot und auf ihr mit langer Feder geziertes Barett, gehen in theatralischem Schritt hin und her. Man langweilt sich nie, wenn man auf den Papst wartet. Der Vatican hat Ueberfluß an merkwürdigen und belustigenden Erscheinungen. Es ist fast der einzige Ort der westlichen Welt, wo sich der tägliche Gebrauch der reichen Costüme und der großartigen Decorationen erhalten hat, wo die oberste Staatsgewalt ein malerisches Aeußere bewahrt hat: Garden, Kammerherren, Ehrengeleite, Officiere mit Federbusch, und wo der Hof ein glänzendes Ceremoniell beobachtet. Ein Diplomat, der in Constantinopel gelebt hat, behauptete ohne Bosheit, daß dem Vatican Seiner Heiligkeit nichts ähnlicher sähe, als der Serail Seiner Hoheit.

Gegen 12½ Uhr öffnen sich die schweren Portieren, welche die Thür zur Rechten des Thrones schließen. Die

Nobelgarden erscheinen, den Helm auf dem Kopfe, den Degen in der Faust; die Anwesenden erheben sich. Man zittert vor religiöser Erwartung. Die dienstthuenden Prälaten voran, zwei zu zwei, hinter ihnen Mgr. Macchi, der dienstthuende Kammerherr, Mgr. Cetaldi, der Ceremonienmeister, in großer Uniform der apostolische Obergeheimschreiber; dann kommen die dem Throne assistirenden Bischöfe und Erzbischöfe, endlich die Cardinäle in kleinem Festanzuge: nämlich in schwarzer Robe, kleinem Bischofsmantel und rothem Mantel, das Barett in der Hand. Diese setzen sich im Kreise um den Thron auf Schemel, die Bischöfe und Erzbischöfe bleiben stehen. Endlich, endlich erscheint der Papst: Alles fällt auf die Kniee, mit Ausnahme der Cardinäle, welche sich erheben. Die Wirkung dieses Zuges ist bedeutend; auf die violetten Costüme folgen die rothen, endlich der Papst in weiß.

Leo XIII. segnet langsam mit graziöser und unübertrefflicher Handbewegung alle Anwesenden. Sein Mund lächelt, er hat nicht den hämischen, fast Voltairischen Ausdruck, den ihm die meisten Photographien geben. Im Gegentheil, das Lächeln möchte eher sanft und väterlich scheinen; das Auge ist sehr schwarz und sehr glänzend; sein ernstfrommes Gesicht mit den stark ausgeprägten Zügen hat einen freundlichen und wohlwollenden Ausdruck angenommen.

Es mag Leo XIII. wohl einige Mühe gekostet haben, sein Gesicht, so wie die Natur es gemacht hatte, seiner erhabenen Stellung anzupassen. Vielleicht auch gestaltet

die Seele eines Papstes mit der Zeit die Gesichtszüge um und schafft durch eine zweite Natur eine majestätische und sanfte Physiognomie: Leo XIII. hat während der ersten Jahre seines Pontificats sein heftiges Temperament zähmen oder wenigstens mäßigen müssen.

Bei der großen Audienz, welche in der großen Concils-Capelle in St. Peter mehr als 30 000 italienische Pilger vereinigte, sah der entfernter Stehende den Papst wohl, aber er hörte kein Wort seiner Rede; seine Gesticulation schien von äußerster Heftigkeit, er zerarbeitete sich in gewaltsamster Erregung. Man hätte denken können, er hielte eine furchtbare Strafpredigt: es war aber eine honigreiche Homilie, fast ein Idyll.

Eine von den Besuchern Roms gewünschte Aufregung besteht darin, der Privatmesse des Pontifex beizuwohnen. Je nach der Zahl der zugelassenen Familien ist der Thron entweder im Thronsaal oder in dem größeren Saale des Consistoriums, der die Ecken des Palastes bildet, aufgestellt. Die Damen müssen in schwarzem Kleid und Mantille erscheinen, da die Frauenhüte in der Gegenwart des Papstes verbannt sind, ebenso wie helle Toiletten.

Der Papst Leo XIII. spricht die Messe mit majestätischer Salbung, die nichts von Langweiligkeit hat.

Seitdem der Papst „in Gefangenschaft" ist, celebrirt er nie mehr die Pontificalmesse öffentlich, aber jedes Jahr am 8. Februar celebrirt man vor Sr. Heiligkeit eine feierliche Messe in der Sixtinischen Capelle zum Andenken an Papst Pius IX. Das diplomatische Corps wird ein-

geladen, die römischen Patricier, die Mitglieder des päpstlichen Hofes, die Ritter des souveränen Malthesen-Ordens nehmen ihren Platz am Hofe ein; der Papst ist in der Capelle und ertheilt die Absolution. Bei dieser Ceremonie, die namentlich durch die Gegenwart des Papstes Eindruck macht, wird kein Pomp entfaltet.

Am Jahrestage seiner Krönung entfaltet Leo XIII. allen Glanz. Dies ist der einzige Tag im Jahre, an dem der Papst erscheint mit der Tiara auf dem Haupte und auf seiner sedia gestatoria (Tragsessel) getragen. Nichts ist imposanter als dieser Zug. Nachdem die Prälaten, die Bischöfe und das Heilige Collegium vorübergezogen sind, bemerkt man in der Ferne des herzoglichen Saales die Sedia, welche 8 Stalldiener in karmoisinrothem Anzuge auf ihren Schultern tragen. Um den Papst, dessen Tiara funkelt, halten 4 Schweizer auf der Schulter das zweihändige Schwert, ein Sinnbild der vier Cantone, die sich das Privilegium erworben haben, die Garde des Vaticans zu rekrutiren. Die Tiara steht freilich, man kann es nicht leugnen, dem Gesichte Leo's XIII. nicht gut, das für eine so majestätische Kopfbedeckung zu klein ist. Auf beiden Seiten Sr. Heiligkeit trägt man die flabelli, eine Art großer Fächer von weißen Federn, von denen die Schaubühnen das Vorbild für den Zug der Opernkönige und -Königinnen entlehnt haben.

Den Empfindungen eines Protestanten — oder besser, eines modernen Menschen bei solch' einem päpstlichen Aufzuge leiht Paul Heyse Ausdruck in den Worten:

„Auf dem Sessel herumgetragen, schläfrig in das knieende Volk den Segen nickend, von Weihrauchwolken umqualmt, von Pfauenwedeln, einem Dalai-Lama gleich, umfächelt.“

So imposant auch diese päpstlichen Umzüge im Vatican sind, so muß man doch zugeben, daß die Säle und Gallerien des Palastes sich wenig für die Entfaltung des herkömmlichen Pompes eignen. Die Basilica St. Peter bietet allein hinreichend große Proportionen für die Triumphe der Kirche.

Leo XIII. liebt es, sich mit dem prachtvollsten Glanze zu umgeben. Jeden Tag macht er zu Wagen seinen Ausflug in seine Gärten, und Nobelgarden geleiten ihn. Seine Kämmerer bilden sein Gefolge, als ob er die Straßen Rom's durcheile. Die Ceremonie der Krönung, die jedes Jahr wiederholt wird mit ihrem fürstlichen Glanze, gefällt ihm ganz besonders. Er hat auch den Glanz der öffentlichen Consistorien erhöht, welche in dem königlichen Saale gehalten werden; die Sänger der Sixtinischen Capelle lassen dort ihre schönen Motetten hören; der Papst wird dorthin auf der Sedia getragen, und wenn er vor der diplomatischen Tribüne vorüberkommt, richtet er sein graziöses Lächeln an die Gesandten, die an seinem glänzenden Hofe den königlichen und den Charakter des Herrschers bestätigen.

Das genaue Ceremoniell bei den Privat-Audienzen ist folgendes: Ein vom Mgr. Macchi gesandtes Billet bestimmt den Tag und die Stunde der Audienz und be-

zeichnet die nothwendige Toilette: schwarzer Rock und Orden, und fordert den Geladenen auf, dem Papst keine Bittschriften zu überreichen, die von der Canzlei oder den Congregationen ressortirten. Meistens finden die Audienzen um Mittag statt.

Man wird in den Thronsaal geführt, der als Wartesaal dient. Wenn der Kanonenschuß von der Engelsburg Mittag ankündigt, nehmen die Nobel-Garden und die Kämmerer ihren Dienst auf und beziehen die Wache der Gemächer. Die wachthabenden Kämmerer empfangen den Geladenen und unterhalten sich gemüthlich mit ihm. Gewöhnlich empfängt der Papst vor Mittag Cardinäle, Bischöfe und Gesandte. Wenn der Papst frei ist, holt Mgr. Macchi den Besuch, öffnet die Thür und meldet ihn. Der Papst sitzt in einem großen Sessel und macht ein Zeichen mit der Hand: man fällt zum ersten Male auf die Kniee; in der Mitte des Zimmers eine zweite Kniebeugung, endlich eine dritte Beugung vor dem Papste, der seinen Pantoffel, welcher mit einem großen goldenen Kreuze geschmückt ist, zum Kusse reicht, dann den Ring seiner rechten Hand, einen herrlichen Sapphir.

Nach den Kniebeugungen richtet der Papst den Eingetretenen auf und ergreift zuerst das Wort.

Fast immer steht er, indem er sich dabei auf eine große Console stützt, das einzige Möbel im Zimmer, in dem er Audienz gibt. Die Cardinäle bewahren das Privilegium, sich auf die beiden Schemel zu setzen, welche zu jeder Seite des päpstlichen Stuhles stehen. Leo XIII.

verlängert gern diese Privatunterhaltungen, mit denen er jedoch sich sehr geizig zeigt; es ist nicht selten, daß diese Privataudienzen die Dauer von einer Stunde überschreiten. Der Heilige Vater spricht viel und lange, er achtet auf sich beim Sprechen, das zuweilen lebhaft und zu einer farbenreichen Beredtsamkeit wird, die er in seinen öffentlichen Reden sich nicht gestattet. Wenn er die Handbewegung zur Verabschiedung des Besuches macht, fällt man auf die Kniee; während man wiederum Fuß und Hand küßt, spricht er die Formel des apostolischen Segens. Manchmal kommt es vor, daß der Heilige Vater dann eine neue Unterhaltung beginnt, während man auf den Knieen bleibt. Man muß rücklings hinausgehen, indem man die drei Kniebeugungen wiederholt.

Nur die herrschaftlichen zweispännigen Wagen dürfen in den Hof St. Damase fahren zum Fuße der päpstlichen Treppe.

Der Papst scheint noch recht kräftig, trotz seiner Magerkeit und eines sehr bemerkbaren greisenhaften Zitterns. Seine weißen, an den Schläfen zu Locken gesammelten Haare geben ihm das Aussehen eines jener frischen und schmucken Greise des letzten Jahrhunderts. Die weiße Soutane scheint ihn nur wie der Schatten seines Körpers einzuhüllen, gerade Körperlichkeit genug, um eine Seele zurückzuhalten. Der Papst steigt auf den Thron und erneuert den Segen, während die Pilger begeisterte Rufe ausstoßen. Endlich setzt er sich und mit ihm das Heilige Collegium; die übrigen Anwesenden erheben sich und bleiben stehen.

Der Pater Picard liest zu Füßen des Thrones knieend seine Anrede mit feierlicher Stimme; aber man hört nicht recht zu: Jeder wartet auf das Wort des Papstes. Wenn der Pater geendet hat, küßt er den Fuß und die Hand des Pontifex: Leo XIII. erhebt sich und beginnt mit kräftiger, aber etwas zitternder Stimme mit italienischen Accent seine Rede.

Die Handbewegung geht den Worten vielmehr voran, als daß sie dieselben begleitet; die Arme machen im Voraus das Wort, das kommen wird, wichtig: Leo XIII. scheint die ganze Welt einzuladen, seine Gedanken anzunehmen. Zu gleicher Zeit folgt sein Haupt der Bewegung der Arme, die Stirne zieht sich in Falten oder glättet sich, die Augen zürnen oder flehen. Der Mund zeigt ein liebenswürdiges oder sarkastisches Lächeln. Die Haltung Leo's XIII. beim Reden zu studiren, ist höchst interessant; sie ist nicht gerade klassisch, aber sie verleiht der Rede eine akademische Breite, eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit, die man in dem gedruckten Text nicht wiederfindet.

Aber Leo verlangt von dem Vortrag und dem Mienenspiel die gewaltigen Wirkungen, die er absichtlich den Worten seiner Rede genommen hat. Indem er die Leidenschaftlichkeit seiner Hörer schont, spricht er zu ihren Sinnen. Hört ihn, so ist er ein Volkstribun, lest ihn, so ist er ein kluger und kalter Diplomat. Für einen solchen hält ihn ja bekanntermaßen selbst die größte Autorität auf diesem Gebiete — Bismarck.

IX.

Im Quirinal.

„Von Novara nach Rom!“ Es klingt schon heute uns wie ein Mythus, uns, die wir es doch selbst miterlebt haben, daß dieser unerhörte Schicksalswechsel sich in dem kurzen Zeitraum von 21 Jahren vollzog. Lebhaft erinnern wir uns des Tages von Novara. Karl Albert konnte es nicht überwinden, daß die Italiener ihm 1848 mißtraut und ihn im Stiche gelassen hatten. Er wußte, daß er einen schweren Verrath zu sühnen hatte, aber er war sich auch der selbstlosen Aufopferung für Italien bewußt, und doch sah man in ihm nur den Verräther von ehemals. Er wollte sich vor dem italienischen Volke rehabilitiren, denn er konnte die Schmach von 1848 nicht ertragen, und so stürzte er sich in den Krieg von 1849. Wie vorauszusehen war, wurde er geschlagen und abdicirte auf dem Schlachtfelde. Sein Sohn übernahm die traurigen Reste einer vernichteten Armee und ein erschöpftes Land, welches er gegen einen übermächtigen Feind nicht vertheidigen, für welches er in ganz Europa keinen Bundesgenossen finden konnte.

Victor Emanuel ging in Radetzky's Hauptquartier, um Frieden bittend. Der alte Marschall wollte den jungen König den Kelch des Leidens und der Demüthigung

bis auf die Hefe leeren lassen. Er ließ den König einen halben Tag antichambriren, und als er ihn endlich vorließ, behandelte er ihn mit einer Rauhheit, wie er sie selbst die Mailänder Rebellen von 1848 nicht hatte fühlen lassen. Er sagte dem unglücklichen jungen Könige, er lasse ihm die Freiheit, und wenn er ihm sein Land nicht nehme, so thue er es blos deshalb nicht, weil er die Pläne der Wiener Camarilla nicht fördern wolle. Dies war der erste Tag der Regierung Victor Emanuel's. Radetzky's empörendes Benehmen wurde ein Segen für Italien. Im Jahre 1866, nach seinem Einzuge in Venedig, sagte der König zu einem Diplomaten, der ihn beglückwünschte: „Das Glück hat mich begünstigt, wie nur wenige Menschen. Als ich in Venedig einzog, dachte ich an den Tag von Novara und an den Unterschied von damals und heute. Aber mein Glück stammt von jenem Tage her. Ich hatte geschworen, meinen unglücklichen Vater zu rächen und sein Werk durchzuführen, Italien frei und einig zu machen. Darüber habe ich mich selbst vergessen. Der Schatten meines Vaters und das Bild Italiens verfolgten mich Tag und Nacht. Ich habe Unmenschliches geduldet, aber ich ließ den Muth nicht sinken. Das Volk hat dies instinktmäßig erkannt und vertraute mir, weil es fühlte, daß ich nicht im Stande wäre, es zu täuschen. Und so bin ich nach Mailand, Neapel, Florenz und Venedig gekommen, und so denke ich, werde ich auch noch nach Rom kommen."

Das Glück hat allerdings Ungeheures für Victor

Emanuel gethan; wäre er aber nicht der Mann gewesen, der er war, so würde das Glück sein Füllhorn schon damit erschöpft haben, daß es ihn als König von Sardinien von Radetzky's Gnaden hätte in Turin fortvegetiren lassen. Daß er gelobt hatte, seinen unglücklichen Vater zu rächen, und seinen Schwur hielt, daß er dem drohenden Drängen Oesterreichs und Frankreichs widerstehend, in seinem kleinen Staate die Verfassung aufrecht erhielt; daß er nach dem Verrathe Napoleon's an dem Vertrage von Plombières den Züricher Frieden nicht ratificirte; daß er niemals, unter keiner Bedingung auf die Erwerbung Roms Verzicht leisten wolle, obgleich er überzeugt war, daß sowohl Napoleon als Oesterreich ihm den Besitz Roms streitig machen würden: alles das sind persönliche Verdienste Victor Emanuel's, ohne welche alle Gunstbezeugungen des Glückes ihn nicht zu dem hätten machen können, was er geworden ist — zum Re galantuomo, zum König-Ehrenmann, der, außer den Clerikalen, kaum einen persönlichen Feind in seinem Staate hatte. Diese glänzenden Vorzüge lassen seine Schwächen verschwindend klein erscheinen. Ein Mann von heftigen Leidenschaften, gab er sich nur zu leicht sinnlichen Reizen hin, und gerieth dadurch in Abhängigkeit von unwürdigen Personen, die das Decorum der Krone compromittirten und nachtheilig auf die wirthschaftliche Lage des Hofhaltes wirkten. Hohe Civilliste und Finanznoth des Landes: das machte schlechte Stimmung, wenn auch der König für seine Person wenig brauchte. Damit hing auch eine andere Schattenseite zusammen, die das

Bild des Königs trübte, wie jene das Bild des Menschen. Als er sein fünfundzwanzigstes Regierungsjubiläum feierte, sagte in dieser Beziehung ein Berliner Blatt: „Er überläßt das Regieren zu sehr seinen jeweiligen Ministern und findet es nicht der Mühe für werth, sich in ruhigen, normalen Verhältnissen nach dem Gang der Regierungsmaschine umzusehen. Droht eine politische Krise, so liebt es Victor Emanuel, sich mit Männern aller politischen Parteien zu besprechen, und ihre Meinung anzuhören, aber er entscheidet durchaus selbstständig. Er kennt alle Parteien, alle Fractionen, alle Schattirungen aufs genaueste, ihre Persönlichkeiten, ihre Interessen, ihre Zwecke: er soll ein außergewöhnlich scharfes und richtiges politisches Urtheil haben und sich durch persönliche Sympathieen oder Antipathien in der Politik nicht beherrschen lassen. Hat er einmal seinen Entschluß gefaßt und sein Ministerium bestellt, so läßt er dieses schalten und walten, wie es eben mag. Nicht daß er auf irgend einen Minister oder ein Ministerium ein übermäßiges Vertrauen setzte — dies liegt weder im Blute noch in den Traditionen des Hauses Savoyen — glaubt er mit der Annahme eines Ministeriums seine Pflicht erschöpft zu haben. Er legt der Wirksamkeit des jeweiligen Ministeriums keine Hindernisse in den Weg, unterzeichnet, ohne sie weiter anzusehen, jährlich wenigstens 10000 verschiedene Decrete, nie aber ist gehört worden, daß er jemals seine Minister in irgend welcher Weise durch seinen ungeheuren persönlichen Einfluß gefördert habe. Daher sagt man von ihm in Italien,

daß er Personen, denen er notorisch wohl will, von dem Augenblick an hasse, wo sie seine Minister werden, und daß er, wenn er die Minister scherzweise seine Padroni nenne, an diesem scheinbaren Verhältnisse durchaus keinen Gefallen finde.

„Ein constitutioneller Doctrinär mag dies ganz correct finden und die Indifferenz des Königs als die leibhaftige „Charte vérité“ preisen; wir tadeln sie im Interesse Italiens und Victor Emanuel's selbst und endlich auch im Interesse Deutschlands, das so vielfach mit dem Interesse Italiens verknüpft und verschlungen ist. Wir meinen keineswegs, daß der König sich mit administrativen Detailfragen befassen oder gar in den Lauf der Justizverwaltung eingreifen darf; aber es ist keine unbillige Forderung, daß er sich für den allgemeinen Gang der Regierung interessiren und, allerdings nicht direct, wohl aber durch sein Ministerium, die Beseitigung bemerkter Mißstände veranlassen sollte. Italiens innere Verwaltung, seine Armee und seine Flotte würden sich unstreitig in besserer Lage befinden, wenn sich der König mehr dafür interessirt und die Verwaltung seiner oft ganz unfähigen Minister besser controllirt hätte. Freilich trifft die Schuld zunächst seine Minister selbst, die ihm keine solche Theilnahme einzuflößen gewußt oder ihm in ihrem persönlichen Interesse diese verleidet haben. Aber Victor Emanuel hat stets gewußt, daß das Amt des Königs nicht allein in der Sanction verfassungsmäßiger Gesetze und in der Sanction königlicher Decrete bestehe. Etwas mehr poli-

tische Thätigkeit hätte auch auf sein Privatleben einen veredelnden Einfluß geübt und uns die Vorwürfe erspart, welche wir ihm deshalb zu machen bemüßigt waren."

Doch das sind abgethane Sachen. Italien ist frei und einig durch Victor Emanuel geworden, und Rom nicht mehr eine bloße päpstliche, sondern eine Königsstadt geworden.

Victor Emanuel starb im Januar 1878. Das ursprünglich auf den 15. desselben Monats angesetzte Leichenbegängniß mußte um zwei Tage hinausgeschoben werden, weil die Königin von Portugal ihren Vater noch einmal zu sehen wünschte, und ungeachtet aller möglichen Beschleunigung der Reise von Lissabon nach Rom in keinem Falle vor Dienstag Abend eintreffen konnte. Dadurch wurde die zur Decoration des Pantheon nöthige Zeit gewonnen, aber die Verwesung der Leiche schritt so rasch fort, daß Professor Brunetti von Padua berufen werden mußte, um einen letzten Versuch zu machen, dem Verwesungsproceß auf einen oder zwei Tage Einhalt zu thun. Dies gelang schließlich, und das durch die erste Einbalsamirung unkenntlich gewordene Gesicht bekam wieder seine natürliche Form. Endlich waren auch alle fremden fürstlichen Persönlichkeiten und Specialgesandten der europäischen Mächte angekommen. Die telegraphische Anzeige der Reise des deutschen Kronprinzen und des Erzherzogs Rainer nach Rom wurde mit außerordentlicher Befriedigung aufgenommen. Sie schmeichelte nicht blos dem nationalen Stolze, sondern wurde auch besonders in ihrer politischen

Bedeutung gewürdigt. Man erinnerte sich aller geistlichen und weltlichen Cabalen, welche vor drei Jahren in Berlin von Jesuiten im Talar, im Frack und im Unterrock gesponnen worden waren, um den Besuch des deutschen Kronprinzen in Rom zu hintertreiben und ihn zu nöthigen, zum König Victor Emanuel nach Neapel zu reisen, ohne in Rom auch nur aus dem Wagen zu steigen. Diese Erinnerung und die in Rom lebhafter als irgendwo in Italien empfundene Dankbarkeit gegen Deutschland ließen die Hierherkunft des deutschen Kronprinzen willkommener erscheinen, als die irgend eines anderen europäischen Fürsten, und bereiteten ihm auf seiner ganzen Reise durch Italien und in Rom eine Reihe von Ovationen, welche sie zu einem Triumphzug machten. Der Erbe der deutschen Kaiserkrone in Rom, als ersehnter Gast und persönlicher Freund des Erben der Krone Victor Emanuel's, ist in der That eine Erscheinung, in welcher sich ein unermeßlicher Triumph des geistigen und politischen Fortschrittes der europäischen Menschheit verkörpert.

Doch wurde auch die Bedeutung der Ankunft des Erzherzogs Rainer nicht unterschätzt. Ein österreichischer Erzherzog in Rom, dem Sitze des Papstthums, beim Leichenbegängniß des ersten Königs von Italien, war noch vor vier Jahren eine unmögliche, undenkbare Erscheinung. Man war dem Kaiser Franz Joseph doppelt dankbar, daß er diese denkwürdige Mission einem Schwager des Königs Victor Emanuel und Oheim des Königs Humbert übertrug. Die Aufnahme, welche Erzherzog Rainer hier

beim Volke und in politischen Kreisen fand, konnte daher nicht anders als herzlich und ehrerbietig sein.

Schmerzlich vermißt wurde die Abwesenheit eines russischen Prinzen, allein bei den herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Höfen und Regierungen konnte es Niemand in den Sinn kommen, sie einem andern Grunde als dem Kriege und der orientalischen Krise zuzuschreiben. Dagegen aber erregte es die allgemeinste Entrüstung, daß die Königin Victoria es nicht der Mühe werth fand, einen von ihren Söhnen und Schwiegersöhnen zur Todtenfeier des ehemaligen Alliirten abzusenden, sondern sich von einem einfachen Lord in waiting vertreten ließ, und daß sie in ihrer, am Tage des Leichenbegängnisses verlesenen Thronrede auch nicht ein Wort über den Tod des von ganz Europa betrauerten Königs sagte, gleich als ob er im Augenblick seines Todes als Feind in Waffen gegen England gestanden hätte. Daß Marschall Canrobert vom Hofe mit gewohnter Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, von dem römischen Volke aber vollständig ignorirt wurde, liegt in der Natur der Verhältnisse und der peinlichen Erinnerungen, welche die Erscheinung eines Napoleonischen Marschalls bei den Römern wachrufen mußte.

Endlich war der Tag des königlichen Leichenbegängnisses angebrochen. Die Nacht über wogte es in den Straßen von den Zehntausenden von Menschen, welche keine Unterkunft in Rom gefunden hatten und nothgedrungen die Nacht auf der Straße zubringen mußten. Selbst im Coliseo übernachteten zur Leichenfeier eingetroffene Truppen:

„Genuesische Lanzenreiter, ihrem todten König ein letzt' Geleit zu geben, hatten jagend die ungeheure Strecke in drei Tagen zurückgelegt und Obdach hier gefunden im alten Riesenrundbau."

Der Tag ließ sich unfreundlich an. Dichte, mit Regen drohende Wolken bedeckten den Himmel, und in den Morgenstunden schien es, daß ein feiner kalter Regen die Feier stören würde; doch ging der Tag nicht blos ohne Regen ab, sondern es heiterte sich gegen 1 Uhr Nachmittags auf und eine blasse Sonne leuchtete dem betrauerten König ins Grab nach. Da das Pantheon als Ziel des Leichenbegängnisses bekannt war, wußte man in vorhinein, durch welche Straßen der Leichenzug sich dahin bewegen würde. Das officielle Reglement wurde aber erst in den Abendstunden des Mittwochs angeschlagen. Schon mit dem Tagesanbruch faßten, angefangen von der Via Quattra Fontane, Piazza di Spagna, Via Babbuino, Piazza del Popolo und den Corso hinab wenigstens 200,000 Menschen aller Stände Posto. Als gegen 7 Uhr Morgens das Militär sich in diesen Straßen aufstellte, um Spalier zu bilden, waren alle Trottoirs schon vom Volke erobert, alle Fenster, Balcons und Dächer dicht besetzt. Die Häuser waren in der ganzen Stadt schon seit dem Todestag des Königs beflaggt; die schöne Tricolore, halb aufgerollt, war theils mit schwarzem Flor verhüllt, theils von langen Florbändern umflattert; vor den Fenstern hingen schwarze Trauerteppiche mit Lorbeer- und Eichenkränzen in der Mitte. Auf allen Plätzen und an allen Mündungen der Querstraßen waren schwarz-

weiß oder schwarz-gelb angestrichene Venetianer Mastbäume mit Tricoloren und riesigen Festons und Guirlanden von grünem Reisig aufgerichtet. Sonderbarer Weise hatte man vergessen, die Gaslaternen anzuzünden, und verlor dadurch einen, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, mächtig ergreifend wirkenden Eindruck.

Das Reglement des Leichenzuges ist das überall mit unbedeutenden Varianten übliche gewesen. Voran und am Schluß Cavallerie und Artillerie, schwere und leichte Infanterie; die höchsten Civilbehörden und die Magistratur, die Generäle des Heeres, das Parlament, das diplomatische Corps, die fremden Specialgesandten, die italienischen und fremden Prinzen, acht Priester der Kirche San Vincenzo und Anastasio auf Piazza Trevi als Pfarrkirche des Quirinals im Chorhemd unter Vortragung des Kreuzes. Dem von Turin hierher gebrachten, reichen und nicht geschmacklos decorirten, von acht schwarzbedeckten Rappen gezogenen Leichenwagen, dessen Schnüre vom Ministerpräsidenten und dem Minister des Innern, vom Senats- und Kammerpräsidenten und von zwei Annunciaten-Rittern gehalten wurden, ritt voran der erste Generaladjutant des Königs, Medici, dessen blankes Schwert auf einem schwarzen Sammetkissen tragend; unmittelbar nach dem Leichenwagen folgte der Kanzler der königlichen Orden, Correnti, mit der auf einem schwarzen Sammetkissen getragenen longobardischen „Eisernen Krone“, der ältesten, aus dem sechsten Jahrhundert stammenden Fürstenkrone Europas. Hierauf folgten — ein glücklicher Einfall des Kriegsministers

Mezzacapo — die Fahnen sämmtlicher Regimenter der italienischen Armee, von Officieren getragen, und schließlich die nahezu 3000 Deputationen verschiedener Corporationen und Vereine aller, auch der entlegensten Städte Italiens mit ihren Fahnen. Am imposantesten präsentirten sich die Präsidenten und Räthe der Cassationshöfe in purpurrothen, sammtnen, mit Hermelin verbrämten Talarroben und mit florverhüllten Schärpen; die sympathischste Aufnahme aber fanden die Fahnen der Armee, die Mehrzahl von Kugeln zerschossen, (von manchen sind kaum noch einige tricolore Streifen am Schaft übrig und mit Kriegsmedaillen behangen); als das Volk sie erblickte, zog es ehrerbietig den Hut, wie vor dem Leichenwagen, der den todten König trug. Wir wollen die Feier nicht weiter beschreiben, sondern ein höchst merkwürdiges Moment hervorheben, d. i. die große Theilnahme der römischen Geistlichkeit bis in die höchsten Kreise an dem Tode, wenn auch nicht an dem Leichenbegängniß, des Königs Victor Emanuel. In katholischen Kreisen verstimmte diese Haltung ihrer eigenen Geistlichkeit sehr. Um daher eine Vorstellung zu geben, wie man bei den Feinden des modernen Staates, bei den Gegnern des Königreichs Italien und Victor Emanuel's, wie man im Lager der Ultramontanen argumentirte, lassen wir hier die Aeußerungen eines hervorragenden Mitgliedes des Centrums folgen:

Die zu tolle Abgötterei, welche mit Victor Emanuel nach seinem Tode seitens des großen Haufens getrieben wird, läßt sich begreifen und entschuldigen, wenn man

den zu Ueberschwenglichkeiten geneigten Charakter des leicht erregbaren Italieners in Betracht zieht. Die Zeiten des alten heidnischen Roms mit der Apotheose seiner kaiserlichen Tyrannei sind zurückgekehrt mit dem einzigen Unterschiede, daß der Cadaver nicht verbrannt wird; an den über dem Scheiterhaufen aufgelassenen Adler erinnert der mächtige Vogel aus Pappe, der auf der Firste des Pantheon aufgestellt worden ist, wo der König begraben worden ist. Mögen immerhin die Anhänger der Regierung in Huldigungen und Verherrlichungen das Kühnste leisten und die „Liberalen" und Republikaner um keinen Schritt hinter jenen zurückstehen; hat doch Victor Emanuel ihren Traum vom Einheitsstaate verwirklicht und sich sein Leben lang als gehorsamer Handlanger der Secte erwiesen. Allein, daß auch die katholische Presse, daß der Clerus Italiens und selbst die Bischöfe und sogar Cardinäle sich von dem allgemeinen Schwindel haben fortreißen lassen, das ist empörend. Wenn man die katholischen Zeitungen, wenn man die Hirtenbriefe mancher Bischöfe liest, so muß man in der That glauben, daß Victor Emanuel ein halber Heiliger war, dessen Canonisationsproceß baldmöglichst einzuleiten sein wird, daß die Kirche in Italien ihn zu ihren größten Wohlthätern zählt, der die Orden nicht aufgehoben und ihr Gut eingezogen, sondern sie unter seinen väterlichsten Schutz genommen, der die Bischöfe nicht beraubt und in die Gefängnisse geworfen, sondern ihrer seelsorglichen Thätigkeit die weitesten Bahnen geöffnet, der den Papst nicht entthront und durch seine

ganze Regierung die Prophezeihung des Crux de cruce wahr gemacht, sondern als ein zweiter Constantin Papstthum und Kirche zur größten Glorie emporgehoben hat. Wenn man dem Verstorbenen die ungeheure Schuld vergißt, die er wider die Kirche, deren Sohn er sich nannte, begangen hat, wenn man der Freude Ausdruck gibt, daß Gott ihm in seiner letzten Stunde die Gnade vergönnt hat, beichten zu können, wenn man dem h. Vater dankt, daß er dem Sterbenden das Wort der Vergebung und Verzeihung zugerufen, so ist das christlich und schön und lobenswerth. Und ebenso ist es durchaus höchst zweckdienlich, daß in allen Kirchen des Landes Seelenmessen für den König angeordnet wurden. Allein, wenn z. B. die „Voce" ihn gleich in ihrem ersten Artikel als den größten Mann des Jahrhunderts preist und Napoleon III. und Bismarck als Stümper neben ihn hinstellt; wenn einzelne Hirtenbriefe der Bischöfe in Lobhudeleien so sehr alles Maß überschreiten, daß der dem Vatican nahe stehende „Osservatore" erklärt, sie nicht abdrucken zu können, dann ist das eine Charakterlosigkeit, die wir den Katholiken Italiens nicht zugetraut hätten. Die „liberalen" Blätter veröffentlichen die Erklärung, welche der König vor dem Empfange der Sterbesacramente abgegeben hat; sie lautet: „Ich sterbe als Katholik. Ich habe niemals irgend einen Act begangen mit der Absicht, der Kirche zu nahe zu treten (offendere). Ich bedaure, daß die Entschlüsse, die ich für das Wohl Italiens fassen mußte, Ursache gewesen sein konnten, der Person des Papstes

Schmerz zu bereiten.“ Das ist eine sehr gewundene und geschraubte Erklärung. Der h. Vater hat sich mit derselben zufrieden gestellt und begnügt, und es entsprach ganz und gar dem milden, väterlichen Herzen Pius' IX., wenn er auch die leise Aeußerung der Reue gelten ließ, um darauf hin dem Beichtvater die erforderliche Vollmacht zu ertheilen. „Möge Gott ihm verzeihen,“ sagte der Papst, als er den Tod des Königs vernahm. Später bemerkte er, der Priester spreche die Worte der Absolution, aber Gott sei es, der das Urtheil ratificiren müsse. Jedenfalls haben die Katholiken keine Ursache, auf jene Erklärung hin alle die päpstlichen Hirtenbriefe zu vergessen, in welchen Pius IX. vor der gesammten katholischen Welt auf das bitterste und schmerzlichste Klage wider die Vergewaltigung führt, welche die Kirche und der h. Stuhl durch Victor Emanuel zu erdulden hatten. Diese Klagen sind nicht gesühnt; von dem Raub an Kirchen- und Klostergut ist Nichts zurückerstattet; von Allem, was gegen den h. Vater geschehen, ist Nichts wieder gut gemacht worden. Victor Emanuel hat ein so ausschweifendes Leben geführt, daß man fast auf ihn das Wort des alten Lactantius anwenden dürfte, er habe es sich für seine Lüste zum Grundsatz gemacht, Alles, was er begehrte, für erlaubt anzusehen. — Der König hinterläßt eine Privatschuld von 38 bis 40 Millionen!! — Victor Emanuel hat Italien einig gemacht und zu einer Großmacht erhoben, um deren Gunst verschiedene Großmächte buhlen. Das ist ein politisches Verdienst, das die Italiener in den Himmel erheben

mögen, so hoch es ihnen beliebt. Allein die in höchstem Grade unmoralischen Mittel, die er dazu angewendet hat, die kann man nicht vergessen und sollten am allerwenigsten die italienischen Bischöfe und katholischen Zeitungen vergessen.

Die Ultramontanen, deren Haß gegen Victor Emanuel in dem Vorstehenden einen klassischen Ausdruck fand, waren aber doch nicht die einzigen Feinde des Königs; der erbittertsten einer unter diesen war der General della Marmora. Der General und der König Victor Emanuel sind kurz hintereinander gestorben. Ueber dem Leben beider Männer hing wie eine dunkle Wolke die Erinnerung an die Schlacht von Custozza und den sich daran knüpfenden ruhmlosen vierzigtägigen Feldzug der italienischen Armee. Victor Emanuel konnte sich nie von dem Gedanken trennen, daß der Obergeneral und leitende Minister della Marmora die Waffenehre seiner Armee diplomatischen Bestrebungen und Rücksichten gegen Frankreich geopfert habe. Seine Hoffnung war es, daß es ihm noch vergönnt werden würde, das, was er als eine Verletzung seiner und seines Heeres militärischen Ehre bitter und tief empfand, an der Spitze seiner Armee wieder auszulöschen. In allen europäischen Händeln läßt sich dieser Zug verfolgen, die Minister Victor Emanuel's werden Mühe genug gebraucht haben, denselben zurückzudrängen, aber er brach los, wenn der König sich selbst allein überlassen war, und bei verschiedenen öffentlichen Veranlassungen hat er demonstrativ an den Säbel gegriffen und dabei ernste und bedeutungsvolle

Worte gesprochen. Natürlich sind diese soldatischen Auslassungen stets unmittelbar darauf dementirt worden. Das ist eben diplomatischer Brauch, die Thatsachen des kriegerischen Zuges und seiner demonstrativen Aeußerung blieben daneben doch bestehen. Anders hatte es das Schicksal beschlossen, und dem König die höchste Gunst, die er von ihm verlangte, einen Soldatentod, versagt. Was den General della Marmora betrifft, so suchte er seinem durch die Ereignisse und durch die Auslegung, die sie fanden, verbitterten Gemüth in heftigen Angriffen auf Andere Luft zu machen. Den ersten Band seines famosen Werkes, un poco più di luce, veröffentlichte er unmittelbar vor der Reise des Königs Victor Emanuel nach Wien und Berlin im Jahre 1873, damit dem Buche noch die ganz bestimmte und unzweideutige Pointe gebend. Es war ein eigenthümliches Reisegeschenk, das der General seinem Könige in dessen Reisegepäck einband, und Victor Emanuel mag trotz Allem schwer genug daran zu tragen gehabt haben. Der Skandal hat aber noch nicht sein Ende erreicht; er soll über das Grab hinaus dauern. Victor Emanuel hat in stolzer Reserve sein Urtheil über General della Marmora stets zurückgedrängt. Dagegen hat der Letztere einen zweiten Band seines „Ein wenig mehr Licht" zur Veröffentlichung nach seinem Tode zurückgelegt, in welchem der Giftpfeil direct gegen Victor Emanuel, jetzt gegen dessen Gedächtniß — abgeschnellt wird. Der General soll drei Abschriften dieses Buchs seinen Freunden anvertraut und diese ermächtigt haben, nach seinem Tode den Gebrauch davon zu

machen, den sie für den geeignetsten hielten. Es circuliren daraus einige Stellen, die überall böses Blut machen müssen. Beim Rückzug von Custozza, sagt z. B. der General, „verlor ein gewisser Jemand seine Geistesgegenwart.“ — Graf Usedom, preußischer Gesandter beim Könige von Italien von 1863—1869, soll nach seiner Pensionirung, als er auf seinen in Pommern belegenen Gütern ein der Beschäftigung mit geistigen Dingen gewidmetes beschauliches Leben führte, seine Muße zur Abfassung von Memoiren benutzt haben. Ist das der Fall, so werden wir wohl von ihm più di luce als von General La Marmora bekommen. —

Wenige Tage nach der feierlichen Beisetzung Victor Emanuel's leistete am 19. Januar König Humbert im Parlament den Eid.

„Und nach wenigen Tagen wieder strömt' es
Ueber Piazza Colonna, und ein ganzes
Volk, um Monte Citorio sich schaarend,
Horcht' in glühender Stille, wie sein junger
Fürst ihm schwor, an Gesetz und Recht zu halten,
Jenes theuerste Gut der Volksfreiheit,
Gleich dem Vater ihm unversehrt zu hüten.
Laut vom Pincio erdröhnten Böllerschüsse,
Laut nachdonnerte Jauchzen tausendstimmig,
Als der trauernde Sohn vom Sarge des Vaters
Aufnahm eines Regenten Dornenkrone
Sammt dem schneidigen Kriegsschwert der Savoyer.“

Als König Humbert in den Quirinal zurückgekehrt

war, sammelte sich vor dem Palais eine große Menschenmenge, deren Hochrufen kein Ende nehmen wollte. Der König und die Königin traten auf den Balcon, um zu danken. Aber die enthusiastische Menge wollte das Königspaar immer und immer wieder sehen, und ließ mit Evviva-Rufen nicht nach. Da erschien König und Königin noch einmal auf dem Balcon und zugleich mit ihnen der deutsche Kronprinz, den achtjährigen Prinzen von Neapel auf dem Arme haltend, um ihn dem Volke zu zeigen. Als dann der Kronprinz des Deutschen Reiches sich zu dem kleinen italienischen Kronprinzen herabneigte und auf dessen Lippen einen Kuß drückte, da war das Rufen und Klatschen donnerähnlich, und der kleine Prinz klatschte selbst mit seinen kleinen Händchen.

Am 20. Januar verabschiedete sich der deutsche Kronprinz von der königlichen Familie. Von Ala, der letzten italienischen Station aus richtete er folgendes Telegramm an König Humbert: „Bevor ich die Grenze überschreite, erflehe ich jegliches Wohlsein auf Dich, auf Margaretha und auf Italien herab. Ich bete für Dein Reich zur Vorsehung. Sei umarmt von Deinem Bruder Friedrich Wilhelm.“

Im Herbst des Jahres seiner Thronbesteigung unternahm Humbert eine Rundreise durch Italien, auf der er beim Einzuge in Neapel am 17. November 1878 durch den Dolchstoß des Kochs Passanante leicht am linken Oberarm verwundet wurde. Der Ministerpräsident Cairoli, der mit dem Könige im Wagen saß und den König zu schützen suchte, wurde schwerer verwundet.

Als der König wenige Tage darauf wieder nach Rom zurückgekehrt war, wurde er von der Bevölkerung enthusiastisch empfangen. In engerem Kreis erzählte er am 25. Abends im Quirinal eine Episode aus seinem Einzug in Rom, die ihn sehr unterhalten hätte. In dem Augenblick, als die Equipage des Königspaares den Bahnhof verließ, durchbrach ein dem Anschein nach dem Arbeiterstande angehöriger Mann die Menge, näherte sich dem Könige und rief ihm zu: „Haben Sie keine Furcht, Humbert! Ich bin da, ich!" und bei diesen Worten pochte er selbstbewußt auf seine Brust. Ein heftiger Andrang im Volke trennte ihn vom Wagen, aber einige Meter weiter sah der König wieder seinen Kopf über alle Anderen emporragen. Unser guter Mann schrie noch immer: „Wir kennen uns, Majestät! Wir waren zusammen im Carré bei Custozza! Fahren Sie nur ruhig weiter — ich bin da!" Dank seinen herkulischen Bemühungen und gewaltigen Ellbogenstößen gelang es dem braven Burschen, sich stets auf gleicher Höhe mit dem Wagen zu erhalten, den er nicht verließ, bis er beim Quirinal angelangt war. Im Moment, als dieser verschwand, hörte der König noch zum 20. Male mitten unter den Vivats die Stimme, die ihm zurief: „Wir waren zusammen bei Custozza, haben Sie keine Furcht, Humbert — Corraggio Umberto, ci sono io!" Dieses „Ci sono io!" war mit einer Ueberzeugung gesprochen, welche den König lachen machte, als er am Abend von diesem freiwilligen Beschützer seiner Person erzählte.

Um unseren Lesern die kernige, echt soldatische Art

des Königs Humbert recht lebendig zu veranschaulichen, wollen wir seinen Erlaß an den Sindaco von Rom hier wiedergeben, der anläßlich der Festfeier zur Erinnerung an die Besetzung Roms gegeben wurde. Er lautet: „Rom erfüllt seine Pflicht, wenn es in feierlicher Weise den Erinnerungstag unserer Einheit und nationalen Unabhängigkeit begeht. Mit ganz Italien ehre ich das Andenken Meines erhabenen Vaters und Derjenigen, welche mit so vielen Opfern jene unantastbare Eroberung herbeiführten, welche jetzt unsrer Besonnenheit, unsrer Vaterlandsliebe, unsrer Treue anvertraut ist. Der Treue gegen die Grundsätze, welche die Grundlage unsrer nationalen Wiedergeburt bilden. Die Gesinnung der Anhänglichkeit, welche Sie im Namen der Stadtverwaltung und der Bürgerschaft Mir und Meiner Familie gegenüber aussprechen, sind Mir in besonderem Grade angenehm und erhalte Ich stets Beweise solcher Gesinnung. Empfangen Sie Meinen Dank. Umberto.“

Am 22. April 1868 vermählte sich Humbert als Kronprinz mit seiner Cousine Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Die Kronprinzessin hat bei der Verschmelzung der alten päpstlichen und der neuen königlichen Gesellschaft in Rom eine bedeutende Rolle gespielt. Einige Mitglieder römischer fürstlicher Familien hatten aus mancherlei Motiven sich dem kronprinzlichen Hofe — der König führte bekanntlich keinen Hofhalt — zu nähern gesucht. Sie wurden gut aufgenommen, da es Personen waren, welche gegen Pius IX. keine besonderen Verpflichtungen hatten; aber ein Fehler war es, daß die Kron-

prinzessin, vielleicht um die anderen zu beschämen, diese Damen übermäßig auszeichnete. Es entstand auf diese Art unter ihnen eine Vertraulichkeit, die, wenn nicht bald, doch von dem Augenblicke an, als die Kronprinzessin Königin wurde, nicht am Platze sein konnte. Wären es Damen von großen Geistesanlagen, Bildung und Charakter gewesen und hätte erwartet werden können, daß ihr persönlicher Einfluß auf die junge Kronprinzesssn in irgend einer Hinsicht günstig wirken würde, so wäre dagegen nichts zu sagen gewesen. Da sie sich jedoch, mit einer oder zwei Ausnahmen, nicht über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhoben, so wurde dadurch nichts weiter erreicht, als daß der römisch-aristokratische Salonklatsch auch in den Quirinalpalast verpflanzt wurde, und daß zwischen dieser „ralliirten" und der papalinischen Aristokratie ein scheinbar unheilbarer Bruch eintrat. Während diese um die weltliche Papstherrschaft oder vielmehr um den Verlust ihrer eigenen Stellung und ihres Einflusses trauerte und daher keine Soiréen und Bälle geben konnte, vergnügte sich und tanzte die erstere im Quirinal, bei der Diplomatie und zu Hause. Die damals regierende Consorteria erschöpfte sich in entgegenkommender Liebenswürdigkeit gegen diese ralliirte Aristokratie; sie wurden ungeachtet oder wegen ihrer geistigen und politischen Unbedeutendheit durch officielle Candidaturen in die Kammer gebracht oder zu Senatoren ernannt und sollten dadurch bei ihren Standesgenossen Neid und den Wunsch erregen, sich der Regierung anzuschließen und eine politisch bedeutsame Stellung zu erlangen.

Königin Margherita ist in Italien in hohem Grade beliebt, und es cursiren unzählige ihr schmeichelhafte Anecdoten, von denen behauptet wird, sie seien wahr. Nun, wären sie auch nur gut erfunden, sie bezeugen jedenfalls die Popularität der Königin. So erzählt man sich von dem jüngsten Aufenthalt der Königin im Bade Courmayeur in Savoyen folgendes Geschichtchen. Ein Ukas der Badeverwaltung hatte für die Stunde, in welcher die Königin im Bade erscheint, das andere Publicum streng ausgeschlossen. Die hohe Frau war erstaunt darüber, Niemanden zu sehen, und als man ihr die Ursache erklärte, protestirte sie lebhaft und meinte: „Wenn man im Wasser keine Gefährtinnen zum Plaudern hat, langweilt man sich und hält seine Zeit nicht aus.“ Jetzt ward der Einlaß für Jedermann freigegeben, allein keine Dame wagte es, in Anwesenheit der Königin das Bad zu benutzen, und man sah sich endlich gezwungen, artige Schulmädchen mit Gratiskarten zu bedenken, damit sie der hohen Frau die Zeit verkürzen.

Ein anderes Anecdötchen, das die Liebe des jungen italienischen Kronprinzen zu seiner erlauchten Mutter in besonders zarten Zügen schildert, wollen wir auch noch einflechten.

Königin Margherita von Italien besitzt, so sagt man, eine Schnur rosa Korallen, die sie weder bei Tag noch bei Nacht ablegt. Hat die Monarchin eine Toilette, zu welcher dieser Schmuck nicht paßt, wird die Korallenschnur unsichtbar getragen. An diesen Korallenschmuck knüpft sich

nun folgende Geschichte: Vor fünf Jahren ging der italienische Kronprinz Victor Emanuel mit seinem Erzieher in Venedig spazieren. Da sah er in einem Schaufenster Korallen, die ihm außerordentlich gefielen. Er sagte: „Das werde ich meiner Mama kaufen.“ Sofort trat er ein, fragte nach dem Preise und als man ihm diesen nannte, meinte er: „Soviel Geld habe ich nicht, aber ich werde Ihnen einen Antrag machen: Ich kaufe einstweilen fünf Korallen; heben Sie mir die andern auf, und so oft ich mir von meinem Taschengelde etwas erspare, schicke ich es Ihnen und Sie senden mir dafür soviel Korallen, als mir gebühren.“ Der Handel ward abgeschlossen, und es bedurfte zweier Jahre, bis der Prinz die Freude haben konnte, seiner Mutter die Schnur zu überreichen. Die Königin war so gerührt, als man ihr die näheren Umstände dieses Kaufes mittheilte, daß sie zu ihrem Sohne sagte: „Das ist nun das kostbarste Juwel meines Schmuckes; ich werde es niemals ablegen, denn es soll mich immer an deine Zärtlichkeit erinnern.“

Dieses Histörchen ist entschieden sehr rührend und leidet nur an einem Fehler — daß es nämlich nicht auf Thatsächlichkeit Anspruch machen kann. Abgesehen nämlich davon, daß Jedermann, der die strenge Zucht, in welcher der Kronprinz gehalten wird, kennt, es geradezu für unmöglich halten muß, daß er sich einem Kaufmann für eine Korallenschnur, die er der Königin zu schenken beabsichtigt, zu Ratenzahlungen verpflichtete, steht auch die Thatsache fest, daß Königin Margherita schon seit vielen Jahren

keinen Korallenschmuck mehr trägt. Ich selbst, der den wahrhaft künstlerischen Geschmack ihrer Toilette mindestens ein paar dutzend Male in unmittelbarer Nähe zu bewundern Gelegenheit hatte, habe an ihrem Halse niemals einen andern Schmuck gesehen als mehrere Reihen prachtvoller Perlen. Das vielgepriesene Votivband ist mir niemals in die Augen gefallen und Korallen überhaupt hat man an der Königin, wie gesagt, seit Jahren nicht gesehen, auch nicht in ihrem mattblonden Haare, deren schwellende Zöpfe eine Flut von Diamanten netzartig umschließt.

* * *

Keine Aristokratie der Erde kann sich in Hinsicht auf weltberühmte historische Namen messen mit der römischen „Gesellschaft“. An ihrer Spitze stehen jene Geschlechter, deren Namen allein Geschichte sprechen. Welche Ereignisse, welche Erinnerungen knüpfen sich allein an den Namen Borghese! Das Haupt dieser Familie, welche nebst jener der Colonna zu den edelsten und mächtigsten Geschlechtern Roms gehört, Fürst Marcantonio Borghese, starb kürzlich. Der Verstorbene war ein sehr wohlthätiger Herr, und die Armen Roms verloren an ihm einen mitfühlenden Freund. Bestrebt, den Glanz seiner Familie zu erhalten, hat er nicht nur durch Ausführung großer Unternehmungen die Reichthümer vermehrt, die von Papst Paul V., einem Borghese, herrührten, dessen Gebote er stets sorgfältig beobachtete, er hat auch die Kunst und die Künstler durch reiche Spenden und Ankäufe unterstützt. Viele werthvolle

Stücke der berühmten Sammlungen im Familienhause zu Rom und in der Villa vor dem Flaminischen Thore wurden von ihm erworben. In den letzten Jahren hatte ihn gleichwohl die Sorge um die Zukunft seiner Familie, die nach Abschaffung des päpstlichen Fideicommißgesetzes nicht mehr in der alten vermögensrechtlichen Einheit erhalten werden kann, beschlichen. Er suchte manches seiner Landgüter zu veräußern, um das Geld besser zu verwerthen, und als ihm eine Baugenossenschaft vorschlug, auf dem Grund und Boden der Villa Borghese einen neuen Stadttheil anzulegen, willigte er ein, ohne zu bedenken, ob ihm auch das Recht hierzu zustehe. Ganz Rom lehnte sich aber gegen die Zerstörung dieses schönen, allem Volke zugänglichen Gartens der Stadt auf. Die Gemeinde reichte eine Klage ein und die Gerichte erklärten, daß der Fürst den Familien-Constitutionen gemäß und unbeschadet seines Eigenthumsrechtes die Villa dem römischen Volke offen halten müsse.

In politischen Fragen huldigte der Fürst sehr milden Ansichten. Als Katholik ehrte er den Papst, als Staatsbürger ließ er an feierlichen Tagen die italienische Fahne vom Balcon seines Palastes herabwehen. Seine Reichthümer sind mit dem wirthschaftlichen Leben des Reiches unzertrennlich verbunden. Seine Güter, welche ungefähr ein Drittel der Provinz Rom bilden und die herrlichsten Villen der Welt einschließen, fallen zumeist seinem eingeborenen Sohne Paul, Fürsten von Sulmona, zu. Die anderen Söhne sind mit den Pflichtheilen abgefunden. In

Folge des Todesfalles werden die meisten Familien des römischen Hochadels und in Oesterreich die Familie Apponyi in Trauer versetzt, indem die Gemahlin des Fürsten Paul eine geborene Gräfin Apponyi ist.

Der ungeheuere Reichthum der Familie Borghese stammt auch zum großen Theile aus der Erbschaft her, welche dem Fürsten Giovanni Battista († 1717) von seiner Mutter Olympia Aldobrandina zufiel. Fürst Paul Maria Pius Borghese nahm 1769 Titel und Wappen der Fürsten Aldobrandini an, und ist seitdem dieser Fürstentitel und der damit verbundene Grundbesitz eine Secundogenitur des Hauses Borghese.

Der große Napoleon verheirathete seine wunderschöne Schwester, die Canova so herrlich in Marmor verewigt hat, an den Fürsten Camillus Borghese, verlieh diesem das Fürstenthum Guastalla und — entzog es ihm wieder wenige Monate darauf.

Einen abermaligen ungeheueren Zuwachs an Besitz haben die Borgheses durch die 1872 erfolgte Vermählung des Prinzen Julius Borghese mit der einzigen Erbtochter des Fürsten Torlonia erhalten. Dieser alte Fürst Torlonia, so erzählt der schon citirte römische Correspondent der National-Zeitung, rühmte sich oder, wenn man will, beklagte sich vor etwa zehn Jahren in meiner Gegenwart, so viel Steuern zahlen zu müssen, daß davon ein ganzes Regiment Soldaten erhalten werden könnte. Die Zuhörer, deren Ehrfurcht vor dem Gelde so groß schien, daß sie den Besitzer des größten Vermögens in Rom für ein

Wesen höherer Art hielten, fanden auf diese Bemerkung keine Erwiderung. Dies servile Schweigen empörte mich und ich sagte zum Fürsten: „Glauben Sie, Excellenz" — denn dies und nicht Durchlaucht ist der Titel der italienischen Fürsten — „daß ein Regiment Soldaten genügen würde, Ihre durch ganz Italien zerstreuten Besitzungen vor Schädigung zu bewahren, wenn dies nicht der Staat thäte? Und halten Sie es nicht für die Pflicht jedes Staatsbürgers, nach seinen Vermögenskräften dazu beizutragen, daß der Staat in die Lage versetzt werde, ihm die Garantien der Freiheit der Person und des Eigenthums gewähren zu können?" Der alte Herr, ungewöhnt, solche Bemerkungen zu hören, sah mich mit einiger Ueberraschung an und sagte, daß er die Wohlthaten der Rechtsordnung und die Pflichten des Bürgers gegen den Staat ganz und gar nicht verkenne noch leugne, aber eine halbe Million Steuern doch übermäßig finde. Ich erwiderte, daß Se. Excellenz principiell nicht mehr Steuern zahle als ich, und daß ich sehr zufrieden wäre, wenn ich eine halbe Million Steuern zu zahlen hätte. Der alte Herr, dem es an natürlichem Verstande und practischem Sinn nicht fehlt, lächelte selbstzufrieden und ließ das Gespräch fallen, vielleicht, weil er denken mochte, es lohne nicht der Mühe, das Gespräch mit einem Menschen fortzusetzen, welcher so wenig Respect vor dem Gelde hat, daß er ohne Murren eine halbe Million jährlich an Steuern zahlen würde, wenn sie ihm auferlegt werden könnte.

Sind die Fürsten Torlonia und Borghese Repräsen-

tanten des hohen einheimischen Adels in Rom, so kann man die Gräfin Zamoiski, welche vor mehreren Jahren eine erste Rolle in Rom spielte, als Repräsentantin jener internationalen Aristokratie ansehen, deren Anwesenheit in vieler Beziehung der römischen Gesellschaft einen picanten Reiz verleiht.

Als die Gräfin Zamoiski in Rom weilte, wurde sie allgemein ihrer Schönheit wegen bewundert. Jetzt hat ihr Gemahl einen Ehescheidungsproceß in Paris, sowie im Vatican anhängig gemacht und die bewunderte Gräfin ist zu ihrer Mutter zurückgekehrt. Ihr Leben böte Stoff zu einem Sensationsroman. Sie ist die Tochter des Herzogs von Malakoff, ihre Mutter ist eine Spanierin. Kaiser Napoleon III. und seine Gemahlin waren ihre Pathen, weshalb sie Luisa Eugenia genannt wurde. Ihr Vater, der große Sieger im Krimkriege, war abergläubisch, und ließ, als sein Töchterlein die erste Neigung zeigte, die Füßchen zum Gehen zu benutzen, zwei reizend weiß=blaue Schuhe anfertigen, welche in der Cathedrale zu Madrid geweiht wurden und eine Nacht hindurch sich an den Füßen des Kindleins befanden, welches die dortige Madonna in ihren Armen trägt. Das Töchterchen war damals mit seinen Eltern in Algier, und wurde Auftrag ertheilt, jene Schuhe von Madrid nach Algier zu senden. Die Eltern waren der Meinung, jene Schuhe würden dazu beitragen, das Kind auf richtige Wege zu leiten. Bekanntlich wurden die ersten Schuhe des Königskindes von Spanien ebenso geweiht. Jene für Luisa Eugenia

bestimmten Schuhe sind niemals angelangt und man hat trotz aller Nachforschung nie erfahren, wo sie geblieben und wie sie verloren gegangen sind. Der Stern Napoleon's ging unter, Luisa Pelissier verlor ihren Vater. Herangewachsen, erregte ihre Schönheit allgemeine Bewunderung und so ward sie — man sagt aus Neigung — Gemahlin des reichen Polengrafen Zamoiski. Jetzt ist der Weg, den sie geht, voll Dornen, dornenvoll soll auch ihre Ehe gewesen sein. Ja, wären die geweihten Schuhe nicht verloren gegangen!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.